Johann Georg Hamann's

von Königsberg

Dienst- und Ruhejahre.

(Der Lebensgeschichte anderer Theil.)

Männern deutscher Art

gewidmet.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1879.

Johann Georg Hamann's

Dienst- und Ruhejahre.

Johann Georg Hamann's

von Königsberg

Dienst- und Ruhejahre.

(Der Lebensgeschichte anderer Theil.)

Männern deutscher Art

gewidmet.

Das beste Wirken ist Leiden,
und ein Geduldiger ist besser,
denn ein Starker.
J. G. H.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1879.

J. G. Hamanns Lehr- und Wanderjahre liegen hinter uns; ein neues Leben, wenigstens der sonneverkündende Morgenstern eines solchen, war aus der trüben, schwarzen Nacht, und aus dem bittern Tode der Natur ihm aufgegangen, ehe er das dreißigste Lebensjahr erreichte. Das alles bezeugt er selbst, und mit seinen eigenen Worten gaben wir es wieder, indem wir das Licht „des Wortes, das aus Gott ist", zu gewünschtem Nutz und Frommen unsrer als jugendlich strebend gedachten Leser darauf fallen ließen. Wir kommen zu Hamann dem Manne, zur zweiten Hälfte des ihm beschiedenen Erdenlebens, und fragen: Wie hat der so tief Umgewandelte mit dem geschenkten Gottespfunde gewuchert? Wie den Samen einer heiligeren Lebensgeburt in seinem Innern bewahrt und zur Reife gebracht? Und welche Frucht hat er, sich selbst und Anderen zum Heil, daraus gezeitigt? — Darauf will das vorliegende Bändchen eine Antwort geben. Wiederum zu allermeist mit des Mannes eigenen Worten, wie sie theils noch in den „Gedanken über meinen Lebenslauf", theils in seinen zahlreich erhaltenen Briefen uns vorliegen. Dabei werden wir auch hier den Gelehrten, um nicht zu sagen den Büchermann Hamann, und was er in dieser Beziehung dachte und urtheilte und Freunden zum Besten gab, außer Acht lassen und uns nur an den Menschen, an den Kern seines Wesens und seiner Entwickelung, an sein inneres Leben und Sein halten, um danach schließlich, in einem dritten Bändchen, den Ertrag dieses Lebens und jener Studien im Verein, als Lehr- und Lebens-

sprüche von bleibendem Werthe und von allgemeiner Verständlichkeit, dem die „Wahrheit für das Leben" liebenden deutschen Leser in geordneter Folge und Eintheilung vorzulegen — zugleich mit dem Gesammturtheil über diesen tiefsten und gewaltigsten Schriftsteller seiner Zeit.

In Bezug auf Gegenwärtiges sei noch bemerkt, daß meistens, wo man von Hamann gebrauchte, dem Laien weniger geläufige Fremdwörter durch entsprechende deutsche wiedergab, oder wo man sonstwie erklärende Zwischenbemerkungen für nöthig hielt, dieses mit eckigen Klammern [ ] geschah, ähnlich wie im vorigen Bändchen, während Hamanns eigene Parenthesen in gewöhnlicher ( ) Art wiedergegeben sind. Ferner, daß die Unterstreichung ganzer Sätze, wo sie sich findet, fast durchgehends vom Verfasser dieses, nur diejenige einzelner Wörter von dem herrührt, der sie zuerst geschrieben. Endlich, daß Punkte (. . .) auf Auslassungen deuten sollen, während Gedankenstriche (— —) auf den Autor selbst zurückzuführen sind.

Und nun sei auch diesem Bändchen, gleichwie dem freundlich aufgenommenen ersten, ein Segen gewünscht, und eine Frucht, welche bleibe.

Münster-Elberfeld,
im Mai 1879. J. Cl.

1. Abfällige Versuche.

Ende Juli des Jahres 1758 war Hamann also von der nach dem Aeußeren völlig verunglückten, nach dem Innern so sehr gesegneten Londoner Reise zu seinen Auftraggebern in Riga zurückgekommen und „mit aller möglichen Freundlichkeit und Zärtlichkeit bewillkommt" worden. (1. Bändchen S. 131.) Wie ein Familienglied lebte er nun ein halbes Jahr im Berens'schen Hause und suchte sich vorerst nach Vermögen demselben nützlich zu machen in Geschäft und Familie, weitere Fügung erwartend.

Er selbst schrieb davon am Jahresschlusse: „Meine Geschäfte in dem Hause meines Wohlthäters haben bloß in einem Briefwechsel mit seinem Bruder, in dem Unterricht der ältesten [noch unerwachsenen] Tochter des Hauptes unsrer Familie, und einer kleinen Handreichung eines jüngern Bruders, der auf dem Comptoir ist und George heißt, bisher bestanden. Gott hat diese Arbeiten bisher mit einer sichtbaren Hand gesegnet, und sei dafür von Grund des Herzens gelobt und gepriesen im Namen seines lieben Sohnes, Jesu Christi. Er wolle mich ferner aus seiner Fülle Gnade um Gnade schöpfen lassen und mir den Beistand seines guten und heiligen Geistes zu allen meinen Werken verleihen und alles zu seiner Ehre und zum Heil meiner Seele und Anderer gedeihen lassen, mich zum treuen Haushalter des mir verliehenen Pfundes schaffen, und meinen Glauben in unverfälschter Liebe meines Nächsten immer wirksamer und fruchtbarer werden lassen an Werken, die Er mir zubereitet, und die Ihm angenehm sind

in dem Sohn seiner Liebe, meinem Hohenpriester und Fürsprecher. Amen.“

Wie aber keine Gabe ohne Aufgabe ist, so auch hier. Hatte der Reuige den Anblick göttlicher Gnade in Vergebung seiner Schuld erfahren, so galt es nun, das Licht dieser Gnade auch in sich selber brennend und leuchtend zu erhalten in innerer Arbeit und im Dienst für Andere, um auch sie, wo es möglich, damit anzuzünden. Solches konnte aber nicht geschehen mit Worten des Mundes oder der Feder allein, sondern mit dem Werk und Wandel in der heiligen Liebe, nach dem Worte Christi an seine Jünger: „auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Daß nun solches ein wenig schwerer ist, als unsere christlichen Gefühle und guten Vorsätze zu Papier zu bringen, daß jenes nicht ohne einen beständigen, betenden Streit mit unserer natürlichen Eigenheit, dem Quellorte des Bösen, möglich und wirklich wird, in der angezogenen Kraft von oben, das sollte auch Hamann erfahren. Erfahren sollte er, daß alles Lehren und Treiben des erkannten Besten an Anderen nichts zu Stande bringt, ja zu Schanden wird, nicht nur wegen der Herzenshärtigkeit dieser Andern, sondern nicht minder wegen der noch ungestorbenen Eigenheit des Lehrenden und Treibenden selber, wenn dieser auch wohl meint, sein Werk mit Gott zu thun. Denn nur die im Selbstopfer gelassene Liebe ist die gewinnende Liebe.

Liebe freilich suchte Hamann nun zu üben, zunächst an seinem jüngeren, leiblichen Bruder, dem eben damals eine Lehrerstelle an der Domschule in Riga angetragen worden war. Der erste der von Riga aus geschriebenen und uns erhaltenen Briefe ist an denselben gerichtet und wir setzen ihn gerne hierher.

„Riga, im August 1758. „Mit Mutterhänden leitet Er die Seinen stetig hin und her; gebt unserm Gott die Ehre.“ Gott erzeigt dir viel Gnade und ein größeres Glück wird dir angeboten, als du hattest erwarten können. Danke ihm von Herzen und nimm es nicht an, als bis du dich seinem Willen ganz ge-

widmet hast und dir seinen Beistand von Oben dazu versprechen kannst. Wenn es dein Wille ist und dein Ernst, dich demselben zu ergeben, so wird dir alles gewährt werden; ja selbst das, was uns entgeht, dient dann zu unserm Besten. Ich schreibe dir nicht als ein Schwärmer, nicht als ein Pharisäer, sondern als ein Bruder, der dich nicht eher hat lieben können, so lange er Gott nicht erkannte und liebte; der dir aber jetzt von ganzem Herzen wohl will und, seitdem er beten gelernt hat, nicht vergißt auch für dich zu bitten. Alle Zärtlichkeiten des Blutes, der Natur sind leere Schalen, die denen nichts helfen, die wir lieben. Wir können unserm Nächsten nichts als Schaden thun, und sind wissende oder unwissende Feinde desselben. Durch Gott allein liebt unser Herz die Brüder, durch ihn allein sind wir reich gegen sie Ohne Jesum zu kennen sind wir nicht weiter gekommen als die Heiden. In dem würdigen Namen, nach dem wir Christen heißen, wie der Apostel Jacobus sagt, vereinigen sich alle Wunder, Geheimnisse und Werke des Glaubens und der wahren Religion. Dieser würdige Name, nach dem wir genannt sind, ist der einzige Schlüssel der Erkenntniß, der Himmel und Hölle, die Höhen und Abgründe des menschlichen Herzens eröffnet. Lies das herrliche Lied: Beschränkt ihr Weisen dieser Welt rc. und laß dir den Ton meiner Briefe nicht anstößig sein. Du wirst mich als keinen Kalmäuser antreffen, wenn ich die Freude haben sollte dich zu sehen. Ich lebe jetzt mit Lust und leichtem Herzen auf der Welt, und weiß, daß die Gottseligkeit die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, und zu allen Dingen nütze ist. Seitdem ich Gottes Wort als Arzenei, als den Wein, der allein unser Herz fröhlich machen kann und unser Gesicht glänzend von Oel, als das Brot, das das Herz des Menschen stärkt, kennen gelernt habe, bin ich weder ein Menschenfeind, noch hypochondrisch, noch ein Ankläger meiner Brüder, noch ein Ismael der göttlichen Regierung mehr. Das Böse auf der Welt, das mir sonst ein Aergerniß war, ist jetzt in meinen Augen

ein Meisterstück göttlicher Weisheit, und der Befehl des Erlösers: Widerstehet dem Bösen [dem Uebel] nicht! ein Kleinod der göttlichen und christlichen Sittenlehre.

„Mit deiner Antwort, welche die Ehre gehabt dem hiesigen Magistrat zu gefallen, bin ich zufrieden bis auf die kritischen Züge, die dir darin entfahren. Unterdrücke dergleichen Einfälle so viel als möglich. Du weißt, wie sehr ich an der Läufesucht des satirischen Witzes krank gelegen. Wenn es Gottes Wille ist, dich hier zu sehen, so beschleunige deine Abreise so viel als möglich. Sende alle deine Bücher mit einem Schiffer ab, um so leicht als möglich zu Land zu gehen. Bringe meine zwei Lauten mit; ich hoffe, daß aus Lübeck die zerbrochene mit meinen Büchern angekommen. Wenn dir unser lieber Vater Luthers Schriften überlassen will, so laß diesen Schatz nicht zurück. Gott lenke alles nach seinem gnädigen Willen. Ich, mein lieber Bruder, denke von dir besser als von mir selbst und zweifle nicht, daß Gott viel Gutes zum Besten Seines Hauses und Seiner Heerden, sie mögen in Lämmern oder in Schafen bestehen, im Sinne hat durch deine Hand auszurichten, und selbige dazu stärken wird. Wie froh bin ich über die Gnade gewesen, die mir Gott durch dein Glück und Gegenwart so unvermuthet bereitet hat. Ich erschrack, als ich von deiner Ueberkunft hörte, weil ich glaubte, daß ein gleicher Sinn mit dem meinigen dich dazu antreibe — und ich unsern alten lieben Vater nicht gerne verlassen wissen wollte. Als ich aber die Umstände erfuhr, war ich desto angenehmer entzückt. Ich umarme dich herzlich und empfehle dich der gnädigen Obhut unsers gnädigen Vaters und unsers liebreichen Erlösers, der Seinen guten Geist reichlich über dich ausgießen und dich mit allen Tugenden desselben salben wolle. Amen."

Dann heißt es im „Lebenslauf": „Den 27. October langte mein Bruder glücklich und lange erwartet an. Gott sei gelobet und gepriesen für alle Barmherzigkeit, die er an uns beiden so reichlich erwiesen. Er erhöre nädig um seines lieben Sohnes

Jesu Christi willen das tägliche Gebet auch für meinen einzigen Bruder, das er mir in den Mund gelegt. Er schenke ihm die nöthigen Kräfte zu seinem Beruf, und den Willen und Eifer, selbige treu anzuwenden. Er gebe ihm Gnade, seine Kinder im Namen Jesu aufzunehmen und zu weiden. Gott wolle ihn selbst zu einem treuen Hirten der Schafe und Lämmer schaffen und bereiten, die er ihm anvertraut hat. Er wolle ihn den Segen des vierten Gebots zu allen seinen Geschäften und auf allen seinen Wegen begleiten lassen — und uns beiden selbigen genießen lassen um des vollkommenen Gehorsams seines lieben Sohnes Jesu Christi willen. Durch eben denselben mögen unsre Herzen in wahrer brüderlicher Liebe vereinigt sein, daß wir nicht wie Steine des Anstoßes uns einander im Wege liegen, sondern uns wechselsweise aufmuntern mögen, der treuen Hirtenstimme unsers Heilandes zu folgen, uns immer mehr und mehr selbst zu verleugnen, sein Kreuz auf uns zu nehmen, und in die Fußstapfen zu treten, die er mit seinem theuren Blut bezeichnet hat. Amen."

Aehnlich lauten die Wünsche für den Bruder in einem Brief an den Vater vom 1. Decbr. Freilich sollten dieselben nicht so in Erfüllung gehen, und Hamann selbst noch lange und nicht leichte Uebungen mit dem Bruder durchzumachen haben. Davon später; hier genügt uns, seine gute und herzliche Gesinnung gegen denselben, seine Sorgen und Gebete für ihn erkannt zu haben.

Liebe suchte unser Freund aber auch ferner zu üben an seinen ehemaligen Zöglingen, den jungen Baronen von Witten in Grünhof, wo Gottlob Emanuel Lindner, der jüngste Bruder des engeren Freundes J. G. Lindner, sein Nachfolger im Hofmeisteramte war. An diesen wendete er sich zuerst, indem er ihn zum Gehülfen seiner Bemühungen zu nehmen suchte, nicht ohne freilich ein wenig den Vormund über ihn dabei zu spielen, wodurch dann die Sache schließlich ins Schiefe gerathen mußte. Er schrieb im Septbr. 58 aus Riga an den Genannten u. a.:

„Ich habe gestern an Ihre jungen Herren geschrieben. Durch

diesen Briefwechsel habe ich keine Absicht Ihnen beschwerlich zu fallen. Mit dem jüngsten Baron wird es nur ab und zu nöthig sein, anstatt einer Schreibstunde mir zu antworten. Den ältesten werden Sie ihm selbst und mir ganz allein überlassen. Lassen Sie ihn nur alle Fehler, die er thut, begehen, ohne sich damit zu quälen. Ich werde ihm nichts schenken. Wenn Sie eine Viertelstunde mit ihm über den Inhalt desjenigen, worüber er schreiben will, reden und darüber raisonniren, so ist das Alles, was Sie von Ihrer Seite dazu nöthig haben. Sehen Sie mit der Zeit, daß es der Mühe lohnt, ihm ein wenig zu helfen, so können Sie es allemal so viel thun, als Sie Lust haben. Ich will jetzt aber durchaus Meister in diesem Spiel sein und freie Hand darin haben. Die Ursachen, warum ich dies fordere, werden Sie selbst einsehen, ohne mich darüber weitläuftig erklären zu dürfen. Mehr Nutzen für den jungen Herrn. Und wir beide mehr Freiheit gegen einander."

So begann nun der Lehrer von ehedem einen Briefverkehr mit jedem seiner beiden Schüler, worin er sie zu Aufsätzen praktischer Art anzuregen suchte, z. B. „über den Beruf des kurländischen Edelmannes", „ob der französische Adel [vor der Revolution] eines Berufs zum [kaufmännischen] Handeln fähig gewesen wäre". Er gab selbst dazu die genauesten und anregendsten Dispositionen, nachdem er zuvor die jungen Herren ihre eigenen Gedanken hatte aussprechen lassen, die dann freilich unreif und kraus genug waren, wie aus den zugleich feinen und ernsten Antworten des Lehrers hervorgeht. Ueberhaupt mochten die Themen den Schülern etwas zu hoch, dazu der gute Wille der letzteren nicht allzustark sein, und so sah Hamann sich genöthigt, schon nach zwei Monaten sein Lehren einzustellen. Doch enthalten selbst diese wenigen Briefe, zusammt den begleitenden an den Hofmeister, manche erziehlich praktische Wahrheit und Weisheit. Davon anderswo.

„Erinnern Sie sich, mein lieber Baron, so endet der letzte der Briefe, daß von Ihrem jetzigen Schulfleiß das künftige Gebäu

Ihres Glücks abhängt, der späteste Genuß Ihres Lebens, welchen Sie selbst und andere einmal daran haben sollen. Derjenige, von dem jene kleinen Insecten ihre Baukunst und Zellenordnung her haben, lege den sehnlichen Wunsch des Dichters [über die Arbeitsamkeit der Bienen] auch in Ihr Herz, und erhöre denselben aus Ihrem Munde! Ich wage es, diese Erinnerung Ihrem Gemüth noch etwas tiefer einzudrücken, gesetzt daß ich Ihnen auch vorkommen sollte seit meinem letzten Briefe, auf einmal um ein Jahrhundert älter und ernsthafter geworden zu sein. Die Schule, in der an Gott gedacht wird, ist so gesegnet als das Haus des Aegypters, wo Joseph aus- und einging. Sonst arbeiten umsonst, die an uns bauen, mein lieber Baron; sonst wachen die Wächter umsonst über unsern Seelen. Gott hilft einem Noah an seinem Kasten, einem Mose an seiner Stiftshütte, und einem Salomo an seinem Tempel. Als ein Mensch unter uns, hieß er des Zimmermanns Sohn. Ich könnte Ihnen mein eigen Beispiel zum Beweise anführen, daß Er den Wehemüttern, die ihn fürchten, noch heute Häuser baue. Lassen Sie Ihn daher an Ihrem Schulgebäu Antheil nehmen, so wird die Mühe Ihres treuen Lehrers [Lindner] anschlagen, und die Ernte für Sie desto einträglicher und gesegneter sein."

Ende gut, alles gut, mag man gerne hier sagen. Aber ein baldiges Ende mußte allerdings dasjenige haben, was zwar in guter Meinung begonnen, doch des tieferen Weisheits- und Liebes-Grundes noch ermangelte. Wie sehr Hamann dabei diesen Grund ahnte, ohne auf ihn schon zu bauen, davon zeugen die gleichzeitigen Briefe an den genannten Lehrer der beiden Knaben. Sie zeigen zugleich, wovon er sonst noch nicht frei geworden.

Im September. „Wie weit sind Sie in Ihrem Bücherschmause gekommen? Ich werde als ein Tellerlecker zu Gaste kommen, und Ihre besten Bissen, die Ihnen am meisten gefallen haben, vor der Nase wegnehmen. „Die Keulen für das Volk, die Knochen für die Hunde." Wenig und was Gutes gefällt

dem Geschmack und bekommt am besten. Die Unersättlichen sind immer die Unfruchtbarsten.

„Geben Sie mir einmal in einem Briefe einen Extract von dem, was Ihnen so viel kostbare Stunden und süße Nächte und heitere Tage gestohlen. Geht es unserer Seele wie dem Leibe, der ohne Stuhlgang und Ausdünstung nicht Blut machen kann? Nun so laßt uns das ausschwitzen, was wir mit so vieler Lust gekaut und mit so viel Mühe verdaut haben — — durch alle möglichen Poren. Wer der Natur gemäß lebt, braucht keine leidigen Aerzte. Die durch die Arznei leben müssen, die Gott aus der Erde wachsen läßt, sind selten im Stande, sie selbst zu sammeln."

16. Septbr. „Warum vergessen Sie mich ganz. Heißt das die Pflichten der Freundschaft erfüllen? Ich habe nicht Zeit, sagen Sie — — Schaffen Sie sich welche durch eine bessere Anwendung derselben, und durch eine größere Herrschaft über Ihre Begierden! So werden Sie niemals zu viel noch zu wenig, sondern immer genug haben. Wie viel kann der Weise entbehren, der nicht mehr zu wissen verlangt, als er zu seiner Nahrung und Nothdurft nöthig hat, und nicht zu Steinen spricht, daß sie Brod werden sollen; dabei aber glaubt, daß Gott aus Steinen uns Kinder erwecken kann."

Im October. „Sie wollen des Hobbes Werke lesen; ich habe sie nicht, und wenn ich sie hätte, würde ich ein Bedenken tragen, sie Ihnen mitzutheilen. Wie wenig wollen Sie sich durch mein Beispiel warnen lassen? Sie werden den Schaden davon tiefer als ich empfinden, und er wird bei Ihnen vielleicht schwerer zu ersetzen sein. Sie haben einen stärkeren Beruf und ausgezeichnetere Gaben zu einem Amte und einem öffentlichen Stande, als ich habe. Hören Sie, wenn es möglich ist, Sie aus dem Schlummer Ihrer Hypochondrie zu ermuntern. Schonen Sie Ihre Gesundheit — — dies ist eine Pflicht, zu deren Erkenntniß und Ausübung Sie keinen Leviathan nöthig haben; von der die

jetzige Anwendung Ihrer Selbst und der künftige Gebrauch Ihres Lebens und der Wucher Ihrer Pfunde abhängt. Denken Sie an Ihren Beruf; denken Sie, daß Sie einen zwiefachen haben. „Hast du mich lieb? Weide meine Lämmer! Hast du mich lieb? Hast du mich lieb? Weide meine Schafe, weide meine Schafe!“ Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Sokrates vergaß mitten unter den Wirkungen des Giftes, die ihn zu lähmen anfingen, des Hahns nicht, welchen er dem Aeskulap zu opfern versprochen hatte. Denke an den, dessen Gekrähe dich an meine Verleugnung erinnerte, und an den Blick der Liebe, der dein Herze schmolz! Thun Sie alles dasjenige, was zu Ihrer Pflicht gehört? Woher entstehen alle die Lüste nach fremden Gewächsen — — das Murren des Volks — —?

„Ich komme Ihnen vielleicht allzugerecht und allzuweise vor — Sitzen aber die Pharisäer selbst nicht auf Mosis Stuhl, und gesetzt, ich strafte mich jetzt selbst, hört dasjenige, was ich Ihnen sage, auf, wahr und recht zu sein? Sagen Sie also nicht in Ihrem Herzen zu mir: Arzt, hilf dir selber! — An dieser Krankheit sterben alle Aerzte, und der größte litt diesen Vorwurf auf seinem Siechbette, dem Kreuz . . . Laß uns arm werden — — Wittwen werden — — wie Naemann den Rath eines Dienstmädchens nicht für gering achten, eine Reise zu thun, den Rath unsrer Unteren nicht für zu schlecht, um den Jordan zu besuchen. Ist es was Großes, was der Prophet von uns fordert? Ist es eine Lüge, was der Apostel sagt, daß alles Koth — — ja Schaden ist? Hat es Moses jemals gereut, die Schmach seines Volkes für die Weisheit und Ehre in Aegypten vertauscht zu haben?“

Weiterhin, in demselben Briefe. „Gott hat mir Muße und Ruhe geschenkt, ich suche die Zeit, die ich jetzt habe, wie ein Altflicker anzuwenden. Zwo Stunden sind bisher für mich besetzt gewesen, davon ich eine wieder verloren. Die erste war gewidmet, ein Kind lesen zu lehren, die andere einen jungen Menschen, den

ich als meinen Freund und Bruder ansehe, ein wenig französisch Ich habe den letzten jetzt nur, und habe die Hoffnung, den ersten wieder zu bekommen, und will, sobald ich mit Gottes Hülfe wieder ausgehen kann, einen Besuch thun, darum zu betteln, daß man es mir höchstens ein paar Stunden des Tages wieder anvertraut. Wollen Sie mir glauben, daß ich ganze halbe Stunden herumgehen kann, um mich zu den Lectionen, welche die möglichst leichtesten sind, vorzubereiten und nachzubereiten, daß ich so sage? Sie werden mich verstehen und so viel davon als nöthig anwenden auf das, was ich sagen will. Als ein Freund von Ihnen erlaube ich mir gegenwärtige Freiheiten, und suche die Vorwürfe einer Naseweisheit zu mildern. Als mein Nachfolger bei den Kindern, die ich ehemals gehabt, werden Sie das Spiel, das ich mit ihnen angefangen, nicht auf die strengste Art wie einen Vorwitz um ganz fremde Dinge beurtheilen können."

In einem andern Briefe aus demselben Monat findet sich u. a. noch folgendes beachtenswerthe Wort. „Daß alle Sprünge nichts helfen, um Kinder zu lehren, wissen Sie aus der Erfahrung. Daß sie unsere Lehrer sind, und wir von ihnen lernen müssen, werden Sie je länger je mehr finden. Wenn solche nichts von uns lernen wollen noch können, so liegt allemal die Schuld an uns, weil wir so ungelehrig oder so stumpf sind, sie nicht in der rechten Lage anzugreifen. Je mehr ich mich selbst in Ansehung des jüngsten Herrn untersuche, je mehr finde ich, daß die Schuld an mir gelegen . . . Gewöhnen Sie Ihren jungen Herrn, so viel Sie können, an eine bescheidene Sprache. Der entscheidende zuversichtliche Ton gehört nur für Sophisten . . ." Schließlich: „Falls Ihnen meine ganze Arbeit als eine Frucht des Eigendünkels vorkommt, falls Sie an der Wendung derselben zu viel Antheil nehmen sollten, so sagen Sie mir es. Ich werde für diese Probe Ihrer Freundschaft Ihnen verbindlich sein und auf eine Art abbrechen, die Ihnen alle Genugthuung schaffen soll."

Im November konnte sich der Schreibende der Erfüllung

dieser letzteren Hoffnung wirklich freuen, worüber er sich recht demüthig äußert. „Ich habe Ihnen unzählig viel zu schreiben. Abbitte, Ehrenerklärung und was Sie wollen. Es hat mir an Angst so wenig als Ihnen selbst gefehlt. Hat es nicht eben dies unsre Mütter gekostet — und doch waren sie uns gut, sobald wir da waren . . . Sie haben sich durch Ihre letzte freundschaftliche Zuschrift gegen Ihren Herrn Bruder legitimirt, und mir Muth und Herz eingeflößt. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie diese Probe meiner Freundschaft ausgehalten haben. Man fühlt als ein Christ täglich, was Paulus sagt: auswendig Streit, inwendig Furcht. Die Kinder sind da, klagt Hiskias, aber es fehlt an Kraft sie zu gebären . . . . Ich bin jetzt unendlich mehr gedemüthigt durch einen, der mir am nächsten ist. Gott sei uns allen gnädig! und vergebe uns die Sünden unsrer guten Absichten und guten Werke! Es muß ja — — es muß ja Aergerniß kommen. So unvermeidlich dies ist, so wahr ist das Wehe! Gottlob, daß dieser Spieß nicht uns, sondern die Wand trifft. So viel ich auch leide und noch leiden soll, so lasse er mir den Trost derjenigen Gerechtigkeit, auf welche Hiob pochte — —“

Aehnlich schon zwei Monate vorher: „Gott wolle mir Kräfte geben, und alle die guten Hoffnungen erfüllen, die er uns von weitem zeigt. Er muß uns Gutes und Böses tragen helfen; erlösen von der Gefahr des Glückes und stärken zur Arbeit des Leidens. Ich bin Gottlob! gesund und zufrieden, und wünsche Ihnen gleichfalls beides zu sein.“ October: „Gott hat mir Gnade gegeben, auch mit Freund Bassa [jenem „Türken“, von dem H. früher Geld geliehen] richtig zu machen. Um wie viel Pfund mein Herz dadurch leichter geworden, mögen Sie selbst berechnen — — Ich sehe von meinen Wünschen einen nach dem andern in Erfüllung gehen, ohne selbst das Wunderbare darin begreifen zu können. Die Thränensaat einer Nacht verwandelt sich öfters in ein Ernte- und Weinleselied des darauf folgenden Morgens.“

Als um diese Zeit der genannte Lindner, welcher Theologie studiert hatte, als Hofmeister in Grünhof daran dachte, diese gegen die schönen Wissenschaften einzutauschen, that Hamann was er konnte, um ihn davon zurückzuhalten. Er schrieb ihm im November 1758: „Folgen Sie meinem Rath — Lassen Sie Lessing und N. liegen. Geben Sie Ihr Geld, Kräfte und Zeit nicht für Dinge aus, die kein Brot sind. Gehen Sie zu Ihrer Theologie zurück, und bleiben Sie in Ihrem Beruf. Der Arbeiter sind wenig und die Ernte ist groß. Hören Sie Jacobs Stimme und lassen Sie sich durch Esaus Hände nicht irre machen. Es steht bei Ihnen, mich zu richten — — ich mache mir aus dem Urtheil der Menschen nichts, sagt der Apostel. Ich weiß, daß ich mich selbst verdamme — — immerhin, wenn es nicht anders sein kann, es kann mir auch nicht schaden; nicht Sie, nicht mein Nächster, nicht ich selbst, sondern der Herr ist Richter. So werden wir durch dasjenige aufgerichtet, was uns niederschlägt, und durch den getröstet, der uns betrübt."

Der obige gute Rath hatte im Verein mit Anderem die Wirkung, daß H. ein halbes Jahr später (von Königsberg) an denselben schreiben konnte: „Ihre liebe Mutter . . . ist sehr vergnügt über Ihren Entschluß, zur Theologie zurückzukehren, schien aber etwas über die Heftigkeit, womit Sie sich auf die entgegengesetzte Seite Ihrer bisherigen Denkungsart zu werfen scheinen, besorgt zu sein. Ich habe sie deswegen so gut ich konnte beruhigt, und es war mir lieb, daß unsre Gedanken übereintrafen. Erlauben Sie mir, geliebtester Freund, noch eine kleine Erörterung derselben hinzuzufügen . . .

„Ich habe gehört, Sie wollen Ihre jetzige Stelle verlassen und sich nach Riga begeben, weil Sie glauben, daß die gegenwärtige Verfassung Ihrem Entschlusse, zur Theologie zurückzukehren, im Wege stände. Es ist eine Pflicht, mit der Stellung zufrieden zu sein, in der wir uns finden, und je schwerer sie uns wird, desto größer der Sieg über

uns selbst, und der Beistand Gottes, ihn zu erhalten. Ohne die wichtigsten Gründe verlassen Sie also Ihren gegenwärtigen Posten nicht. Wenn Ihnen eine andere Verfassung nöthig und nützlich sein wird, so wird Sie Gott wohl darein versetzen, wie Sie an meiner jetzigen Verrückung [von Riga nach Königsberg] ein Beispiel haben. . . . Sie schreiben mir von Ihrem Wege in Wüsteneien. Der Psalmist aber sagt: Die Wohnungen in der Wüste sind auch fett, daß sie triefen. Ps. 65. Wenn Sie auch ohne Frucht arbeiten müssen, so fahren Sie nur getrost fort in Ihrem jetzigen Berufe. Entschlagen Sie sich aller Verekelungen, die Sie anwandeln, und glauben Sie, daß Ihnen dasjenige, was Sie jetzt thun, von Gott befohlen worden. Eine selbstgewählte Ordnung zu leben, die man sich zu erschwingen bemüht, ist, wie ein selbstgewählter Gottesdienst, dem Herrn ein Greuel. Sie werden sehen, wie viel Zeit Sie übrig behalten werden, wenn Sie sich aller Nebendinge, selbst in Ihrem jetzt erneuerten theologischen Studium, entschlagen. . . .

„Was wollen Sie für große Anstalten zu Ihrem neuen Studium haben? Drei Leibbücher wären für mich hinlänglich. Das erste [die h. Schrift] lesen und schmecken Sie schon, und wenn Sie solches als ein Christ lesen, so wird es Ihnen als einem Gottesgelehrten mehr zu Statten kommen, als ein Auszug der besten Ausleger. Das zweite Buch wäre Rogall's und Schulzens Gesangbuch. Sie kennen noch zu wenig unsre Kirchenpoesie; dieser Schatz liegt auf einem offenen Felde, dem ungeachtet von wenigen entdeckt und noch von wenigeren recht gebraucht. Da Sie ein Dichter sind, so sei dies Ihr classischer. Das dritte ist die Sammlung von Luthers kleinen Schriften, die Rambach herausgegeben. In diesem Buche finden Sie dieses Vaters unsrer Kirche auserlesenste Gedanken und Erklärungen über die Hauptlehren unsers Glaubens, die zugleich polemisch und praktisch sind. . . Was für eine Gewalt der Beredsamkeit, was für ein Geist der Auslegung, was für ein Prophet! Wie gut wird Ihnen der alte

Wein schmecken, und wie sollten wir uns unsers verdorbenen Geschmacks schämen! Was sind Montaigne und Baco, diese Abgötter des witzigen Frankreichs und des tiefsinnigen Englands, gegen ihn! . . Das Hebräische und Griechische möchte ich Ihnen gern, so viel ich kann, empfehlen, aber in beiden Sprachen nicht weiter zu gehen, als man nöthig hat, die Bibel fertig lesen zu können. . . Er fördert das Werk unsrer Hände, ja das Werk unsrer Hände fördert Er, wenn wir in Seinem Namen daran gehen, und nicht unsern Namen zum Endzweck unsrer Mühe machen. Ein Auge zugemacht, wenn wir scharf sehen und treffen wollen; mit Einfalt, das heißt mit Einem Auge gearbeitet, das auf Den gerichtet ist, welcher der überaus große Lohn derselben sein wird!"

Vorher hieß es ferner ebenda: „Die Frau Consistorialräthin war schon für ein wenig Schwärmerei bei Ihnen besorgt, und ich weiß an mir selbst, daß wir diese Klippen vorbei müssen, daß aber keine Gefahr dabei ist, so lange der Meister auf unserm Schifflein ist, gesetzt, daß er auch wider seine Gewohnheit schlafen sollte. Lassen Sie ihn schwärmen, sagte ich; der liebe Gott wird es wohl seinem Feinde und Freunde verbieten, einen Schwärmer aus ihm zu machen.

„Hier muß ich eine Lehre mir selbst sowohl als Ihnen sagen. Wir müssen uns des Menschensohnes und seines Bekenntnisses nicht schämen, aber auch nicht die Perlen seiner Lehre jedermann vorwerfen. Eilen Sie daher nicht, Ihr Licht aufzudringen, bauen Sie nicht auf die Empfindung Ihres Glaubens, denn die ist öfters ein Betrug unsers Fleisches und Blutes, und hat die Vergänglichkeit desselben mit dem Grase und den Blumen des Feldes gemein; noch weniger beurtheilen Sie Andere nach den ersten Erfahrungen, durch welche Gott Sie geführt hat und führen wird.

„Sie haben mir erlaubt und mich zum Theil aufgemuntert, ernsthaft an Sie zu schreiben; ich habe es daher gethan, und

Sie werden mir die Ihnen mitgetheilten Erinnerungen, so leicht und gering sie auch sind; als wohlgemeint zu gut halten. . . Sie haben mir viele dunkle Betrachtungen gemeldet, die sich auf Facta zu gründen scheinen, wovon ich nichts weiß. Was wollen Sie sagen, daß es schwer sei, die Unschuld zu retten? Wer hat Ihnen das schwere Geschäft aufgetragen? Das gehört für irrende Ritter, wie mir ein guter Freund öfters vorgerückt hat. Wessen Unschuld meinen Sie? Ihre eigene? Sind Sie derselben so gewiß, oder ist Ihnen so viel daran gelegen, unschuldig zu leiden? Sokrates sagte zu seiner Frau: Wünschest du lieber, daß ich schuldig leiden sollte? Andrer Leute Unschuld? Diese geht Sie noch weniger als Ihre eigene an. . . .

„Halten Sie mir meine Geschwätzigkeit zu gut, und glauben Sie, daß die Quelle davon eine wahre und herzliche Freundschaft ist. Ihre Briefe werden mir sehr angenehm sein. . . . Wir wollen uns nicht auf Einfälle oder große und seltene Empfindungen in unsern Briefen zu Gast bitten, sondern uns Scherz und Ernst einander grade heraus schreiben, wie uns die Feder denselben eingiebt."

Der für langehin letzte Brief Hamanns an diesen Freund, vom August des folgenden Jahres (1859) wirft ein abschließendes Licht auf sein Verhalten zu den ehemaligen Schülern wie zu deren Erzieher in den Worten: „Ich mache mir aus den Urtheilen über meine Briefe nichts, und sehe das darüber entstandene Mißverständniß der Eltern als eine wohlverdiente Züchtigung an. Die sind zu alt, um durch Vorstellungen gebessert zu werden; und ihre Kinder zu jung, um meine Moral zu verstehen. Meine ganze Absicht war, meinen lieben Freund und Nachfolger, ihren Hofmeister, ein wenig aus der Schlafsucht aufzumuntern; und die Eltern haben ein ganz verdienstliches Werk gethan, sich Ihrer Ehre gegen meinen Unfug anzunehmen und mich dafür ein wenig zu strafen. . . Daß Sie sich aber meiner Unschuld angenommen, dafür bin ich Ihnen Dank schuldig, doch nur insoweit, daß ich

dabei die Erinnerung anhängen darf, Ihre Nächstenliebe nicht weiter zu treiben, als Sie sich selbst zu lieben schuldig sind.

„Ueber Ihren Entschluß, so lange in Grünhof auszuhalten, als es Gott gefällt, bin ich sehr zufrieden. Wenn wir um Gottes willen leben und arbeiten, ist beides am gesegnetsten. . . Ueberlassen Sie sich der Führung des guten Hirten, der sein Leben läßt für seine Schafe, und aus dessen Hand uns kein Feind rauben kann."

So sprach und schrieb der gute Geist aus Hamann, dessen Seele doch, wenn es auf das eigene Thun und Lassen ankam, dem Fehlen und Straucheln noch lange nicht entrückt war. Der folgende wichtige Vorgang aus dem nämlichen Jahre seiner Rettung und Umkehr stellt solches aufs neue ins Licht für Alle, die der gleichen Natur theilhaftig sind. Hören wir darüber zuerst ihn selbst.

„Den 11. Decbr. (1758) hatten wir Bußtag, und ich brachte den Abend mit einem Briefe zu, dessen Inhalt mir immer sehr denkwürdig sein soll. Gott sei mir armen Sünder gnädig und wolle mich nicht selbst verwerflich sein lassen, indem ich Andern predige!

„Den 13. als am 3. Adventssonntage fühlte ich bei Tische eigene dunkle Empfindungen, zu denen das Schicksal meines Freundes [eines der Brüder Berens] Anlaß zu geben schien; — es deuchte mir etwas Aehnliches an seiner Schwester gewahr zu werden, ohne daß ich sagen konnte, worin es eigentlich bestände. Ich ersuchte sie, so gelind als möglich an ihren Bruder zu schreiben, und bot mich selbst an, ihr hierin behülflich zu sein, welches sie sehr geneigt anzunehmen schien. Den 14. speiste ich oben für mich allein und arbeitete am versprochenen Briefe, der mir ganz verkehrt zu gerathen schien, indem es mir vorkam, als wenn die Hand immer ganz andre Worte und Gedanken schrieb, als mein Kopf dachte. Ich schickte das, was ich aufgesetzt, hinunter, und war unruhig über die Aufnahme meiner Einfälle; deßwegen ich

selbst beim Ausgehen bei ihr ansprach, um mich theils zu entschuldigen, theils etwas näher erklären zu können. Sie kam mir sehr betrübt vor, welches ich ihrer Empfindlichkeit über unsers Bruders Schicksal zuschrieb."

Das war die Sache. Christoph Berens, der unter den Brüdern dieses Namens Hamann am meisten Befreundete von Königsberg her, war als Deputirter der Stadt Riga nach Petersburg gegangen, und zur selben Zeit war ein anderer der Brüder einer niederen Versuchung erlegen und hatte ebendeshalb sich zu verbergen für noth befunden. Daher die Beängstigung der Andern, zumal der Schwester, und zugleich des gemeinsamen Freundes. Jene, Catharina Berens, zwei Jahre älter als Christoph und im Hause ihres ältesten Bruders Carl wohnend, war es nun, welche, vielleicht durch ihr Mitgefühl mit ihrem Bruder, in dem Freunde das Mitgefühl mit sich selber, ohne es zu wollen, aufgeweckt hatte, und eben dieses war die Ursache jener „eigenen dunkeln Empfindungen." Wie so unschuldig, ja heilig, menschlich-heilig, erscheint solches zuerst, ihm wie so vielen tausend Menschenherzen seit Adam, ja wohl paradiesisch rein und gottgefällig. Allein es heißt auch hier: „Hüte dich vor der Schlange" — unter den Rosen, in deinem eigenen Innern verborgen! — Hamann, so sicher und bereit im Geiste, geistliche Wahrheit Andern zu künden, kannte noch die eigene Seele nicht genug, um darin das Göttliche vom Natürlichen zu unterscheiden. Ein Anderer mußte ihm zu Hülfe kommen. Hören wir aber sein merkwürdiges Bekenntniß weiter.

„Ich kam des Abends zum Essen nach Hause und wurde früher als gewöhnlich durch lauter dunkle Empfindungen auf meine Stube getrieben, wo ich nach Lesung einiger Capitel im Buch Hiob und einiger Psalmen, wenn ich nicht irre 12—20, mit vieler Ruhe und Trost zu Bette ging. Ich war mir desselben im Einsteigen bewußt und dankte Gott dafür, und wünschte mir in der Gemüthsstille einschlafen zu können. Ich bin nicht

im Stande, dasjenige recht aufzusetzen, was ich kurz darauf empfunden. So viel und so treu als ich kann, will ich es mit Gottes Hülfe thun, um mir das Andenken davon zu erhalten, und weil diese Begebenheit zum Theil der Grund eines Entschlusses gewesen, dessen ich mich für unfähig gehalten habe. Ich dachte an meines Freundes Schicksal und dankte Gott, dergleichen Anfechtungen des Fleisches überhoben zu sein, und bat Ihn aufs Künftige. So viel bin ich mir bewußt, daß ich nicht geschlafen — — ob ich wie ein recht Wachender gewesen oder wie? davon weiß ich nichts. Ich hörte eine Stimme in mir, die mich über den Entschluß ein Weib zu nehmen frug — und aus Gehorsam gegen Ihn — — ich redete nicht ein Wort, es kam mir aber vor, als wenn ich mit einem Geschrei aufspränge und schrie: Wenn ich soll, so gib mir keine andere, als die Schwester meines Freundes — — — Es schien mir, als wenn ich die fröhliche Versicherung mit einer feierlichen Stimme hörte, daß es eben die wäre, die für mich bestimmt, so lange und so wunderbar aufgehoben. — Ich habe mich der Ehe aus vernünftigen Thorheiten anfänglich begeben, ich habe den ehelosen Stand als eine Züchtigung meiner Jugendsünden gern auf mich nehmen wollen, und Gott darum gebeten, auch meinen Leib zu einem Opfer zu machen, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. Ja weil Gott mit einer besonderen Vorsicht durch seine Engel über mich gewacht, daß ich zu keiner fleischlichen Vermischung habe sündigen können — — Abraham glaubte und wankte nicht; gesetzt mein Leib sollte erstorben sein, gibt Er nicht dem Einsamen Kinder und kann aus Steinen welche erwecken? — — Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz! —

„Ich stand am 15. am Tage Johanna mit dem Gedanken auf, zu heirathen, nachdem ich mich und meine Freundin der Barmherzigkeit Gottes empfohlen hatte, der alles Menschenwerk zu Grund gehen läßt, und diejenigen, die auf ihn harren und auf seine Güte trauen, nicht will zu Schanden werden lassen.

Mit diesem Sinn erhielt sie den ersten guten Morgen von mir, da sie vielleicht eben beschäftigt war, den Brief an ihren Bruder zu schreiben. Den 16. schrieb ich an meinen Vater, dessen Antwort ich den 27. erhielt, der mich auf Gott wies. Den 28. meldete ich meinem Freunde von meinem Entschluß, und Gott gab Gnade zu meinem Brief. Den Morgen darauf schickte ich denselben an seine Schwester herunter."

Ein Brief an seinen Vater vom 9. Jan. 1759 tritt hier ausführlicher ergänzend ein. „Ich erhielt den 27. Decbr. Ihren lieben Brief, in dem Sie mir erlaubten zu heirathen und mir Glück dazu versprachen, wenn ich es mit Gott anfinge. Den Tag darauf schrieb ich also meine Liebeserklärung, und zwar in einem Briefe an meinen Freund in Petersburg, dem ich meldete, daß ich seine Schwester heirathen wollte. Ich schickte denselben hinunter und ersuchte sie, entweder die zerrissenen Stücke davon mir zuzuschicken oder ihn unter Couvert einzuschließen. Sie hat das letztere gethan — und ich erwarte heute die Antwort meines Freundes. Ich legte ein klein französisches Billet an meine Freundin dem Briefe an ihren Bruder bei, worin ich sie auf Gott wies und ihr versicherte, daß er den Stummen als taub und den Tauben als stumm vorkäme. Ihm sei Lob für seine unaussprechliche Barmherzigkeit. Er ist für uns beide weder stumm noch taub gewesen. Den Sonntag nach dem neuen Jahr haben wir eine Predigt des Morgens gehört, die für mich und meine Schwester recht von Gott bestellt zu sein schien, und am h. Dreikönigsfeste hat unser Rector Lindner, der von nichts noch weiß, eben so viel, ja recht auf uns beide Abzielendes, von der Führung Gottes mit den Seinigen vorsagen müssen zu unserm Unterricht und Aufmunterung. Wird sie meine Frau, herzlich geliebtester Vater, so wird sie es durch und nach Gottes Willen, und ich habe ebensoviel dabei gethan, als daß Sie mein Vater geworden; ich wiederhole es Ihnen, ich habe ebensowenig dazu beigetragen, als daß Sie unsre selige Mutter zu Ihrem und

unserm Besten gewählt haben. Ich weiß, daß dieser gnädige Gott auch diejenige Liebe in mein Herz pflanzen wird, die er selbst fordert, nach der ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen soll, um seinem Weibe anzuhangen, und sie werden sein Ein Fleisch."

„Gebrechlichkeit — Thorheit — dein Nam' ist Mensch!" Auch in diesem Stück sollte unserm Hamann nichts Menschliches fremd bleiben, in diesem und anderm. Die Natur für Gott, und die göttliche Herablassung zu unsrer Schwachheit für den göttlichen Willen und Liebesvorsatz zu nehmen — wie sehr menschlich, wie gemein menschlich ist das! —

Der Schreiber fährt fort: „Sie bekommt nichts mit mir, ich fordere aber auch nichts von ihr. Wir haben beide nicht nöthig, an ein eigen Etablissement zu denken. Sie soll die Haushälterin ihres Bruders Carl bleiben, und ich sein Handlanger. Wenn es Gott gefällt, eine Aenderung zu machen, dann wird es auch meine Schuldigkeit sein, sie zu ernähren, und dafür wird Er auch Rath schaffen. . . Sie ist in meinen Augen schöner als die stolzeste Lilie; wenn sie es nicht wäre, so würde sie meine Liebe dazu machen, daß sie es für mich wenigstens sein wird. Und sie wird es immer sein, so lange ich sie lieben werde — und ich werde sie ewig lieben.

„Ungeachtet ich heute im Stande wäre, den Ring zu bestellen, so wird mir doch Gott auch im Gegentheil die Gnade geben, Hand und Herz zurückzuziehen, wenn er mir seinen Willen dazu zu erkennen geben wird. Er wird mich denselben lehren lieben, und Kräfte schenken, ihn zu erfüllen."

Zu Anfang des Briefes hieß es: „Gott hat mich den letzten Tag des vergangenen Jahres mit vielem außerordentlichem Segen beschließen, und das neue eben so denkwürdig anfangen lassen. Er läßt meinen Becher überlaufen. Er wird mir alles schenken, was mir selig und nöthig ist; er wird mich alles genießen, aber auch alles verleugnen lehren, wenn es sein gnädiger Wille ist."

„Der letzte Tag des 1758. Jahres — so steht aber auch im Lebenslaufe — war voller außerordentlicher Auftritte zwischen Hrn. Arend [dem ältesten der Brüder Berens] und mir, den ich wie Saul unter den Propheten mit mir reden hörte. Hiskia sagte von einem Tage: Das ist ein Tag der Noth und Scheltens und Lästerns. Die Kinder sind kommen an die Geburt, und ist keine Kraft da zu gebären. 2 Kön. 19, 3. Ich wurde durch die Sinnesänderung und die Eindrücke der Gnade, die ich in ihm wahrzunehmen schien, ungemein gerührt, hatte keine Ruhe unten, wo ich Abendbrot gegessen, und ging den letzten Abend dieses Jahres mit einer Freudigkeit, die Nacht zu sterben, ins Bett, wenn Gott so gnädig sein wollte, die Seele dieses Bruders zu retten." — Was Naturliebe nicht thut, und wundersam, wozu Gott sie nicht gebrauchen kann! Aber von der Rührung des Gefühls bis zur Umwendung des Willens ist ein weiter Schritt.

So sicher war Hamann seiner Sache oder wähnte es zu sein, und so überzeugt von dem göttlichen Willen und dessen Erfüllung nach seinen Wünschen, daß er an den Schluß seiner „Gedanken über meinen Lebenslauf" diese ernsten und frommen Worte setzen konnte:

„1759. Versöhnter Vater, durch das Blut deines lieben Sohnes laß dieses Jahr an unser aller Seelen gesegnet sein. Schenke uns fleischerne Herzen in demselben, einen neuen Sinn und einen neuen gewissen Geist. Verwirf uns nicht von deinem Angesicht und nimm deinen h. Geist nicht von uns. Laß durch seinen Finger den ganzen 51. Psalm in mein Herz eingeschrieben sein und erbarme dich meiner. Du willst unsre Sünden mit der Ruthe heimsuchen, und unsre Missethat mit Plagen. Aber deine Gnade willst du nicht von uns wenden, und deine Wahrheit nicht lassen fehlen [ꝛc. Ps. 89, 33—38. Ps. 86, 16. 17]. Laß meinen Vater, Bruder, Wohlthäter und Freunde, denjenigen und diejenige besonders, mit denen ich lebe, deiner Liebe und reichen Segens sich zu erfreuen haben. Erhalte sie nach deinem gnädigen

Wohlgefallen, schenke ihnen deinen Frieden, Leben und Wohlthat. Laß das gute Werk, das du in den Seelen Einiger angefangen hast, durch deinen Geist vollendet werden, und stärke dasjenige, was in mir und Andern schwach werden sollte. Laß uns nicht die erste Liebe verlassen! Gieb uns Ohren zu hören, hilf uns streiten und überwinden, gieb uns zu essen von dem verborgenen Manna, laß uns ein gut Zeugniß empfahen, und mit dem Zeugniß einen neuen Namen geschrieben, welchen niemand kennt, denn der ihn empfähet. Wache du selbst, Gott der Liebe! über mein Herz und das Herz unsrer Schwester. Heilige und reinige es von allem fleischlichen Sinn, durch deinen h. Geist. Wenn es dein gnädiger Wille ist, so laß auch an uns die Verheißung des 128. Psalms erfüllt werden. Laß alle, die vorübergehen, uns zurufen: Der Segen des Herrn sei über euch, wir segnen euch, wir segnen euch im Namen des Herrn! Rühmen und freuen müssen sich, die mir gönnen, daß ich Recht behalte, und immer sagen: Der Herr müsse hochgelobt sein, der seinem Knechte wohl will! Laß uns bald diesen Glückwunsch aus dem Munde unsers abwesenden Bruders hören, und laß ihn die Wahrheit und Kraft desselben in seinem Herzen fühlen! Amen."

Hamann schloß seinen Brief an den Vater: „Erhalte ich heute Briefe, herzlich geliebtester Vater, so bin ich vielleicht mit Gottes Hülfe im Stande, Ihnen mit nächster Post den Tag meiner Verlobung zu bestimmen. Sie werden nicht unterlassen denselben zu feiern und einige Arme an Ihrer Freude theilnehmen zu lassen. Berathen [benachrichtigen] Sie unsre nächsten Blutsfreunde wenigstens in der Stille; es wird ihnen besser als ein Notificationsschreiben schmecken."

Allein es kam anders, und von eben der Seite, von wo er der Einwilligung schon so gewiß sein zu können glaubte — von Seiten des bisher ihm engbefreundeten Bruders seiner Erwählten — kam die Verweigerung. Christoph Berens wollte dem in seinen Augen zum Mucker und Schwärmer Gewordenen, vielleicht

aber auch dem für das Geschäft wenig Fähigen und dazu Besitzlosen die Schwester nicht geben, die andern Brüder am Ende auch nicht; und so zog letztere, wohl aus dieser Familienrücksicht, ihr stummes Jawort zurück; wofern sie nicht auch selbst bei ernsterer Prüfung ihres Innern erkannt hatte, daß was sie zuerst für Neigung gehalten, es im Grunde nicht war, und daß sie an Hamanns Seite den Frieden ihres Lebens doch nicht würde finden können. Genug, letzterer mußte auch an diesem Vorgang inne werden, daß sein Weg, den er für Gottes Weg gehalten, dieses nicht, sondern ein Irrweg war, von welchem ihn aber derselbe weise und gütige Gott zurückführte durch eines Menschen Hand, da Er sah, daß der Irrende selber den Rückweg sonst nicht finden würde. So ernst aber war die Zurückweisung, daß, als Hamann, welcher dem in vieler Hinsicht ausgezeichneten, übrigens unverheirathet gebliebenen Fräulein eine freundliche Hochachtung immer bewahrte, eine seiner späteren Druckschriften ihr widmen wollte, sie diese Widmung wie die Schrift selbst dankend ablehnte.

---

2. Arbeitsvolle Musse.

Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn die vorerwähnten Erfahrungen, zu allermeist die Erkältung des Verhältnisses zum Berensschen Hause, dem doch im Grunde Amts- und Geschäftslosen den ferneren Aufenthalt in Riga etwas verleidet haben sollten. So bot denn eine Erkrankung seines Vaters ihm keinen unwillkommenen Anlaß, die bisherige Fremde, die zur zweiten Heimath ihm nicht werden sollte, zu verlassen und zur ersten zurückzukehren. Der Vater selbst forderte ihn jetzt dazu auf. Schon am 1. Decbr. 58 hatte der Sohn geschrieben: „Wir sehnen uns nach guter Nachricht von Ihrer Besserung. Gott erhöre unser Gebet und erhalte Sie nach seinem gnädigen Willen, und helfe Ihnen das Joch und die Last dieses Lebens tragen. Schonen Sie Ihr schwaches Haupt so viel als möglich, und seien Sie wegen Ihrer zärtlichen Zuschriften an Ihre Kinder unbekümmert. Wir verstehen selbige vollkommen. . . Ich bin heute auch zum ersten Mal diese Woche ausgegangen, weil ich seit acht Tagen mit starken Flüssen beschwert gewesen. Ich danke aber Gott, daß ich jetzt an meinen letzten Feind und Wohlthäter [genannt Tod] eben so oft und mit eben so viel Freude als in meiner ersten Jugend denken kann. Wir wollen uns durch dieses finstre Thal, liebster Vater, an einem Stab und Stecken halten, der uns beide trösten soll, und mit dem unsre selige Freundin [eine kurz zuvor Verstorbene] vor uns über diesen Jordan gegangen ist. . ."

Am 24. Januar 59: „Die Nachricht von Ihrer fortdauern-

den Unpäßlichkeit hat uns beide sehr betrübt. Ich freue mich aber zugleich, daß Sie sich dem Willen Gottes aufopfern. Er wird Ihnen gnädig sein. Ich bin unter seiner Gnade entschlossen, diesen Sonntag zum h. Abendmahl zu gehen und habe mir vorgenommen, Montags oder Dienstags darauf, so Gott will und ich lebe, Ihrem Wunsche gemäß abzureisen. Gott wolle mein Herz regieren und mir Kraft geben, alle Hindernisse zu überwinden und Seinen Willen mir in Allem gefallen zu lassen. Will Er Sie uns zur Freude und Segen noch länger erhalten, so wird meine Gegenwart und Ankunft wenigstens Ihre Genesung mit befördern helfen — und da Sie es wünschen und mich nichts abhält, so sehe ich es als meine Pflicht an, Ihnen gehorsam zu sein. Ist es Gottes Wille, Sie uns nicht länger hier auf der Welt genießen zu lassen, so sei Er Ihnen und uns Allen gnädig. Ich komme, Ihren väterlichen Segen zu meinem künftigen Leben von Ihren Händen zu empfangen — oder Ihnen auch die letzte kindliche Pflicht und Liebe zu erzeigen. Gott regiere alles und lasse Sie seiner väterlichen Obhut empfohlen sein. Beten Sie für mich und meinen Bruder, so lange Ihnen Gott noch den Odem dazu schenkt. Er sei Ihnen und uns Allen gnädig, um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen. Amen. Ich ersterbe mit der kindlichsten Liebe und der zärtlichsten Ehrerbietung Ihr gehorsamst verpflichteter Sohn J. G. H."

Indeß ging die Befürchtung, der Vater werde sterben, nicht so bald in Erfüllung. Im März konnte Hamann aus dem väterlichen Hause in Königsberg an Lindner in Grünhof melden: „Gott lob! mein geschwinder Gehorsam auf den Wink meines lieben Vaters ist dadurch belohnt worden, daß ich ihn über Vermuthen besser gefunden. Er hat auch schon einen Versuch auszugehen gemacht 2c. 2c." Wenige Tage darauf an den Bruder in Riga: „Mir gefällt es in meines Vaters Hause so gut als in dem meiner Freunde. Ich kann dem ersteren so wenig helfen und zur Hand gehen, als den letzteren. Dem ungeachtet glaube

ich dem ersteren lieber und nöthiger zu sein als diesen; und ich kann und werde ihn nicht verlassen."

In der That verließ er ihn nicht bis zum Tode desselben, sondern pflegte den kränklichen, unterstützte ihn beim Ausgehen und bewies ihm gewiß alle kindliche Ehre und Liebe. Im Uebrigen aber lebte er ganz — seinen Büchern und demnächst seiner Feder, nämlich dem unausgesetzten Briefwechsel mit schon genannten Freunden wie mit dem Bruder in Riga, außerdem aber den Anfängen einer ausgesprochenen und höchstbedeutsamen „Autorschaft", die ihn, obwohl er ohne Namen schrieb, bald in Deutschland bekannt und berühmt machen sollte. Wie und wieweit diese Muße und freierwählte Thätigkeit auf sein inneres Leben wirkte und von demselben getragen wurde, davon werden die folgenden Auszüge ein ungefähres Bild geben, ein Bild, wie es lehrreicher schwerlich gedacht werden kann.

Zunächst aber galt es, mit dem längere Zeit so befreundeten Hause Berens in Frieden abzuschließen, was über ein Jahr in Anspruch nahm. Man hatte ihm von dieser Seite seine allzuplötzliche Abreise nach Königsberg nicht wenig verübelt, denn obwohl die Brüder von seinem Christenthum so wenig wie von seiner Verschwägerung etwas wissen wollten, hätten sie den geistvollen und vielversprechenden Freund, der ihnen überdies pekuniär und vielleicht sogar contractlich verpflichtet war, am Ende nicht ungern bei sich behalten, sei es auch nur, um ihn auf andere, den ihrigen verwandtere Gedanken zu bringen und ihn danach besser bei sich verwerthen zu können; doch war auch die Stimme der Freundschaft in ihnen noch nicht verstummt. Das Letztere war auch bei Hamann nicht der Fall, wie er denn nie aufhörte, mit den Personen selbst derjenigen freundschaftlich zu verkehren, deren Geist und Gesinnung ihm gar nicht, oder gar nicht mehr zusagend war.

Seine innere Stellung und Stimmung im vorliegenden Verhältniß, namentlich zu Christoph Berens, erhellt aus folgenden

brieflichen Aeußerungen an den Rector Lindner in Riga. Vom 10. März 59: „Ich freue mich über Hrn. Berens [Christoph, aus Petersburg] Ankunft [in Riga], und wünsche herzlich, daß seine eigene Zufriedenheit und die des ganzen Hauses dadurch vollkommen sein möge. Ich habe keine Ursache von meinem Entschlusse abzugehen, den ich gefaßt, an ihn nicht zu schreiben — und seine Briefe weder zu erbrechen noch zu beantworten. Ich erkenne alle seine Freundschaft; — daß sie ihm fruchtlos und überlästig von meiner Seite gewesen und noch ist, ist meine Schuld nicht, auch nicht einmal meine Sorge. Als einen Freund hasse ich ihn und fürchte ihn gewissermaßen, als einen Feind liebe ich ihn. Es ist wahr, ich habe Dinge gethan, die mir selbst unerklärlich sind, und ihm noch unverständlicher. . . Mein Gemüth ist, Gottlob! sehr ruhig und heiter, und in einem Gleichgewicht. — — An diesem Gleichgewicht ist mir aber auch nicht gelegen — — Freilich, geliebtester Freund, ist unser Herz der größte Betrüger, und wehe dem, der sich auf selbiges verläßt! Diesem gebornen Lügner zum Trotz bleibt aber Gott doch treu. Unser Herz mag uns wie ein eigennütziger Laban so oft täuschen als es will, so ist Er größer als unser Herz. Unser Herz mag uns verdammen und schelten, wie es will, ist es denn Gott, daß es uns richten kann? Ich will diese Materie einmal für allemal mit einem Verse schließen, den ich Sonntags mitgesungen:

Hält mir mein Gott die Augen zu,
Kann ich nicht weiter sehen,
Als was ich gegenwärtig thu (auch das nicht immer),
So laß ichs gern geschehen.
Kommt die Vernunft mit ihrer Zunft
In ausgeschmückten Gründen,
So muß ich überwinden.“ —

Inzwischen war der jüngere Berens, Georg, Hamanns zeitweiliger Schüler, ohne Wissen und Willen der Mutter und Brüder von Riga fort nach Königsberg gegangen, man weiß kaum

aus welchen Ursachen, vielleicht in Folge des erwähnten schweren Fehltrittes. Er ließ sich auch bei Hamann nicht sehen; dieser aber suchte ihn in alter Liebe auf. Er schrieb darüber an J. G. Lindner (21. März 1759): „Ich habe mir Mühe genug gegeben, den jungen B. zu sprechen, habe ihn aber noch nicht auffinden können. Es ist mir unendlich viel daran gelegen, ihn selbst zu sehen, und mich nach seinen Umständen zu erkundigen. Ich habe gehört, daß er alle seine Zeit an öffentlichen Oertern zubringe. Er hat durch einen Irrthum seinen Bruder Christoph gewaltig beweint, weil er die Nachricht von des jungen S. Tode auf den ersteren mißverstanden. Dieser Umstand von seiner Zärtlichkeit macht mir noch einige Hoffnung, da ich weiß, daß dieser Bruder ihn gleichfalls vorzüglich geliebt.

„Sie sehen, liebster Freund, warum ich heute noch nicht an die Herren B. schreiben kann; weil ich noch nichts in Ansehung ihres Bruders ihnen melden kann, dessen Schicksal mir sehr zu Herzen geht. Ich werde nicht eher schreiben, als bis ich ihnen einige Genugthuung über seine Umstände geben kann.“

Gleich darauf aber wendet der Schreibende die Rede auf Christoph B., in Bezug auf welchen Lindner eine Art Mittelsperson abgab, freilich nicht ganz ohne zu dem nunmehrigen Gegner Hamanns sich parteiisch zu neigen. „Für Ihre Einleitung in seine Briefe bin ich Ihnen sehr verbunden. Was Sie Heftigkeit in unsers Freundes Zuschriften nennen, kenne ich nicht. Ich sehe alles als eine Wirkung seiner Freundschaft an, und diese als ein Geschenk sowohl als eine Prüfung Gottes. Er droht oder verspricht mir, mich nicht aus dem Gesichte zu verlieren; ich ihn und sein Haus auch gewiß nicht. Er soll sich aber um mich so wenig bekümmern, als ich um ihn. Ich gönne ihm seine Geschäfte, und er soll mir meine Muße gönnen. Laßt ihn Gott danken, daß er arbeiten kann, und ich bin Ihm für die Ruhe, die Er mir gibt, eben so viel schuldig. Prahlen und triumphiren muß er nicht. Doch diesen Spruch versteht er eben so wenig im

Gewühl seiner Arbeiten, als Crösus unter seinen Reichthümern, was ein wahnsinniger Grieche zu ihm sagte [Solon, der sich bei einer Gelegenheit wahnsinnig stellte: „Niemand ist vor seinem Ende glücklich zu preisen!“]. Alle seine Briefe, die er mir geschrieben hat und noch schreiben kann, selbst diejenigen, die er nicht im Stande ist zu Papier zu bringen, habe ich schon gelesen und auswendig gewußt, ehe ich einen Schritt aus England gesetzt. Also bedaure ich recht sehr die Nächte, die er darüber zugebracht, sie sind für mich verloren — für ihn selbst aber nicht. Sie werden ihm vergolten werden, und er wird den Nutzen davon selbst einmal genießen können, den er mir jetzt zugedacht hat. Sein eigener Gewinn aber wird immer der meinige sein. . . Ich soll mich rechtfertigen — — das werde ich nicht, wenn ich es auch noch so gut könnte. Mit seinen Anklagen kommt er auch zu spät, und wird nichts damit für sich selbst noch wider mich ausrichten. . . Ein frommer Mensch ist also ein unbrauchbarer und undankbarer — weil ich es bin. Undankbarkeit wurde nur in Aegypten wie ein Verbrechen bestraft; große Leute lassen ihre undankbaren Clienten mit einem gedruckten Briefe jetzt laufen und bekümmern sich nicht um sie. Unbrauchbar — schrieen die Glieder über den Magen. Wenn ich zu Journalen, Pränumerationswerken und Handlungsbüchern unbrauchbar bin, — wenn mich die Welt für ihren Auskehricht ansieht: desto besser für mich. Ohne die Mühe einer Martha, das beste Theil! Ich kann und will arbeiten — und habe gearbeitet — aber wie ein unnützer Knecht: am liebsten für meine Freunde und Wohlthäter — nicht wie ein Heide und Zöllner — die haben ihren Lohn dahin: Ehre und Undank!

„Weil man das Vertrauen zu Ihnen hat, mich auszuholen oder deutlicher zu verstehen, so will ich noch einige Erinnerungen bitten unserm Freunde zu Gemüth zu führen. Er bleibt immer bei seinem Gesichtspunkt und fürchtet sich, sobald er denselben verliert, daß alles damit verschwinde, weil er sich selbst darin nicht mehr zurückgeworfen findet. Ich kenne seine Lage so genau, weil

ich selbst darin gewesen bin; ich kenne die Befremdung, die Wüste worin wir gerathen, wenn wir aus der Sklaverei unsrer Leidenschaften ausgehen, und durch wie viel Fratzengesichter wir eingeschreckt werden. — Laßt ihn doch nur bei allen den gründlichen Entdeckungen, die er über mein Herz gemacht, in seinen eigenen Busen fühlen, und sich so gut für einen Mischmasch von großem Geiste und elendem Tropfe erkennen, als er mich mit viel Schmeichelei und Treuherzigkeit dafür erklärt. Ist er nicht ein Mensch so gut wie ich — und dazu mein Freund, der nächste? — Wenn ich ihm zu schlecht zu dieser Parallele bin, hat er nicht Brüder, deren Bruder er ist, und die er lobt und schilt? Sein Lob und Tadel ist aber parteiisch, er liebt Geschenke so gern als er sie gibt.

„Laßt ihn aufhören, einen so großen Lärm mit meinem Beten, Händefalten, Beichten &c. zu machen. Arbeite; was hast du mit der Moralität meiner Handlungen zu thun? So reden nicht Freunde unter einander, sondern der Herr mit seinen Sklaven. Wahrheiten kommen uns grob vor, wie die Zeichnungen der Natur, ohne es zu sein; Lügen hingegen sind gedrechselt und polirt für das Auge, wie die Werke der Kunst, und sind [doch] ungehobelt.

„Arbeiten zu suchen — die Mühe darf man sich nicht geben. Aus Gefälligkeit habe ich sie gesucht, oder mich suchend gestellt. Arbeit suchen ist ein eben so ängstlich Ding als die Luft erst suchen wollen, die man schöpfen soll.

„Laßt unsern Freund doch zurückdenken auf die Begriffe, die er ehemals von Handelssachen gehabt. Wenn es uns in irdischen Dingen so geht, wie wird es in geistlichen Dingen gehen? Der irdische Mensch, der natürliche, vernimmt nichts vom Geist Gottes, es ist ihm eine Thorheit — ein Aergerniß. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung auch des gegenwärtigen Lebens, gesetzt, daß uns jenes nur alsdann anginge, wenn wir keinen andern Rath mehr in diesem wüßten. Ich kenne Gichtel und Böhme [!] so wenig, wie unser Freund;

sie sind Menschen gewesen, das ist genug für mich [Warum schon genug?]. Gottes Wort und Gottes Werk ist alles, worauf ich mich gründe, dem ich glaube. . . Ich lasse es bei den Worten, daß meinen Hunger nichts anderes als dies Buch [die h. Schrift] gestillt, daß ich es wie Johannes geschluckt, und die Süßigkeit und Bitterkeit desselben geschmeckt habe. . .

„Daß ich an keine Träume glaube, kann ihm meine ganze Aufführung zeigen. Wenn er sich darum erkundigen will, und unparteiisch davon urtheilen, so würde er leicht urtheilen können, daß ich ganz entgegengesetzt gehandelt haben würde, wenn ich mich auf Dinge gründete, die über meine Sinne und Begreiflichkeit sind. Ich bin ein Myops [Kurzsichtiger] — das muß mir nahe kommen, was ich sehen soll — alles, was ich noch sehe, geschieht aber, Gottlob! noch durch natürliche Augen. Mein Gesicht ist kurzsichtiger, aber aushaltender — es könnte besser sein. . .

„Wenn unser Freund meine jetzige Gemüthsverfassung für sehr bedauernswürdig ansieht, so soll er meine Schwärmerei nicht als ein fremdes Ding ansehen, das ihn nicht befallen könnte. Unruhig darf er für mich nicht sein; ist ihm mit meiner Zufriedenheit gedient, so genieße ich sie jetzt, und werde sie in jeder Veränderung meines Schicksals haben, das ich Gott empfohlen sein lasse, und in dessen Schooß all meine Sorgen liegen. — Ein Pardel bin ich, seine Seife wird meine Flecken nicht anders machen. Ein Hofmann, wie er, erniedrigt sich sehr bis auf meine Geschwüre, seine Hunde werden mir selbige nicht heil lecken. Wenn man nichts anderes als Sonden zu brauchen weiß: es gehören auch Pflaster und Balsam dazu. Alle Schmeicheleien, die er mir macht, thun mir weher als seine beißenden Einfälle. Das sind Sonden, mit denen er fühlen will, ob ich noch bei gesunder Vernunft bin und Ehrgeiz besitze. Wenn ein Enthusiast ein Thor ist, so fragen Sie ihn bei guter Laune, ob er nicht bisweilen sich selbst in seinen Absichten und besten Werken dafür erkennen muß. Ob ich die neueste Secte — oder er das größte Haus aufrichtete:

sottise de deux parts. [Thorheit auf beiden Seiten]. Die Menschen lieben — das heißt für sie leiden, um ihretwillen gekreuzigt werden! Die beste Partei also, die man ergreifen kann, ist, um Gottes willen arbeiten; leben, weil er es so haben will, arbeiten, weil er es so haben will; ruhen — Wenn er ja wissen will, was ich jetzt thue, so sagen Sie ihm', daß ich lutherisire; es muß doch etwas gethan sein. Dieser abenteuerliche Mönch sagte: Hie bin ich — ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.

„Mein alter Vater erholt sich Gottlob! von Tage zu Tage. Ungeachtet ich ihm zu nichts nütze bin, kann er meiner nicht entbehren. Ich kann und werde ihn daher nicht verlassen. Dies ist jetzt mein Beruf, ihn zu warten und ein wenig durch meine Gesellschaft zu pflegen. Ist es Gottes Wille, so werde ich eben so geschwind zu meinen Freunden zurücklaufen, als ich ihnen entwischt bin — sie mögen mich gerne sehen oder nicht, daran ist mir nichts gelegen. Wollen sie mich einlassen, gut; wollen sie nicht, geh ich weiter. Ist es nicht Gottes Wille, so werden alle Stricke nichts helfen. Nicht mein Bogen, der reicht nicht bis zu Gottes Thron, wenn ich auch Gebet auf Gebet abdrücken könnte, nicht mein Arm, nicht seine Briefe, nicht seine Executionsbefehle — werden mir hier ein Stück Erde erwerben, geschweige jenes Land der Verheißung. Sein Gebet und das meinige, seine Arbeitsamkeit und Freigebigkeit und meine Unbrauchbarkeit und Undankbarkeit, seine Gerechtigkeit und meine Beichten sind nicht die Schlüssel weder zur Hölle noch zum Himmel. Die sind in Davids Hand. Bitten Sie ihn, daß er davon künftig nicht ein Wort rede. Hat er Recht, so laßt ihn den Lohn davon erwarten. Hab ich Unrecht, so verlasse ich mich auf Gnade. Gnade geht bei großen Herren vor Recht. Er lobt den ungerechten Haushalter, weil er klug war; und Er allein macht die Albernen klug — und lehrt die Elenden recht.

„Mein Lebenslauf [die „Gedanken über meinen Lebenslauf"]

läßt sich nicht durchblättern — und mit Ekel lesen. Einem Freunde zu Gefallen muß man nicht so ekelhaft sein. Er kann auf mein Vertrauen schließen, daß ich selbigen dem Zufall, ihm in die Hände zu gerathen, überlassen. Hr. B. wird noch Zeit nöthig haben und ganz andere Erfahrungen, als er bisher gehabt oder kennt, ehe er vieles darin, so wie in meinen Briefen, verstehen kann. Fleisch und Blut sind Hypothesen — der Geist ist Wahrheit.

„Ihre Geduld wird ausreißen, geliebtester Freund! Ich werde Sie künftig mit dergleichen Briefen verschonen. Kurz und rund. Der Bescheid ist der. Ich bin ihnen [den Brüdern Berens] bisher unbrauchbar gewesen und bin es noch; daher ist es mir lieb, daß ich wenigstens nicht im Wege bin — und dies würde gewiß der Fall sein, wenn mich Gott nicht herausgerissen hätte. Jetzt gehe ich meinem alten Vater zur Seite, und frage nicht darnach, wie viel Abbruch oder Vortheil ich ihm schaffe. Gott erhalte ihn; so lange er in den jetzigen Umständen ist, fehlt ihm ein Sohn, ein solcher Müßiggänger und durchfahrender Kopf, wie ich bin. In dieser Verfassung kann ich nichts Ordentliches anfangen, und werde es auch nicht. Was mir Gott jeden Tag zuschneidet, will ich thun, wie es mir in die Hand fällt. Ich bete und arbeite, wie ein Christ, wie ein Pilgrim, wie ein Soldat zu Friedenszeiten. Meine Bestimmung ist weder zu einem Kauf-, Staats- noch Weltmann. Ich bin nichts und kann zur Noth allerlei sein. Bibellesen und Beten ist die Arbeit eines Christen, wie Romane und der Putztisch die eines Stutzers. Jedes Buch ist mir eine Bibel und jedes Geschäft ein Gebet. Dies sind keine Einfälle. — Das Pfund ist von Gott, der Gebrauch desselben von Gott, der Gewinn gehört ihm. Meine Seele ist in seiner Hand mit allen moralischen Mängeln und Grundkrümmen derselben. Ihre Richtigkeit ist das Werk eines Geistes, eines Schöpfers, eines Erlösers, und sie grade und gesund zu machen, gehört weder für mich noch meinen Freund;

gehört auch nicht für diesen Leib und für dieses Leben. Staub, Erde und Asche werden wir drei werden und sind es schon. Ich sterbe täglich. . ."

Gewiß hochwahre und beherzigenswerthe Worte und Bekenntnisse in diesem Briefe, den wir eben deshalb fast in seiner ganzen Länge hier wiedergaben. Eines nur vermissen wir darin: das heilige Schweigen selber, und das Bewußtsein von dessen Nothwendigkeit — die Demuth des Herzens, welche niemals „sich dünken läßt, man stehe!" Denn stehen heißt hier doch nur: kämpfend stehen, im Streit stehen wider seine eigene Natur und deren Begierden — das rechte „Soldatenthum in Friedenszeiten." Indem Hamann wähnte, mit Gott im väterlichen Hause zu sein, war er doch mit sich selbst auch noch da, und dieses Selbst täglich sterben zu lassen, war und ist schwerer als er dachte. Kein „Lutherisiren" verhilft dazu und keine noch so klaren und auch wahren Erkenntnisse! Vielleicht wäre keine Antwort auf die ersichtlichen Vorwürfe und Schmähreden des Freundes und Genossen von ehe besser und auch wirkungsvoller und gesegneter für beide Theile gewesen als diese, welche im Grunde doch mehr eine Art Selbstrechtfertigung, und zwar eine fast zu lange, heißen muß. Andrerseits freilich konnten die fortgesetzten Angriffe des Andern dem noch lange nicht genug in Gott Befestigten dazu dienen, seinen Grund immer neu zu reinigen und zu pflügen, wie er denn im Lebenslauf auch sagte: „Gott hat sich insbesondre des Briefwechsels meines Freundes bedient, mich gegen den Sauerteig des Aberglaubens [welches? des an seine eigene Unfehlbarkeit!] und der Heuchelei wachsam zu erhalten. Er wolle an seiner eigenen Seele diese mir so heilsame Prüfung mit allem geistlichen Segen belohnen."

Doch verfolgen wir die Sache, im Auszuge wenigstens, bis zu Ende. Am 31. März schrieb Hamann an denselben Freund und Vermittler u. a.: „Ich habe meinem Freunde nicht anworten noch Sie beschweren wollen, sich in fremde Händel einzulassen.

Er will wegen seiner Geschäfte sich mit mir einzulassen verschont sein, und Sie sollen sich, ich weiß nicht mit was, in Ansehung meiner abgeben. Wenn es auf die Wichtigkeit und Menge von Arbeit ankommt, so weiß ich nicht, wie die Wagschale ausfallen möchte. Aus sehr vielen Umständen sehe ich leider viel zweideutige Schritte, die ich nicht berechtigt bin ihm vorzuhalten, weil sie mich nichts angehen, und weil diese Aufrichtigkeit ihn zu sehr aufbringen würde, ohne ihm zu helfen. Er übertrifft mich in dem Eifer Gottes, er ist aber ohne Erkenntniß, wie es bei den Juden unter den Römern war; er will mich der Welt nutzbar und zu einem Bekehrer der Freigeister machen; er will meine Religion von Aberglauben und Schwärmerei sichten. . . Alles was Sie thun können, um meinen Freund in Ansehung meiner zu beruhigen, thun Sie aus Liebe für uns beide!"

Aber Lindners Gesinnung neigte mehr zu Berens' als zu Hamanns Ansichten, und so stand er nicht an, recht unziemliche Briefe des erstern an letztern zu übermitteln. Hamann, davon schmerzlich berührt, strafte ihn deshalb freundlich, nicht ohne mancherlei tiefsinnige Anführungen aus heiliger Schrift und witzig ironische aus eigener Gabe. Wir übergehen manches in dem weitläufigen, obwohl stets gedankenreichen Schreiben (vom 27. April); aber Folgendes mag hier doch Raum finden.

„Zu Nutz und Dienst des Nächsten — das heißt nicht, ein Bote eines jeden sein, der mich schicken will, und das Werkzeug eines jeden, der mich brauchen will. Ich muß ja wissen, was mein Nächster thun will, das verstehen, was er von mir haben will, ob es mit meinem Verhältniß gegen Gott und Andere bestehen kann, und die Schultern wenigstes fragen, wie viel die tragen können. Wenn ich bei jedem Antrage, den mir jemand thut, denken will: das kannst du sacht thun, ihm zu Gefallen, so wird die ganze Welt Lust kriegen, mit mir zu handeln, ich werde aber nichts r e c h t thun können, und das Ende des Liedes wird sein, entweder alle meine Kunden für Schelme zu erkennen,

oder von ihnen dafür mit allem Recht gescholten zu werden.“ Man sieht, wie die Freunde ihm besonders auch seiner vermeintlichen Unthätigkeit wegen Vorwürfe gemacht hatten. In der That war dieselbe gefährlicher für ihn als er sich dessen bewußt war.

„Meine Feder“, schließt er diesen Theil des Briefes, „würde nicht so überfließen können, wenn mein Herz nicht voll wäre. Freunde sind eine Gabe Gottes; ich habe meinen Köcher derselben voll gehabt. Soll er leer werden, so werde ich ihren Verlust wie ihren Besitz mit Dank annehmen, und mich vor niemand, als Gott, demüthigen. Es ist nicht gut, sich auf Menschen verlassen, soll die eine Seite meiner Erfahrungen zur Aufschrift haben — Was können mir Menschen thun? wird die andere bekommen. Ich will rühmen Gottes Wort, ich will rühmen des Herrn Wort. Nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit, denn ich hoffe auf deine Rechte! —

„Ich werde mit dieser Seite hierüber schließen. Legen Sie bis auf die Fehler meiner Schreibart alles zum Besten aus. . . Ich werde mit Gottes Hülfe der Fesseln, unter denen ich jetzt schreiben muß, entledigt sein, wenn meine Freunde mit mehr Liebe zur Wahrheit den Grund meiner Handlungen zu erkennen Verlangen bezeigen werden. — Alle die Spaltungen zielen darauf, Eine Heerde und Einen Hirten hervorzubringen; wann und wie dies geschehen soll, gebührt uns nicht zu wissen.“

Diese und andere Worte verfehlten eines Eindruckes zum Guten nicht bei dem, an welchen sie zunächst gerichtet waren. Am 5. Juni konnte der Schreibende in folgender zum Theil ergreifenden Weise antworten.

„Herzlich geliebter Freund. Ich habe Ihren Brief gestern erhalten, und sehe denselben als das schätzbarste Denkmal Ihrer Redlichkeit an. Was für ein göttliches Geschenk ist Freundschaft, wenn sie alle die Prüfungen aushält, die die unsere schon durchgegan-

gen, und wenn alles dasjenige, was auf ihre Vernichtung zu zielen scheint, nichts als ihre Läuterung und Bewährung hervorbringt. Sie ist alsdann eine Frucht des Geistes, der auch Freund und Tröster heißt. Er, den wir nicht sehen, ob er gleich mit uns, in uns und unter uns ist, Er, der den Raum füllt, der uns beide von einander trennt, wolle unsre Herzen auch seinen Gruß hören lassen: Friede sei mit euch! uns senden zu seinem und seines Vaters Geschäft, und unser ganzes Leben mit der Würde und Treue seiner Botschafter und Gesandten uns führen lassen. Er lasse uns auch durch das Blasen seines Odems, so verborgen uns auch der Ausgang und Eingang desselben bleiben mag, den h. Geist hinnehmen, und in Kraft desselben Sünde erlassen, und die Vergebung derselben denjenigen zu genießen geben, denen wir sie erlassen, Sünde hingegen behalten, und den Zorn derselben diejenigen schrecken lassen, denen wir sie behalten."

„Wie schlecht verstehen Sie mich noch, liebster Freund, wenn Sie sich im Ernst Mühe geben, sich gegen mich zu rechtfertigen. Wenn nur von uns beiden die Rede wäre, so sind Sie in jedem Stücke gerechter als ich; so haben Sie die größte Freiheit und Befugniß, mir alle mögliche Vorwürfe zu machen, die ich nicht anders als mit Stillschweigen und Scham zu beantworten wüßte. Ich bin der vornehmste unter den Sündern, sagt der größte Apostel; nicht, ich war, sondern: ich bin es noch. Und in dieser Empfindung seiner Schwäche lag eben die Stärke des Trostes, den er in der Erlösung genoß. Was kann uns mehr drücken und unser Gewissen mehr beschweren, als ein unzeitiger Eifer für Gott, ein unreifer Enthusiasmus. Gott! dein Name wird durch denselben mehr gelästert als geheiligt, dein Reich mehr aufgehalten, als die Ankunft desselben befördert . .!

Hierauf sucht Hamann sich wegen der Vorwürfe des Freundes, als habe er sich gegen B. aus „Zorn, Furcht, Verlangen, Eifer, Rache verantwortet", durch Pauli Beispiel zu entschuldigen. „Wenn der natürliche Mensch fünf Sinne hat, so ist der Christ

ein Instrument von zehn Saiten, und ohne Leidenschaften [aber welche? 1 Cor. 13] einem klingenden Erz ähnlicher als einem neuen Menschen. Kein besser Schwert als Goliaths; so braucht der Christ die Ironie, um den Teufel damit zu züchtigen. Diese Figur ist die erste in seiner Redekunst gewesen [?], und mit dieser Figur führte Gott die ersten Eltern aus dem Paradiese heraus [1 Mos. 3, 22], nicht sie, sondern ihren Verführer damit zu spotten.

„Zur Unzeit reden“ [ein andrer Vorwurf Lindners gegen ihn]. — So zerbrach ein Weib ein Glas mit köstlichem Wasser zur Unzeit und ärgerte die Jünger mit ihrem Unrath. Die Weiber aber, die frühe aufgestanden waren, glaubten die rechte Zeit getroffen zu haben. Die Engel sagten ihnen aber: was suchet ihr den Lebenden unter den Todten? Ich führe dies bloß an, um von weitem zu zeigen, wie mißlich unser Urtheil ist über das, was uns als Unzeit und Unrath vorkommt. Daß selbst Jünger Christi falsch denken, und daß alles, was im Glauben geschieht, Gott gefällt; daß es im Geistlichen schwer ist, die Geister zu prüfen, da es in natürlichen Dingen öfters den scharfsinnigsten Kennern mißlingt; daß wir alle diese Künste nicht nöthig haben, wenn wir glauben, daß alle Dinge denen, die Gott lieben, zum Besten dienen müssen —

„Ich soll Ihnen beweisen, daß ich in aller meiner bisherigen Aufführung alles Recht auf meiner Seite gehabt. — Ist es meine Schuld, daß Gott irdische, schwache Gefäße zu seinen Werkzeugen wählt, die durch ihre Thorheit die Weisheit der Schriftgelehrten zu Schanden machen sollen?

„Ich soll göttliche und menschliche Dinge unterscheiden. — Der Christ thut alles in Gott. Essen und Trinken, aus einer Stadt in die andere reisen, sich darin ein Jahr aufhalten und handeln und wandeln, oder darin still sitzen und harren, sind alles göttliche Geschäfte und Werke. Die größte Stufe des Gottesdienstes, den Heuchler Gott bringen, besteht in der Verfolgung wahrer Bekenner.

„Lassen Sie mir meinen Stolz in den alten Lumpen. Diese alten Lumpen [Jerem. 38, 10—13] haben mich aus der Grube gerettet, und ich prange damit wie Joseph mit seinem bunten Rock . . .

„Sie haben mir einen Gefallen gethan, liebster Freund, in Entdeckung einiger Glossen, mit denen Sie bisher so zurückhaltend gewesen. Hätten Sie dieses nicht mit lauterer Freundschaft eher thun können? Je mehr ich Ihren Brief lese, desto mehr bewundere ich Ihren Witz, mit dem Sie sich in meinen Schwung zu setzen wissen. Ich weiß, wie natürlich Ihnen dieses ist, und daß Sie bald besser allegorisiren würden als ich. Gott hat mich um bibelfesten Mann gemacht. Und Sie werden bibelfest, um mich zu versuchen, und richten sich selbst, indem Sie mich anklagen. Aus Ihrem Munde sollen Sie gerichtet werden . . .

„Bin ich nicht furchtsamer als Sie, liebster Freund? Wankelmüthiger als Sie? Habe ich mich in das Haus meiner Freunde eingeschlichen, oder aufgedrungen? Wie sollte ich mich denn jetzt in unendlich höhere Angelegenheiten aus eigenem Durste mischen? Meinen Sie nicht, daß zu dem Werke außerordentliche Prüfungen nöthig sind, Offenbarungen göttlicher Kraft, und Faustschläge des Satans? Unser Leben ist verborgen — es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Davon weiß kein Agrippa, kein „beinahe ein Christ.“ [Apostelgesch. 26, 28.] Die Furcht vor den Christen ist das Uebel, was einen Jünger Christi drückt, wie damals die Furcht vor den Juden. Die Namen werden bloß verändert, die Sache ist dieselbige.

„Soll nun meine Vernunft das Licht sein, darnach sie sich richten sollen? Das wäre gefährlicher, als da sie jetzt ihre eigenen zur Richtschnur und zum Bleigewicht göttlicher Wege machen.

„Ich weiß, daß ich unnütz bin, aber es ist Sünde, auch über den Geringsten: Nache! zu schreien. Gott kann uns Narren schelten, aber kein Bruder den andern. Ich predige nicht in Gesellschaften, weder Katheder noch Kanzel würden meiner Länge etwas hinzufügen. Eine Lilie im Thal, und der Geruch des Er-

kenntnisses verborgen auszuduften, wird immer der Stolz sein, der im Grunde des Herzens und in dem innern Menschen am meisten glühen soll.

„Wenn es auf eine Rechtfertigung ankäme, so könnte ich Gott dafür danken, daß er mir eine Aufmerksamkeit auf Gegenstände gegeben, die in seinem Licht am meisten erkannt werden, und die er durch ihre Beziehung auf mich und Andere nicht ohne Frucht sein lassen.

„Der Geist der Liebe sucht die Einsamkeit, gleich irdischen Liebhabern, das Dunkle, die Schatten, das Geheimniß. Er spricht durch Blicke, durch Winke und Seufzer. Die Spiele seines Witzes sind gleich den Namenszügen, die beim ersten Schnitte der Rinde kaum ins Auge fallen und mit den Jahren der Bäume auswachsen, daß jeder, der vorüber läuft, sie lesen kann. Ferne vom Weltgetümmel, wo Stille, Ruhe, Friede, Einigkeit und Liebe herrscht —

„Da ist sein Tempel aufgericht't, da dient man ihm nach rechter Pflicht, da giebt er Klugheit und Verstand, da wird der Sprachen Grund erkannt. Der Zungen Feuereifer glimmt; er zeigt, was niemand sonst vernimmt; schenkt das Vermögen auszusprechen, was der Vernunft, dem Witz der Frechen, und aller List zu mächtig ist!“ — —

„Sie werden sich mit dieser tumultuarischen Antwort auf Ihren Brief begnügen, und mir unter allen Gestalten Ihre Freundschaft zu erhalten suchen, die mir immer verehrungswürdig und theuer sein wird. Mose war der sanftmüthigste Mann, und der Apostel der Liebe hieß der Donnersohn.“

So, mit wenigen Auslassungen, der einstweilen letzte Brief Hamanns an Lindner in dieser Sache. Welcher Leser hätte nicht den Eindruck, daß alles dieses nicht bloß aus der Gabe der Erkenntniß, welche dem Schreiber in so hohem Maße verliehen war, sondern auch aus dem Herzen gesprochen war, aus eigenster Erfahrung? Und dennoch — dennoch! Von gehabter Erfahrung

und von gegenwärtigem Gefühl, geschweige von geschenkter Erkenntniß bis zum fortgehenden Wollen und Thun, bis zur Bewährung des Erfahrenen, welch weiter Schritt! Zwar nur ein Schritt, der aber täglich und stündlich in Gebet und Arbeit wiederholt sein will, in Schweigen und Meiden und Verleugnen, oder — die Bewährung bleibt aus, und damit die Bewahrung der Beilage, wo nicht Gott sie bewahrt, als glimmenden Docht für eine zukünftige Neubelebung . . .

Diese Erkenntniß fehlte Hamann noch. Es fehlte ihm freilich auch die Anleitung eines erfahrenen Christen — deshalb wohl, weil er einen solchen nicht zu bedürfen glaubte, ihr also auch wohl schwerlich gefolgt wäre. Es fehlte ihm das, was das Gewicht an der Uhr ist, oder die Uebung dem Schüler, ohne welche das Wissen nicht zum Können, das Können nicht zum Ausführen wird. Er sprach von Stille, Ruhe, Friede, Einigkeit und Liebe, von den Geheimnissen der Gottseligkeit, aber er suchte sie nicht ganz am rechten Orte, ja was schlimmer, er wähnte sie zu besitzen und gedachte Hütten daselbst zu bauen, vergessend, daß man nur besitzt, was man stets neu erwirbt, und daß solch Erwerben nicht anders denn im Streit, mit einem innern — nicht äußern — Feinde geschieht; daß aber das äußere, das wirkliche und werkthätige aber eben darin auch leidende Leben den Menschen allein in diesem Streit erhalten und darin üben kann; ist doch unsre natürliche Ichheit der Stoff, welcher die Flamme unterhalten muß: die Flamme der Liebe, „welche das Eigne verzehrt.“ —

Uebrigens war das Verhältniß zu Berens mit all diesen Auseinandersetzungen noch keineswegs gelöst, und das war vielleicht ein Schade für den noch lange nicht Befestigten. Schon die Freundschaft mit dem doch ziemlich flachsinnigen Lindner mußte schwächend auf ihn wirken, viel mehr die mit Christoph Berens selbst. Dieser verlor denn auch die Hoffnung nicht, den Verschrobenen, wie er wähnte, wieder zurecht zu schrauben. Er kam selbst noch im Sommer des jüngeren Bruders wegen nach Königsberg, und bald

war das gute Verhältniß äußerlich wieder hergestellt. Hamann schrieb schon am 3. Juli aufs neue an Lindner:

„Wie angenehm der gestrige Abend für mich gewesen, können Sie selbst leicht erachten, da ich ihn in der Gesellschaft unsers Freundes, des Herrn Berens zugebracht, der mich unvermuthet beschlich. Er hat nicht gewußt, daß ich ihn drei Tage nach einander aufgesucht, und ich nicht, daß er mich zu sehen wünschte. Heute komme ich eben von ihm, aber ohne ihn zu Hause angetroffen zu haben. Ich weiß, liebster Freund, daß eine Unwissenheit von beiden Theilen über gewisse Dinge uns zu einem Mißverständniß vieler Kleinigkeiten und zu einem frevelhaften Urtheil über amphibische [zweierlei Deutung zulassende] Dinge verleitet hat. Eine Appellation an Cäsar, den großen Eroberer menschlicher Vorurtheile und Anschläge — die Zeit — ist meine erste und letzte Zuflucht. Sie lieben mich noch — mein Freund auch noch — Zufriedenheit genug für mich; wofür ich Gott danke."

„Der Geist der Liebe", heißt es weiter unten, „ist ein Geist der Wahrheit, die im Verborgenen liegt. Wenn derselbige kommt, steht in meiner Bibel, der wird die Welt strafen — — Ich habe euch noch viel zu sagen, ihr könnets aber jetzt nicht tragen; sind Worte, wie Sie wissen, des Menschensohnes, der Sünder aufnimmt und mit ihnen isset."

Das Schreiben schließt: „Grüßen Sie Herrn Carl, sein sämmtliches Haus und das Arendsche auf das Ergebenste von mir, sobald Sie Gelegenheit haben dahin zu gehen. Das erste Wiedersehen des Herrn [Christoph] Berens ist ein Glück für mich gewesen, das ich mit aller möglichen Empfindung genossen. Ich kann die Elegie des Dichters in einen Triumphgesang übersetzen und den Refrain umkehren:

Den Freund, den hab' ich gefunden.

„Nicht Zeit, nicht Entfernung, nicht Fehler, nicht Umstände haben bisher unsern Neigungen geschadet, und alles Künftige wird uns gleichfalls zum Besten dienen müssen. Adieu."

Schade, möchten wir dagegen sagen, daß etwas Anderes als Zeit, Entfernung und Fehler den Neigungen seiner sehr „natürlichen" Freundschaft nicht ein wenig schadeten! „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!" Dieses Sprichwort, jetzt und später auf Hamann angewendet, würde oft wenig von dem Christen übrig lassen, würde ihm aber dennoch — zum Glück — Unrecht thun.

Freilich hielt die Einigkeit nicht lange Stich. Schon am 20. desselben Monats klagt Hamann über des Freundes Heftigkeit, Unruhe, heimlichen Groll gegen ihn, ja „Haß und erbittertes Gemüth bei den unschuldigsten Worten, die ihm selbst in der Angst entfahren." „Ich muß aus Furcht die Thüren meines Herzens verschließen, und meinen Mund hüten und versiegeln lassen, als wenn er das Grab eines Betrügers und Verführers wäre."

Doch wurde darum das Band ebensowenig zerrissen als vordem. Vielmehr suchte Berens, verzweifelnd an seiner eigenen Macht Hamann zu bekehren, sich einen Helfer dazu. Er fand ihn an dem Magister Kant, dem später so berühmten Philosophen, welcher wenige Jahre zuvor, nachdem er sich einige Zeit als Hauslehrer versucht, als Professor nach Königsberg gekommen war. Beide zusammen besuchten Hamann und suchten ihn zu bereden, Schriftsteller zu werden, weil sie glaubten, ihn so am besten von seiner vermeintlichen religiösen Schwärmerei heilen zu können. Sie irrten sich. Hamann empfing sie freundlich, erwiderte auch ihren Besuch, ward auch Schriftsteller, aber ganz andrer Weise als sie sich gedacht. Mit „Sokratischen Denkwürdigkeiten", einer kleinen, aber kraft- und geistvollen, und was viel mehr, vom Geiste der Wahrheit, die im Verborgenen liegt, eingegebenen Schrift antwortete er auf jene Zureden der „Zween", deren er in der Vorrede gedachte. Zugleich legte er mit dieser Schrift, welche in Anknüpfung an des Sokrates Wesen unbewußt sein eigenes ausspricht, nämlich die Kraft des wahrheit=

suchenden Geistes und die Demuth der Selbsterkenntniß als der höchsten zu findenden Wahrheit, den Grund zu seiner nun beginnenden „Autorschaft.“

An J. G. Lindner schrieb Hamann damals (18. August): „Ich wünsche nichts mehr, als daß Herr B. hart gegen mich wäre und die Maske der Freundschaft niederlegen wollte, daß ich nach den Gesetzen der Maskerade nicht länger unter der meinigen schwitzen dürfte. Ich werde aufhören sein Widersacher zu sein, sobald er den Glanz eines Engels des Lichts ausziehen wird. So lange wir aber unter unsrer Verkleidung bleiben, ist es gut, daß wir uns unter einander meiden, und ganz natürlich, daß ich „Kohlen rede“ und er sanft säuselnde Wahrheiten und Sittensprüche . . . Wenn er so hart gegen mich sein wollte, als ich gegen ihn gewesen, so hätten wir uns schon lange einander erkannt und wir würden schon im fünften Acte unsers Lustspiels sein . . . Er besuchte mich sehr lange — ich weiß die Zeit nicht, daß ich ihn gesehen — mit dem Herrn Magister Kant, durch den er meine Bekehrung wie durch Sie versuchen wollte. Es war eben Feiertag für mich, an dem ich meine Maske nicht brauchen wollte, und die Wahrheit zu sagen, ich hatte auch nichts weniger nöthig, denn die seinige war so zerlumpt, daß der weiße Engel beinahe von dem durchschlagenden schwarzen Schatten eklipsirt wurde. Ich versprach mich bei seinem neuen Freunde in der Zeit von zwei Tagen zu einem Colloquium einzustellen. Anstatt selbst zu kommen, rief meine Muse den Kobold des Sokrates aus dem Monde herab, und schickte ihn in meinem Namen mit einer Granate, die aus lauter kleinen Schwärmern bestund. Weil ich seinen kleinen Magister so sehr liebe und hochschätze als Ihr Freund, so machte ich ihm dies Schrecken, um zu verhindern, daß er sich nicht weiter einlassen sollte . . . Wenn er Ihnen klagt, daß ich heimlich stolz bin, so hintergeht er Sie. Ich habe nicht nöthig, heimlich stolz zu sein, als einer der sich seines eigenen Stolzes schämt oder mit selbigem Andern Schaden thun will.

Ich habe nicht nur eingestanden, daß ich stolz bin, sondern auch die guten Gründe, die ich habe es zu sein und mit Gottes Hülfe darin zu verharren [!] . . . „Eigensinnig" — heißt alles was uns im Wege steht. Einer auf dem breiten Wege findet vielleicht weniger Eigensinn, noch hat selbiger ihn so nöthig als ein Mensch, der auf einem schmalen Pfade geht, und ohne Lebensgefahr nicht ausweichen noch um sich gaffen kann, sondern widerstehen 1 Petr. 5, und auf seinen Weg wachen muß." Gewiß! Fast gleichzeitig aber schrieb er an Kant in scherzhaft witzigem Tone einen langen Absagebrief, der doch keiner war. Nur einiges besonders Bezeichnende daraus setzen wir hierher.

„Höchstzuehrender Herr Magister. Ich lege es Ihnen nicht zur Last, daß Sie mein Nebenbuhler sind und Ihren neuen Freund ganze Wochen genießen, unterdessen er sich bei mir auf wenige zerstreute Stunden wie eine Lufterscheinung oder vielmehr wie ein schlauer Kundschafter sehen läßt. Ihrem Freunde aber werde ich diese Beleidigung nachtragen, daß er sich unterstanden, Sie in meine Einsiedlerei selbst einzuführen; und daß er mich nicht nur der Versuchung, Ihnen meine Empfindlichkeit, Rache und Eifersucht merken zu lassen, sondern Sie sogar dieser Gefahr ausgesetzt, einem Menschen so nahe zu kommen, dem die Krankheit seiner Leidenschaften eine Stärke zu denken und zu empfinden gibt, die ein Gesunder nicht besitzt. Dies wollte ich Ihrem Buhler ins Ohr sagen, als ich Ihnen für die Ehre Ihres ersten Besuchs dankte. Sind Sie Sokrates und will Ihr Freund Alcibiades sein, so haben Sie zu Ihrem Unterricht die Stimme eines Genius nöthig. Und diese Rolle gebührt mir, ohne daß ich mir den Verdacht des Stolzes damit zuziehe." [!] Nachdem Hamann noch über dies und das Literarische geistreich geplaudert, wie er fast in allen seinen Briefen that, heißt es: „Auf unsern lieben Vetter wieder zu kommen . . . Sie hätten ihn kennen sollen zu meiner Zeit, da ich ihn liebte. Damals dachte er wie Sie, höchstzuehrender Herr Magister, über das Recht der Natur;

er kannte nichts als großmüthige Neigungen in sich selbst und mir . . . Frankreich, das Hofleben und sein jetziger Umgang mit lauter Calvinisten [! ?] sind an allem Unglücke schuld. Er liebt das menschliche Geschlecht wie der Franzmann das Frauenzimmer, zu seinem bloßen Selbstgenuß und auf Rechnung ihrer Tugend und Ehre. In der Freundschaft, wie in der Liebe, verwirft er alle Geheimnisse. Das heißt den Gott der Freundschaft gar leugnen . . . Der Gott, dem ich diene, und den Spötter für Wolken, für Nebel und Hypochondrie ansehen, wird nicht mit Bocks- und Kälberblut versöhnet; sonst wollte ich bald mit dem Beweise fertig werden, daß die Vernunft und der Witz Ihres Freundes, wie meine, ein geil Kalb, und sein gutes Herz mit seinen edlen Absichten ein Widder mit Hörnern ist. Was Ihr Freund nicht glaubt, geht mich so wenig an, als ihm, was ich glaube. Hierüber sind wir also geschiedene Leute, und die Rede bleibt bloß von Geschäften. Eine ganze Welt von schönen und tiefsinnigen Geistern, wenn sie lauter Morgensterne und Lucifers wären, kann hierüber weder Richter noch Kenner sein, und ist nicht das Publikum eines lyrischen Dichters, der über den Beifall seiner Epopöe lächelt und zu ihrem Tadel still schweigt . . . Ich muß beinahe über die Wahl eines Philosophen zu dem Endzweck, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen . . . Wie man den Baum an den Früchten erkennt, so weiß ich, daß ich ein Prophet bin, aus dem Schicksal, das ich mit allen Zeugen theile, gelästert, verfolgt und verachtet zu werden [!].

„Ich will auf einmal, mein Herr Magister, Ihnen die Hoffnung benehmen, sich über gewisse Dinge mit mir einzulassen, die ich besser beurtheilen kann, wie Sie, weil ich mehr Data darüber weiß, mich auf Facta gründe, und meinen Autoren nicht aus Journalen, sondern aus mühsamer und täglicher Hin- und Herwälzung derselben kenne; nicht Auszüge, sondern die Acten selbst gelesen habe, worin des Königs Interesse sowohl als des Landes debattirt wird . . .

„Ein zärtlicher Liebhaber läßt sich bei dem Bruch einer Intrigue niemals seine Unkosten gereuen. Wenn also vielleicht nach dem neuen Naturrecht alter Leute die Rede vom Gelde wäre, so sagen Sie ihm, daß ich jetzt nichts habe, und selbst von meines Vaters Gnade leben muß, daß ihm aber alles als eigen gehört, was mir Gott geben will — wornach ich aber nicht trachte, weil ich sonst den Segen des vierten Gebots darüber verlieren könnte. Wenn ich sterben sollte, so will ich ihm obendrein meinen Leichnam vermachen, an dem er sich, wie die Aegypter, pfänden kann . . .

„Sobald die Menschen einander verstehen, können sie arbeiten. Der die Sprache verwirrte, und die Schemata des Stolzes aus Liebe und politischen Absichten, zum Besten der Bevölkerung, wie ein Menschenfreund, strafte, — vereinigte sie an dem Tage, da man Menschen mit feurigen Zungen, als Köpfe berauscht vom süßen Wein, lästerte. Die Wahrheit wollte sich von Straßenräubern nicht zu nahe kommen lassen; sie trug Kleid auf Kleid, daß man zweifelte, ihren Leib zu finden. Wie erschraken sie, da sie ihren Willen hatten, und das schreckliche Gespenst, die Wahrheit, vor sich sahen!

„Ich werde diesen Brief ehester Tage in Person abzuholen kommen."

Wir mögen hier einschalten, daß Kant noch in anderer Weise sich Hamann fernerhin zu nähern suchte, trotz, oder vielleicht wegen der im Vorstehenden enthaltenen, vielleicht allzuverblümten und daher ihres Zweckes verfehlenden Absage. Kant schlug nämlich Hamann vor, miteinander eine Physik für Kinder zu schreiben, da er wußte, daß dieser eine Zeitlang Naturlehre eifrig studirt hatte. Letzterer lehnte zwar nicht direct ab, machte indeß auf die Schwierigkeit des Unternehmens an sich und auf die des Zusammenarbeitens gründlich aufmerksam in zwei Briefen, welche später unter dem Titel „Zween Liebesbriefe an einen Lehrer der Weltweisheit" als Zugabe zu fünf „Hirtenbriefen", die vom Unterricht der Jugend handeln, gedruckt wurden. Kant beant-

wortete sie nicht, worauf Hamann noch in demselben Jahre (1759) einen dritten Brief ihm sandte, womit die Sache abgethan war. Wir theilen im dritten Bändchen Auszügliches aus allen dreien mit.

Daß es aber ein von Natur dennoch edler Zug war, welcher Hamann das Band mit den einmal Befreundeten durch alle Verschiedenheit der Ansichten und Ueberzeugungen hindurch festhalten ließ, möge folgende Stelle aus einem weiteren Briefe an den älteren Lindner (vom 31. August 59) darthun.

„Ich danke Ihnen herzlich für die Geduld, die Sie bisher mit mir gehabt, und werde selbige nicht länger mißbrauchen. Sie werden mir erlauben, geliebtester Freund, mit einer nochmaligen Wiederholung und Erklärung über einige Punkte zu beschließen. „Die Freundschaft soll gradezu sprechen, wenn sie lehren will, ist Ihre Methode, die ich wünschte, daß sie immer von Ihnen getrieben würde, und für die ich Ihnen vor allen Ihren Freunden Dank wissen wollte. Ich will Ihnen meine Gedanken über diesen Lehrsatz mittheilen. Wir sind Freunden unter allen Uebrigen die meisten Achtsamkeiten schuldig; daher müssen wir unsern Unterricht gegen sie mit mehr Achtsamkeit treiben als gegen Andere. Freundschaft legt uns Hindernisse in den Weg, die ich bei Fremden und Feinden nicht habe; und hierzu gehören neue Regeln, wodurch Ihre Methode ziemlich verdächtig gemacht wird . . . Was hat aber die Freundschaft mit lehren, unterrichten, umkehren und bekehren zu schaffen? Ich sage, nichts. Was hätte ich Ihren Bruder lehren können, was er nicht selbst gewußt hätte; was kann ich meinen lehren, daß er nicht eben so gut wissen mag, als ich? Ich glaube, daß keiner den Katechismus so schlecht weiß, wie ich, und daß, wenn es aufs Gewissen ankäme, ich die wenigste Ursache hätte, aufgeblähet zu sein. Ein Lügner weiß besser als ich ihn überführen kann, daß er lügt; er weiß eben so gut als ich, daß er nicht lügen soll. Ist hier also die Rede vom Lehren und Unterrichten? . . . Rede Folianten mit deinem Freunde, unterrichte ihn, widerlege ihn; du zeigst, daß du ein

gelehrter, vernünftiger, witziger Mann bist, aber was hat die Freundschaft an allen diesen Handlungen für Antheil? Eine Empfindung seines Gewissens predigt überzeugender als ein ganz System. Ist Lehren also nicht das Augenmerk der Freundschaft, was denn? Lieben, empfinden, leiden. Was wird Liebe, Empfindung, Leidenschaft aber eingeben und einen Freund lehren? . . .

„Aus eben dem methodischen Herzen Ihrer Freundschaft fließt Ihr guter Rath, geschiedene Leute zu werden, wenn ich nicht an Einem Joch mit ihm [Berens] ziehen will. So klug bin ich alle Tage; und es ist kein Freund dazu nöthig. Der Weg ist eben so leicht. Ich würde aber der niederträchtigste und undankbarste Mensch sein, wenn ich mich durch seine Kaltsinnigkeit, durch sein Mißverständniß, ja selbst durch seine offenbare Feindschaft sobald sollte abschrecken lassen, sein Freund zu bleiben. Unter allen diesen Umständen ist es desto mehr meine Pflicht, Stand zu halten, und darauf zu warten, bis es ihm gefallen wird, mir sein voriges Vertrauen wieder zu schenken. Es fehlt an nichts als daran, daß wir uns einander so gut und besser als jemals verstehen."

Letzteres ist ja edel gedacht und verdient vom Standpunkte natürlicher Sittlichkeit alles Lob; allein als Christ hätte der Schreiber wissen müssen, daß wahre, heilige Liebe zu dem Nächsten als solchem und persönliche Freundschaft sehr verschiedene Dinge sind; daß wohl erstere, nicht letztere unter allen Umständen zu wahren und zu bewähren Christen-Pflicht ist, und daß diese letztere Pflicht nicht nur zuweilen und in Ausnahmefällen, sondern immer und unter allen Umständen die innere Verleugnung der Freundesliebe, wie jeder natürlichen Neigung von uns fordert! Ferner, wenn Hamann so gegen das Lehren in der Freundschaft sich ausspricht, warum befolgte er nicht zuerst selber den Rath? Was sind seine Briefe vielfach anders gewesen als Lehr-Briefe, wie vieles Beherzigenswerthe darin auch enthalten ist? Doch hüten wir uns auch vor dem gleichen Fehler!

An seinen Bruder in Riga endlich konnte Hamann Ende October schreiben: „Mein Freund [Christoph B.] ist Sonntags abgereist, und schickte gestern den Magister Kant, uns nochmals grüßen zu lassen. Ich preise Gott für alle die Gnade, die Er mir erwiesen. Herr B. hat mir alle die Achtsamkeit, Redlichkeit und Zärtlichkeit erwiesen, die gute Freunde sich schuldig sind, wenn sie sich gleich genöthigt sehen, nach verschiedenen Entwürfen zu leben. Ich kann ihm nichts darin zur Last legen, muß aber die Ehre davon auch dem Geber aller guten Gaben, worunter auch das tägliche Brod der Freundschaft gehört, allein zuschreiben."

Hamann hat jenen Freund nicht wiedergesehen. Doch war noch im folgenden Neujahr (1860) einer seiner ersten Gedanken an ihn. Er sandte ihm durch seinen Bruder einen „Neujahrswunsch von Friedensvorschlägen" zur eigenhändigen Bestellung. Und schon am 9. Januar schrieb er wieder: „Melde mir doch mit erster Post, ob du den vorige Post überschickten Brief gleich abgegeben oder hast abgeben lassen. Es ist mir viel daran gelegen, daß derselbe zu rechter Zeit eingetroffen, um alle widrige Eindrücke zu verlöschen, und daß du ohne Neugierde und Mißtrauen gegen mich den Dienst der Bestellung mir erwiesen."

Ende März aber mußte er seinem Bruder schreiben: „Ich habe meinen Verbindungen mit dem Berensschen Hause nach meinem Maß und nach dem besten Willen ein Genüge gethan, daß nichts mehr übrig ist, als den Anspruch meiner Schulden wegen auf einen ordentlichen und vernünftigen Fuß zu bringen. Ich habe deswegen neulich an Herrn Arend geschrieben, um ihn zu dem Schritte, den ich jetzt mit göttlicher Gnade thun will, [s. unten] vorzubereiten . . . Du wirst hierüber keine Weitläufigkeit machen, und wenn du etwas nöthig findest mir zu melden, es englisch oder so leicht als möglich thun, um den Vater nicht eher als im Nothfalle zu beunruhigen. Du kannst leicht erachten, wie viel mir so wohl als dir daran gelegen ist, daß ich nur weiß,

wie viel ich schuldig bin, und daß ich darnach gewissermaßen meine jetzige und künftige Lebensart einzurichten habe. Laß dir diese Sache bestens empfohlen sein."

An denselben. „12. April 1760. Mein lieber Bruder, gestern unvermuthet deinen Brief erhalten. Du beurtheilst mich unrecht, wenn du mir ich weiß nicht was für Unruhe zum Voraus setzest. Ich bin gefaßt auf alles, was Gott schickt, und ich kann über keinen Mangel klagen. Gesundheit, Arbeit und Freude sind das Kleeblatt meiner Tage. — Vielleicht bist du neugierig, den Inhalt von Herrn Arends Antwort zu wissen. Hier ist sie:

„„Mein Herr. Der willkürlich förmliche Abschied, den Sie von hier genommen (soll heißen: den Ihnen mein Bruder geschrieben) und worauf, wie Sie sagen, mein Stillschweigen das Siegel gedrückt, mag die Quittung aller Verbindlichkeiten sein, die jemals unter uns gewesen. Mit meinem Willen haben Sie die Reise nach England in meinen Geschäften gethan, und was ist wohl billiger, als daß ich die Reisekosten trage, die schon lange abgeschrieben sind? Thun Sie geruhig den Schritt, den Sie sich vorgesetzt; ich werde Ihnen nichts in den Weg legen. (Man redet von einem künftigen Schritte; ich nannte die Freiheit, meine Rechnung zu fordern, die ich mir nahm, also). Keiner nehme den Andern in Anspruch, so sind wir gänzlich geschieden.""

Eine bittere Antwort, werden wir gestehen müssen, wenn auch keine ganz unedle. Welche edlere hatte Hamann dagegen zu setzen? er, der Christ, dem sittlichen Naturmenschen? So war das Ende nicht das beste, und sein Bruder hatte so Unrecht nicht, wenn er es ein Unglück nannte. Das freilich wollte ersterer nicht gelten lassen, sondern suchte es zu allerletzt noch zum Besten zu deuten; und das war wirklich das Beste. Er schrieb im Mai dem Bruder u. a.. „Worin mein Unglück bestände, das ich dort gehabt hätte? Ich weiß von nichts als von dem Glück, alle ersinnliche Freundschaft und Liebe in und von einem Hause ge-

nossen zu haben, das seine Wohlthaten mit einer Quittung aller ferneren Verbindlichkeiten gekrönt hat."

Es mag nicht unnütz sein, den ganzen Verlauf dieser „Freundschaft" in ihren Ursprungszeugnissen angeschaut zu haben. Nicht vergebens möge es sein, an diesem Beispiele einmal tief und klar gesehen zu haben, wohin ein Freundesverhältniß führt, welches des ewigen Grundes, als seines gemeinsamen „Mittlers" und allein werthvollen Zieles entbehrt. War es darum für Hamann vergebens? Es war eine Schule für ihn, und eine Schule, in der man etwas lernt, ist niemals vergebens. Ob er in ihr gelernt, muß die Folge zeigen.

Einstweilen aber schien es, als sollte er auch mit J. G. Lindner, dem Rector in Riga, auseinanderkommen. Ehe wir jedoch dieses mit seinen Worten belegen, müssen wir einiges aus früheren Briefen an diesen ältesten seiner Freunde nachholen. Dieselben verbreiten sich namentlich über sein Leben und seine literarische Beschäftigung in Königsberg.

10. März 1759: „Besorgen Sie nicht, liebster Freund, daß ich mich zum Theologen studiren werde; ungeachtet ich gestehen muß, daß ich mich freue, wenn ich hie und da ein Buch zu meiner Erweckung und zur Erweiterung auch meiner geistlichen Erkenntniß ausklauben kann. Ich schone meine Zeit, meine Augen und Gesundheit, so viel ich kann; und weil ich nach meiner jetzigen Verfassung nicht für Brod oder den Leib arbeiten darf, so wird die Mühe nicht ganz verloren sein, die ich auf Dinge wende, welche in den Augen der Welt für müßige und unbrauchbare Leute gehören."

Ende April: „Arbeiten läßt sich bei meinen Umständen nicht. Gott wolle meinen alten Vater erhalten! Bei aller meiner Trägheit, der ich hier nachhänge, kann ich Gottlob manchen Abend mit aller Zuneigung mir ins Ohr schreien: Herz, freu' dich! du sollst werden vom Elend dieser Erden und von der Sünden Arbeit frei. Ich genieße in gleichem Maaße die Leere

und die Fülle der Menschlichkeit. Ich habe mich auf diesen Frühling mit einer Neugierde gespitzt, als wenn er der erste wäre, den ich erleben sollte; ich wünschte ihn als den letzten schmecken zu können. Die Einsamkeiten meiner Gartenhütte und Kürbislaube sind kein Tausch gegen den Jahrmarkt der Riga'schen Höfchen [dem Sommeraufenthalt der Vornehmeren]. Ich scheue meine Wünsche als Sorgen, und verwandle meine Sorgen in Wünsche; so verfließt eine Stunde nach der andern ohne Leyer, ohne Pinsel und Freund. Mein Vater ist mein einziger Wohlthäter und Zuchtmeister, den ich jetzt lieben und fürchten darf. Ich biege mich siebenmal zur Erde vor ihm, ehe ich mich unterstehe, ihm ins Gesicht zu sehen. Ich esse mein Brod bald mit dummem, ernstem Tiefsinn oder im Springen, wie ein Ochs oder Kalb Gras und Heu frißt; ich gehe auf Raub mit Grimm und Großmuth wie ein Löwe, und weil ich ein Zaunkönig bin, so trägt mich mancher Adler von starken Flügeln und Augen weiter als er selbst reicht. Ich diene auch meinem Nächsten, wenn ich kann, am liebsten ohne Körper und Schatten, und nicht auf meine Rechnung, sondern wie es einem dienstbaren Geiste anständig ist, wie Wind und Feuer dem Menschen. Geduldiges Element! man sieht, man fühlt dich nicht. Jeder Körper trägt dich in seinem Schooß. Wenn der Dornbusch dich zum Bundesgenossen hat, so sind die Cedern Libanons Asche und Staub für ihn."

Am 1. Juni. „Ein gesegnetes Pfingstfest! Ich habe alle Lust verloren, aufs Land zu gehen; mein kleiner Garten ist mein Gut . . . ich schreibe jetzt darin. Mein Vater läßt Sie herzlich grüßen, ist ziemlich gesund und gutes Muthes."

Am 3. Aug. an G. E. Lindner: „Ich lebe hier so ruhig und zufrieden als möglich. Es fehlt mir hier an Prüfung nicht. Diese Welt mag die beste sein oder nicht; wenn nur Gott darin regiert, oder in unserm Herzen vielmehr, so werden seine Wege unsern Augen allemal wohlgefallen. Dieses Wohlgefallen an den

Wegen der mütterlichen Vorsehung sei auch Ihr Trost und Trotz! und sein heiliger Name Ihre Sonne und Schild!

„Weil ich hier keine Amtsgeschäfte habe, fiel es mir ein, das Griechische vorzunehmen. Ich bin mit dem neuen Testament einmal zu Ende gekommen, und wiederhole es jetzt. Sind Sie auch schon so weit? Unstreitig weiter. Wenn Gott hilft, kommt die Reihe vielleicht an das Hebräische."

8. Aug. „Herzlich geliebtester Freund. Meinem Vater und seinen guten Freunden schmeckt Ihr Lachs sehr gut. Ich habe mich kaum getraut davon zu kosten, weil ich nicht wußte, ob alle vier Stücke für uns sein sollen. Heute würden Sie Ihre Lust sehen, wenn Sie unser Gast wären. Sie müßten aber als Freund und Zuschauer kommen, nicht als Richter, sonst würde ich für einen großen Fresser von Ihnen gescholten werden, wie geschrieben steht. Dafür kann ich auch Briefe schreiben und Tischreden halten, die so lang als Ihre Lächse sind — und auf die ein Trunk schmeckt, wie Wagner sagt. Womit ich Ihre Lächse verdient, das weiß ich eben so wenig, liebster Freund, als was ich Ihnen wieder dafür schicken soll. Beides mag Ihre Sorge sein; die ganze Welt meiner Freunde wird mich zuletzt als einen durchtriebenen Schuldner brandmarken. Meine Schuld ist es nicht, daß sie gutherziger sind als ich; dafür muß ich aber klüger als meine Gläubiger oder Wohlthäter sein.

„Sehen Sie, liebster Freund, die Abwartung meines Briefwechsels als kein Gesetzeswerk an. Ich bitte Sie recht sehr darum. Der Fall mit uns beiden ist sehr ungleich. Ich habe nichts zu thun und kann Ihnen ich weiß nicht wie viel hinschreiben, und Ihre Geduld, es zu lesen und zu ertragen, ist schon ein Opfer der Freundschaft. Sie mögen gegen alle Andere mit Ihren Antworten pünktlich sein; ich erlasse [entbinde] Sie hiemit förmlich davon, und werde deswegen nicht mehr und nicht weniger schreiben, als was mir meine Muse, die Erinnerung meiner Freundschaft, dictirt."

Dann kommt der Schreibende auf Lindners Bruder in Grünhof und seinen eigenen Bruder, der noch an des Rectors Schule angestellt war. „Meine entfernte Absicht für Ihren Herrn Bruder ist nicht ganz fruchtlos gewesen. Das nicht ganz fruchtlos kann ich aus seiner Denkungs- und Schreibart sehr gut erklären. Aber daß dieses eine entfernte Absicht von mir gewesen, darin muß ich Ihnen widersprechen. . . Homo sum, nil humani a me alienum puto [Ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd. Altrömisches Wort]. Ihres Herrn Bruders Gemüthsverfassung, damals und jetzt, seine Lage in dem Hause, worein ich ihn [als Nachfolger in Grünhof] gebracht, sein künftig Glück, sein künftig Gewissen, zu dem seine gegenwärtige Einsicht und Treue eine Stufe ist, sind keine fremden Händel für mich. Wenn Sie dies an Ihrem leiblichen Bruder für fremde Händel ansehen, wie kann ich Ihnen meinen leiblichen Bruder, und Ihren Urtheilen und unverhohlenen und liebreichen Ermahnungen vertrauen? Gott hat mir Gnade gegeben, den Götzen in seinem Herzen anzugreifen, dem Sie nicht das Herz haben nahe zu kommen, weil er Ihr eigener Abgott ist. . . Ich habe Sie darum gefleht: Thun Sie an meinem Bruder, was ich an Ihrem gethan. Sie haben mehr Recht zu meinem Bruder, als Untergebenem, wie ich zu Ihrem als bloßem Freunde und Nachfolger. . . . Gott ist in den Schwachen mächtig; das sind aber keine schwachen Leute, die ihre Nächsten so lieblos beurtheilen, und anstatt als Hirten lebendiger Lämmer sich anzusehen, sich für Pygmalions halten, für große Bildhauer, deren liebreiches Herz den Odem des Lebens ihnen mittheilen wird, „wenn es den Göttern gefällt“ [Anspielung auf eine alt-griechische Sage]. Treue ist da [hatte Lindner von Hamanns Bruder gesagt]; ich sage: nein; und leugne rund heraus, daß sie so wenig im Tummeln und Herumschmeißen, als lassen Händen und schlaffen Knieen besteht. Was Sie Treue nennen, ist für mich ein unbekanntes Wort, ein Gebilde Ihrer Vernunft und Ihres guten Herzens.

Wo Treue ist, da hört nicht nur eine gewisse, sondern auch alle Lässigkeit, Schlendrian und Vergessenheit auf. Der Geist der Wahrheit erinnert uns an Alles. . .

„Sie verderben ihn durch Ihre Gefälligkeit; lassen Sie ihn selbst für sein Examen und meine Grammatik sorgen. Wir müssen nicht in allem dienen, sondern das als unnütze Knechte thun, was uns befohlen ist.“ Endlich: „Daß unsre Urtheile nicht übereinkommen, ist sehr gut und daran kehre ich mich auch nicht. Ich prophezeie Ihnen aber, daß sie am Ende unsers Briefwechsels und unsrer Reise übereinkommen werden.“ [! ?]

Am 11. Septbr., wo Hamann ihm den Inhalt der eben fertig gewordenen Sokratischen Denkwürdigkeiten mittheilt: „Alles, was ich Ihnen schreibe, fließt aus einem Vertrauen auf Ihre Freundschaft, an deren Stärke ich nicht verzweifle.“ 28. Septbr.: „Was unsre Controverse, alter wahrer Freund, betrifft, so sehe ich selbige nicht als einen Anhang meiner Briefe an. Glauben wir an einen Gott im Himmel und am Kreuz, eine unsterbliche Seele und ein ewig Gericht, so hat die Controverse mit allen den Dingen den genauesten Zusammenhang. Da ich heute sterben, und Sie morgen mir nachfolgen können, so will ich nicht mehr durch Gleichnisse mit Ihnen reden. Paulus ermahnte seine lieben Brüder bei den Barmherzigkeiten Gottes, sich nicht dieser Welt gleichzustellen, und zu prüfen, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Wille Gottes. . .

„Meine Angelegenheiten mit jenen (Berens) gehen Sie im strengen Verstande nichts an, oder höchstens nur soweit, als es Ihnen wie einem alten Freunde beliebt, sich selbiger anzunehmen. Und dieses wie weit? dürfen Sie sich weder von mir noch von der Gegenpartei vorschreiben lassen. Es bleibt also immer von beiden Theilen ein Mißbrauch der Freundschaft, wenn wir Ihnen den geringsten Nothzwang darin anthun; und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so hätte ich mir darin von keinem zu nahe kommen lassen. Ungeachtet dieser Grundsätze, die ich mich

. immer bestrebt, nicht aus dem Gesichte zu verlieren, bin ich doch derjenige, welcher selbige am meisten übertreten hat oder zu haben scheint. Meine Verdammung würde daher im Gerichte der Vernunft größer als jener ihre sein, die sich nicht diese Gesetze der Vernunft und Billigkeit vorgeschrieben. . . Ich bin Ihnen deswegen wider mein Gewissen und Gefühl so überlästig in unsrer Privatsache gewesen, weil ich gehofft und gewünscht, daß Sie mehr Anwendung davon auf sich selbst machen würden, und nicht bei mir und meinen Gegnern stehen bleiben. Wie oft bin ich aber an das Leiden unsers Erlösers erinnert worden [!], da seine Nächsten, seine Tischfreunde der keines vernahmen, und nicht wußten, was er redete und was er ihnen zu verstehen geben wollte.

„Man hat mich hart beschuldigt, daß ich Mittel verachtete, und von Gott, ich weiß nicht auf was für eine unmittelbare Art, geholfen zu werden suchte. Verachtete ich Mittel, so wäre ich ein Verächter göttlicher Ordnung. Wenn ich Mittel verachtete, so würde ich keine Briefe schreiben und kein Wort mehr verlieren. Ich will ruhig, aber nicht unthätig sein; ich will wuchern, aber nicht in die Erde graben. Wer ist aber ein Verächter der Mittel? Braucht Gott kein Mittel, uns zu bekehren? . . Was für ein besser Mittel hätten sich meine Freunde von Gott selbst erbitten können, als mich, den man für einen alten, wahren Freund ansieht und immer angesehen hat, wenn er in eigenem Namen kommt? Weil man aber Den nicht kennt, der mich gesandt hat, so bin ich auch verworfen, sobald ich in seinem Namen komme. Wer ist also ein Verächter der Mittel? Ich setze etwas an den Mitteln aus, die sie zu ihren irdischen Absichten wählen; und sie verwerfen den, den Gott versiegelt hat zum Dienst ihrer Seelen.

„Mein erster Brief, den ich aus England schrieb, war mit der fröhlichen Botschaft angefüllt: Ich habe Den funden, von welchem Mose im Gesetz und die Propheten geschrieben haben. Des Menschen Sohn ist der Schöpfer, Regierer und Wiederbringer

aller Dinge, der Erlöser und Richter des menschlichen Geschlechts. Ich bin also nicht wie ein Mörder oder Dieb, sondern durch die rechte Thür eingegangen.

„Ich bin meinem Freunde mit meinen Religionsgrillen lange nicht so beschwerlich gewesen in meinem Umgange, als ich von seinen Handlungs= und Staatsideen aushalten mußte, da ich noch keinen Begriff von diesen Schwarzkünsteleien hatte, bis ich auch diese Geheimnisse und ihre Eitelkeit ihm zu Gefallen kennen lernte, und vielleicht ebenso weit in der Theorie davon als er hätte kommen können, wenn ich Lust und Liebe zur Praktik gehabt hätte.

„Ich weiß, daß meinen Freunden ekelt vor der losen Speise, die sie in meinen Briefen finden. Was lese ich aber in ihren? nichts als die Schlüsse meines eigenen Fleisches und Blutes, das verderbter ist als ihr eigenes, nichts als das Murren und die Heuchelei meines eigenen alten Adams, den ich mit meinen eigenen Satiren geißle, und die Striemen davon eher als sie selbst fühle, länger als sie selbst behalte und mehr darunter brumme und girre als sie, weil ich mehr Leben, mehr Affect, mehr Leidenschaft besitze, nach ihrem eigenen Geständniß. . . . Der Schaden, den ich mir durch meine Heftigkeit zuziehe, ist ein bloß sinnlicher Betrug; ich gewinne dabei. Die Vortheile, die Sie durch Ihre Menschenfurcht und Leutseligkeit zu ziehen glauben, sind Scheingüter, die aber für Sie Schaden zur Folge haben.

„Ueberlegen Sie selbst, ob es mir nicht gleichgültig, daß ich menschlich rede, sein kann, man mag mein Zeugniß von Christo oder mein Christenthum für Schwärmerei, einen Deckmantel des Stolzes, und ich weiß nicht wofür halten. Richten die aber nicht und lästern, die so urtheilen und auf dieses gefährliche Urtheil trauen? Ist denn die Bibel ein Pasquill, die das menschliche Herz als unergründlich böse beschreibt, und ist diese Wahrheit eine Satire auf das menschliche Geschlecht?

„Habe ich irrige Grundsätze, so will ich aus der Schrift

belehrt sein, und sehr gerne von Ihnen. Daß man aber ins Gelag hineinschreit: er geht in allem zu weit, ist für mich nichts geredet. Soll ich den Krebsgang gehen? Davor wird mich Gott behüten. Was nennt ihr denn zu weit? Soll mir eure Vernunft die Grenzen meiner Pflichten setzen? Das leide ich nicht von meiner eigenen, und die ist mir doch immer die nächste. Wenn ich der nicht glaube, wie könnte ich einer fremden glauben? Fehlt es mir denn an Licht auf meinem Wege? Es brennt wie die Sonne, und es liegt an Euch, daß ihr die Augen nicht muthwillig verschließt, oder Gott so lange anrufet, bis er Euch sehend macht. Einem Sehenden wird es aber nicht so leicht fallen, Gott um erleuchtete Augen zu bitten, und die Gesunden brauchen keinen Arzt. . ."

Endlich im letzten der Briefe aus dieser Zeit, vom 12. Octbr.: „Hüten Sie sich vor den Klippen, vor denen Sie mich so treuherzig gewarnt. Es fehlt nicht viel, so fallen Sie in Offenbarungen. Sie wissen nicht, warum Sie schreiben und wozu? aber Sie sollen es schreiben? und was denn? daß ich in Armenschulen auftreten soll. Sie kommen mit diesem Einfalle zu spät, aufrichtig zu sagen. In der Abschiedspredigt, die mir ein Knecht des Herrn in England halten mußte, hieß es: Iß dein Brod mit Freuden, und trink deinen Wein mit gutem Muthe. Mein Vater gibt mir alles reichlich, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, und hat mich nicht hergerufen, mich in die Armenschulen zu verpflanzen, sondern zu seiner Handreichung. Wer frei ist und sein kann, soll nicht ein Knecht werden, und wem Gott ein Erbtheil unter den Häuptern seines Volkes und Eigenthums zugedacht, soll nicht ein Gibeoniter aus Demuth werden. David verließ nicht seinen Thron bei seinem Thürhüterdienst im Tempel [vgl. Ps. 84, 11.]. Daß mich Gott in ein Feld getrieben, das Disteln und Dornen trägt, erkenne ich mit Dank und Demuth.

„Ob es eitle Schulweisheit ist, in Gleichnissen und Sprich-

wörtern zu reden, mögen Sie als ein Prediger dieser Weisheit am besten wissen. Wenn die Moral durch äsopische Larven ekel gemacht wird, warum haben die Evangelienbücher so viele Parabeln? . . Ich will nichts erklären. Ihr gutes Herz ist der beste Ausleger meiner schweren Stellen, und Sie haben einen schnellen Zeugen an Ihrem Gewissen. . .

„Da unser Briefwechsel — so schloß Hamann — immer mehr ausarten möchte, und man weder auf die Schranken Acht geben kann noch will, die ich mir setze; da ich die Grenzen ehre, vor denen sich die Wellen meines Stolzes legen müssen; da mir meine Briefe Arbeit kosten, die Tage kurz und die Nächte lang für mich werden, ich Beschäftigungen sowohl als Nebendinge nach dem Maße meiner Zeit und Kräfte habe: so wünsche ich, daß wir uns eine Weile ausruhten. Haben Sie mir etwas aufzutragen oder zu melden, so bin ich zu Ihren Diensten der nächste und schuldigste. Fällt mir etwas vor, so bediene ich mich gleicher Freiheit. Sie sind vielleicht zu bescheiden, mir einen Waffenstillstand unter der Bedingung eines gänzlichen Stillstandes aufzulegen; ich will mein Werk durch diese Grobheit krönen. Da Ihre Antworten mehr aus einer gesetzlichen Gefälligkeit zu fließen scheinen, so sind dies keine Pflichten der Freundschaft, die alle Menschensatzungen, wie die Noth und die Liebe, bricht, und keine Gesetze kennt, sondern wie die Luft, der Odem unsers Mundes, frei sein will. Ein natürlicher Hang zur Freiheit ist mir gewissermaßen mehr natürlich als Ihnen; ich liebe also auch in dieser Absicht das Christenthum als eine Lehre, die meinen Leidenschaften angemessen ist [!], die nicht eine Salzsäule, sondern einen neuen Menschen verlangt und verspricht. Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit. Und die Wahrheit macht uns frei. Die Gerechtigkeit in Christo ist kein Schnürleib, sondern ein Harnisch, an den sich ein Streiter gewöhnt. [Ja wohl. Aber auch ein Harnisch ist zugleich Schnürleib: er schränkt die willkürliche Bewegung des Streiters ein!]

„Ich habe Ihren Hrn. Schwager noch nicht gehört, und wähle mir keine Prediger mehr, sondern nehme fürlieb mit dem, welchen der liebe Gott gibt. B., F., N., Paulus und Kephas sind Menschen, und ich höre öfters mit mehr Freude das Wort Gottes im Munde eines Pharisäers, als eines Zeugen wider seinen Willen, als aus dem Munde eines Engels des Lichts."

Aus allem Vorigen erhellt Hamanns Verhältniß und Verhalten zu seinen derzeitigen Freunden wohl zur Genüge, und zugleich die gefährliche Höhe, auf der er sich im Bewußtsein seiner überlegenen Erkenntniß befand. Doch brechen wir hier ab und schenken zunächst seinen Briefen an und über den Bruder, in die er ebenfalls sein ganzes Ich legte, einige Aufmerksamkeit.

Wir wissen, wie er sich über die Anstellung desselben gefreut hatte. Noch am 1. Decbr. 1758 hatte er von Riga aus an den Vater geschrieben: „Ich freue mich von Grund des Herzens, daß mein Bruder anfängt, wie es scheint, sich von der Gleichgültigkeit aufzumuntern, die mich anfänglich bei ihm ein wenig beunruhigt hat, und der ich all mein natürlich Feuer entgegenzusetzen gesucht habe. Ich habe für ihn sowohl als mich selbst gezittert, weil es leicht ist, von einer Gleichgültigkeit in eine Fühllosigkeit zu verfallen, und selbige bei dem Eintritt unsers [Lehrer=] Berufs am wenigsten zu entschuldigen, auch am gefährlichsten ist, da wir ohnedies Anlaß genug in der Folge bekommen, auf selbige zu wachen, und uns von unserm natürlichen Hange zur Trägheit und Schläfrigkeit und dem reizenden Beispiele Andrer nicht täuschen zu lassen. Mit unserm Eifer hingegen geht es uns wie Mose, daß wir leicht beide Gesetztafeln darüber entzweibrechen. Wir werden aber von demjenigen getröstet, der uns demüthigt, und fröhlich gemacht durch eben die, welche von uns vielleicht betrübt werden."

An den Bruder selbst von Königsberg aus u. a.: „14. März 1759. Ich danke dir für deine gutgemeinte Erinnerung [bez. Berens], und werde sie in allen Dingen jederzeit gut auf=

nehmen. Du wirst mir aber dabei verstatten, daß ich ihr nur insoweit folge, als mein Herz und die Umstände es mir erlauben werden. Gehe, mein lieber Bruder, deinen Weg grade fort und mache dir aus keinen fremden Angelegenheiten einige Bedenklichkeit. Gesetzt, daß man mich für undankbar und grob, oder was man will, auch allgemein erklärt, so laß dich nichts anfechten. Gewöhne dich frühe als ein Christ gegen Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu streiten. Warte dein Amt um Gottes willen ab, diene deinem Nächsten um Christi willen; dulde, entschuldige, lehre, strafe, ermahne — donnere und träufele — sei ein brausender Nord und ein säuselnder West. Erkennen wir uns immer als Werkzeuge einer höheren Hand, die ohne Ihn und Seinen Geist nichts thun können, so mögen wir uns selbst und Andern vorkommen, wie wir wollen."

31. März. „Herzlich lieber Bruder, dein Brief macht mich unruhig. Ich kann die Ursache davon nicht verstehen. Erkläre mir selbige und schütte dein ganzes Herz gegen mich aus, wenn du dich meines Rathes bedienen kannst und willst. Du siehst zu viel auf Nebendinge. Vertraue Gott, und ob es dir gleich sauer wird mit deinem Ackerwerk, so laß dich es nicht verdrießen. Das ist dein Wille gewesen, da du ein Amt gesucht; und Gottes Ordnung: im Schweiß deines Angesichts. Ich habe dich immer gewarnt, dich nicht zu überhäufen. Wie lange hast du gearbeitet, und du siehst schon auf Belohnung? Bitte doch Gott, daß er dich mit seinem guten Geiste führe und regiere. Du hast einen Feind mehr wie ich; es fehlt dir nicht an Hochmuth, so vergraben er auch unter der Asche liegt. Aber denke, daß der Geiz, die Liebe des Goldes und dergleichen Kleinigkeiten eine Wurzel alles Uebels sei. Gieb auf gar zu merkliche Ausbrüche desselben Acht; so viel kann Vernunft und Klugheit thun; das Herz, das Innere davon zu läutern, ist allein Gottes Werk. . . . W e n n i c h n i c h t a n e i n e n G o t t g l a u b t e, o h n e d e s s e n W i l l e n k e i n S p e r l i n g v o m D a c h e f ä l l t, d e r u n s r e T h r ä n e n u n s

versprochen hat selbst abzutrocknen, — wie würde ich ohne diesen Glauben fortkommen? Ich würde hundert thörichte Dinge anfangen, mich irre machen und dem großen Haufen auf der großen Straße nachlaufen; jetzt bin ich ruhig, erwarte, was mir Gott noch auflegen will, und hoffe, daß er mir die Last jedes Tages werde tragen helfen.“

5. Mai. „Deine Briefe haben mir ungemeine Zufriedenheit gegeben, da ich deinetwegen eine Zeitlang recht schwermüthig gewesen. Zu deinem bevorstehenden Examen wünsche ich dir herzlich Glück. Wenn du eine Rede zu halten hast, so rede so, daß dich die Kinder verstehen können, und sieh mehr auf den Eindruck, den du ihnen mittheilen kannst, als auf den Beifall gelehrter und witziger Maulaffen. — Du nennst deine Arbeit ein Joch. Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Vielleicht hättest du die Erinnerung deines und meines Lehrmeisters, Beichtvaters und Vormünders nicht so bald vergessen sollen, dich ja nicht im Anfange mit Arbeit zu überhäufen. . . Doch alles muß uns zum Besten dienen, wenn wir nur unsre Fehler erkennen und auf Gott uns verlassen, der Andere und uns regiert, und ihnen und uns öfters den Zügel schießen läßt, nicht uns zu stürzen, sondern Ehre an unsrer Schwachheit einzulegen.“

Dazwischen wurde denn auch Lindner, des Bruders Vorgesetzter, von Hamann mit Rathschlägen und Bitten des letztern wegen versehen, wie wir bereits oben sahen.

An den Bruder selbst im Juli 1759: „Ich bin gestern unter göttlicher Hülfe mit einer Arbeit zu Ende gekommen, die ich hier aus Muße angefangen und mit vielem Eifer fortgesetzt, nämlich, das Neue Testament im Griechischen zu durchgehen, wozu ich mich durch eine flüchtige Wiederholung der Grammatik vorbereitet. . . Mit dem Ende dieser Arbeit bin ich so zufrieden gewesen, daß ich gestern mir einen ganzen Feiertag gemacht — nachmittags eine kleine Kindergesellschaft in unserm Garten zusammengebeten und bewirthet habe.

„Du wirst mir nicht übel nehmen, mein lieber Bruder, daß ich dir neulich eine so kurze und übel geschriebene Einlage durch den Hrn. Rector [Lindner] habe einhändigen lassen. Nimm meine brüderlichen Erinnerungen mit Sanftmuth auf. . . Wenn du auf die Empfindungen und Bewegungen deines Gemüthes Achtung gegeben, womit du meinen Brief gelesen, so wirst du vielleicht erkennen, daß ich mich in meinen Vermuthungen nicht geirrt. Nimm an den Urtheilen Anderer über mich keinen Antheil; als ein Bruder entschuldige mich wenigstens in deinem Herzen und kehre alles zum Besten. Laß dich durch kein Ansehen und keine Vernunft und keinen Namen der Freundschaft verführen und hinreißen. Warte nicht auf mehr Erfahrungen und denke durch künftige klug zu werden; wenn dich die vergangenen und gegenwärtigen nicht klüger gemacht haben, so werden alle künftige gleich verloren sein. . . Laß dich, mein lieber Bruder, aufmuntern, aus eben der Quelle zu schöpfen, aus welcher ich Trost, Ruhe und Zufriedenheit trinke. So eigen dir und Andern meine Verfassung vorkommen mag, so giebt mir Gott Kräfte im Verhältniß der Versuchungen, denen ich ausgesetzt bin, und ich will mir an seiner Gnade genügen lassen, die nicht aufhören wird, seine Kraft in meiner Schwachheit zu offenbaren.

„Schäme dich weniger deiner Fehler, so wirst du dein Gutes mehr mittheilen können. Es ist mein eigen Ich, das ich dir verrathe. Dein Umgang ist daher so zurückhaltend und kalt, und deine Briefe haben ein gleiches von diesem Zwange, den der Witz nicht übertünchen kann. Daher schreibst du nicht gern, weißt nicht was du schreiben sollst, und willst wenigstens gleich thun, wenn du nicht übertreffen kannst. Denke an deine Kindheit und an deine Buchstaben, und laß dich gerne von Andern, wenn es auch deine eigenen Schulbrüder wären, ausschelten und auslachen; gib aber dein Krummschreiben nicht gar aus Verzweiflung auf, so wirst du zeitig genug mit Gottes Hülfe deutlich und schön schreiben lernen. . .

„Unser alter Vater hat selbst an dich geschrieben. Gott Lob für all das Gute, was er ihm erweist und ferner erweisen wolle! Ich umarme dich und empfehle dich göttlicher Obhut."

Am folgenden Michaelistage aber sah sich der ältere Bruder zu ernsteren Worten veranlaßt. „Mein lieber Bruder, du hast deinem Vater nicht geschrieben, ungeachtet es dir würde leichter gewesen sein, an ihn als an mich zu schreiben. Du hast meiner Bitte und der Erinnerung deines Freundes nicht nachgegeben, und gleich mit deiner Selbstrechtfertigung angefangen, wodurch er sowohl als ich beunruhigt worden, durch deinen Grillenbrief, wie er ihn nannte. . . Wenn es darauf ankäme, wer seine Zunge am meisten zähme, so weiß ich nicht, ob du hierin gerechtfertigt sein würdest. Ich bin nicht gekommen zu richten, sondern das Verlorene zu suchen; und wenn ich das erste thue, so ist es ein fremd Werk für mich, und nichts als die Stimme eines Predigers in der Wüste, der den Weg bereiten will dem Könige unsrer Herzen und Neigungen. . .

„Du sprichst mir die christliche Bruderliebe ab; dann ist mein Glaube todt, ein gemaltes, und kein brennendes und scheinendes Licht. Liebst du deine Kinder [Schüler] auch so, daß du ihrer Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Unart durch die Finger siehst? Ja, nach den Begriffen der Kinder heißt das lieben, aber nicht nach den Begriffen eines vernünftigen und redlichen Vaters und Lehrers, der die am meisten an Gottes Stelle züchtigt, die er lieb hat."

„30. Octbr. „Ich lese jetzt den Chrysostomus, und werde dir eine Stelle abschreiben, die ich heute gelesen. „„Du mußt dir Freunde machen? Mache dir Freunde Gott zur Ehre. Du mußt dir Feinde machen? Mache dir Feinde Gott zur Ehre. Wenn wir uns auch nicht solche Freunde gewinnen, durch welche wir Reichthümer erlangen, deren Tisch wir genießen, und durch welche wir mächtig werden können, so wollen wir diejenigen aufsuchen und uns zu Freunden machen, die unsre Seelen

immer in Ordnung halten, die uns zur Erfüllung unsrer Pflichten ermahnen, die uns bestrafen, wenn wir sündigen, die uns aufrichten, wenn wir straucheln, und die uns mit Gebet und Rath beistehen, um uns zu Gott zu bringen. Wiederum dürfen wir uns um Gotteswillen Feinde machen. Wenn du einen Schwelger und Unreinen siehst, einen Menschen voll Bosheit, voll irriger Lehren, der dich zum Fall zu bringen und dir zu schaden sucht, so weiche von ihm und fliehe zurück. Das verlangt Christus von dir: wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiß es aus. Er befiehlt dir, deine liebsten Freunde, die dir so theuer als deine Augen, und bei den Geschäften dieses Lebens eben so unentbehrlich sind, auszureißen und wegzuwerfen, wenn sie dir an deiner Seligkeit hinderlich sind." [!]

„Meine Entschuldigung, unsern Briefwechsel bis auf längere Tage auszusetzen, ist nicht zum Schein. Es fehlt mir gewiß an Zeit, unnütze Briefe zu schreiben, von denen ich Rechenschaft ablegen soll, und mein Gemüth ist durch allerhand Sorgen seiner ersten Munterkeit beraubt, zu der ich mich sammeln will und muß. Ich habe nicht aufs Ungewisse gelaufen noch in die Luft gefochten, sondern ein Ziel und Gegenstand gehabt, die ich erreicht. Wenn der Ackersmann seine Saat ausgestreut, so findet er seine Ruhe in seinen kleinen Hausgeschäften und überläßt sein Ackerwerk dem Segen Gottes."

Indeß vermochte der Schreibende nicht über sich, lange gegen seinen Bruder zu schweigen. Aus Ende November datirt ein Brief, mehr literarischen und bücherkritischen Inhalts, wovon übrigens fast alle andern Briefe längere oder kürzere Partieen enthielten und ferner enthalten. Auch dadurch zwar beabsichtigte Hamann auf den Bruder ermunternd einzuwirken und dem immer mehr abstumpfenden erneutes Interesse an den Wissenschaften einzuflößen. So erbat er sich bisweilen des Andern Urtheil über dies und jenes theologische, philosophische oder historische Buch, das er ihm zu lesen empfohlen, nachdem er selbst es zum Gegenstand

eines Studiums gemacht. Wir dürfen das getrost übergehen: uns kann wichtig nur sein, was den ganzen Menschen und nicht bloß den Kopf des Gelehrten in Anspruch nimmt. In diesem Sinne möge noch folgende Stelle aus dem letzten Briefe dieses briefreichen Jahres hier Platz finden.

„22. Decbr. 59. Es freut mich herzlich, daß du das Neue Testament gleichfalls vorgenommen. Jeden Tag drei Capitel ist mein Pensum, und du kannst nicht glauben, wie ein langsamer, anhaltender Fleiß fördert. Fahre nur fort, du wirst den Nutzen davon selbst erkennen. Ich bin auch mit meiner Odyssee zu Ende, daß ich also mit dem alten Jahre frohen Feierabend machen kann. Giebt Gott Gnade zum neuen, so denke ich mein griechisches Studium fortzusetzen, und die vornehmsten Autoren der Reihe nach durchzugehen . . . Kommt Zeit, kommt Rath. Sollte ich das Glück haben, euch wiederzusehen, so freute ich mich, einen Vorrath neuer Kenntnisse erworben zu haben, und dieselben mit euch theilen zu können [er meint den Bruder und die beiden Lindner], brüderlich und freundschaftlich . . . Schauet, wie ich nicht für mich gearbeitet habe, sondern für alle, die gerne lernen wollten." [!] Der Brief schließt: „Herr, wecke uns auf, daß wir bereit sind, wenn dein lieber Sohn kommt, ihn mit Freuden zu umfangen, und dir mit reinem Herzen zu dienen."

Mit diesem Wunsche können auch wir, gleichwie diesen Bericht über das bemerkenswerthe Jahr 1859 in Hamanns Leben, so unsere Auszüge aus seinen Briefen an den Bruder schließen. Der Erfolg blieb auch bei diesem wohlmeinenden Thun Hamanns aus. Statt seinen fortgesetzten Mahnungen Folge zu geben, stieß jener sich vielmehr an dem Beispiel, welches derselbe ihm durch eigene Berufslosigkeit gab, — auch beachtenswerth! Es half nicht, daß Hamann ihm den Grund seiner Muße klar zu legen suchte: der Bruder neigte sich eher zu der Ansicht der Rigaer Freunde, daß jener seinen eigenen Beruf zu thätigem Leben verfehle, daß er schwärmerischen Ansichten ergeben sei, und wohl

noch gar insgeheim sich unglücklich fühle. So fanden auch die besten und tiefsten Worte keinen Boden, und es besserte eben so wenig, daß Hamann nunmehr wieder durch Rector Lindner auf den Bruder einzuwirken suchte. Folgende Briefstellen an ersteren mögen mit des Schreibers Gesinnung zugleich den sich immer mehr verschlimmernden Gemüthszustand des Andern darlegen.

Unterm 13. Juni 1760 heißt es: „Ich bin durch die Nachricht von meinem Bruder, geehrtester Freund, herzlich gebeugt worden, so sehr ich auch auf Gottes Heimsuchung gewissermaßen zubereitet gewesen. Auch diese väterliche Züchtigung wolle so gut zu meinem und derjenigen Besten, die daran theilnehmen, als zu seinem eigenen gedeihen. Ich habe ihm niemals mit meinen Angelegenheiten beschwerlich fallen wollen (und dieses zu thun auch nicht nöthig gehabt), weil er mit den seinigen so zurückhaltend gegen mich gewesen. Woher er also die finstern Eindrücke von meinem Schicksale gesogen, weiß ich nicht. Auf meine Briefe kann ich mich berufen, die mehr nach Freudenöl riechen, als meiner Gesellen ihre. Ich würde der undankbarste Mensch unter der Sonne sein, wenn ich im geringsten über meine jetzige Verfassung in meines Vaters Hause klagen wollte; den Himmel verlange ich auf der Erde nicht, denn im Herzen ist Himmels genug auch in der ärgsten Welt. Unendlich zufrieden kann ich mit dem Ausgange meiner auswärtigen Angelegenheiten sein, und ich habe wie ein trunkener Mensch darüber gejauchzt. Falls Sie alle meine Briefe an ihn durchlesen sollten, würden Sie nichts von dem finden, was ihn beunruhigt; und ich schreibe auch an meinen leiblichen Bruder nichts, das sie [die andern Freunde] nicht hören dürften, wenn es abgekanzelt würde. Ich habe ihn immer gebeten, daß er sich um nichts bekümmern möchte; daß meine Sachen ihn nichts angingen; und um desto sicherer diese fremden Gedanken von ihm und von mir in unserm Briefwechsel zu entfernen, habe ich beinahe affectirt, lauter gelehrte Possen und insbesondere ein Journal meines jetzigen Studirens ihm zu liefern,

um ihn zugleich zum Fleiße, zum rechten Fleiße aufzumuntern, und an meinem eigenen Exempel zugleich zu lehren, wie selbiger gesegnet ist, und wie der, so hat, immer mehr empfängt.

„Gott mag sich seiner annehmen! Ich würde durch meine Herüberkunft, die er sich wünscht, ein leidiger Tröster für ihn sein. Was können ihm meine Briefe helfen? Der Buchstabe würde ihn immer mehr tödten, je mehr er demselben nachgrübelt ohne den Geist, mit dem ich sie schreibe, und mit dem er sie auch lesen sollte. Gott schenke Ihnen, geliebtester Freund, Mitleiden und Geduld mit seinen Schwachheiten. Tragen Sie die Last, die Ihnen Gott aufgelegt hat, und nehmen Sie sich seiner an, nicht nach Ihrem guten Herzen, sondern mit Weisheit in der Furcht des Herrn."

Indeß noch in demselben Monat stellte sich heraus, daß der Bruder sein Schulamt nicht länger würde verwalten können; er verfiel immer mehr in Starr- und Blödsinn. So wünschte der Vater seine Rückkunft nach Königsberg, und Hamann bat Lindner, „der Schule zu geben, was der Schule gehört, der Freundschaft, was der Freundschaft gehört," d. h. den Bruder zu entlassen. Hamann selbst beschloß ihn abzuholen und reiste wirklich bis Mitau ihm entgegen, wobei er zuerst, vom General v. Witten sehr freundlich eingeladen, einen Abstecher nach Grünhof machte und dann den Bruder in Mitau längere Zeit erwartete. Da dieser nicht kam, reiste jener selbst nach Riga, wartete indeß die gänzliche Lösung des Verhältnisses nicht ab, sondern fuhr nach Mitau zurück, um ihn wo möglich dort noch zu erwarten; denn wie es scheint, kostete es Mühe, denselben von Riga loszumachen. Weshalb aber Hamann schließlich allein nach Königsberg zurückfuhr und ihn nachkommen ließ, das erklärt der folgende Brief, Ende Septbr. von Mitau aus an Lindner in Riga geschrieben, nur theilweise:

„Meinen aufrichtigsten Dank zum Voraus für die Erfüllung Ihres gütigen Versprechens. Ich nehme Ihre Treue in Besorgung

des Abschiedes für meinen Bruder als ein Siegel zu allen den Beweisen der Freundschaft an, die ich in allen Fällen so viele Jahre von Ihnen genossen habe, und finde darin zugleich eine Gewährleistung auf die Zukunft, daß kein Contrast der Umstände, kein Betrug von Vorurtheilen und Leidenschaften unserm gemeinschaftlichen Wechsel [?] Abbruch thun wird. Daß mein Wille stets geneigt gewesen, die Schuld der Freundschaft in Rath sowohl als in That Ihnen abzutragen, das weiß ich, und versichere Sie davon auf das Zuverlässigste, im Falle Sie darüber einige Zweifel hegen möchten . . . Da ich jetzt die Nachricht von der Befreiung meines Bruders habe, so ist der Zweck meiner Reise erfüllt. Ich bin daher reisefertig, ungeachtet mir mein Vater hat anrathen wollen, die Gesellschaft meines Bruders abzuwarten. Auf seine Gründe habe ich so gut, als ich gekonnt, geantwortet; mein Bruder wird sich übrigens das Beispiel meiner Eilfertigkeit nach Beschaffenheit der Umstände zu nutz machen."

Meinte Hamann das, und hatte er Grund dazu? Im vollen Gegentheil. War es nicht seine eigene Unruhe und Ungeduld, die ihn nach Riga und wieder von da fort nach Mitau, und von da wieder nach Königsberg trieb, ehe sein Werk an dem Bruder vollendet war, um deßwillen er doch hingekommen? Daß er dabei sich einbilden konnte, dem Bruder ein gutes Beispiel gegeben zu haben, beweist uns doch nur, wie — viel leichter es ist, Andere, als sich selbst zu erkennen, und wie viel schwerer, den eigenen Naturwillen zu brechen, als diese Nothwendigkeit Andern anzupreisen. Und Aehnliches, wir können es nur mit Schmerz sagen, wiederholte sich noch öfter in Hamanns, des so erkenntnißbegabten Mannes Leben.

Schließen wir hier gleich an, was das fernere Verhalten zu seinem unglücklichen Bruder erkennen läßt, in Briefen an Lindner in Riga nach der Rückkunft in Königsberg. „22. Octbr. 1760 . . . Meine schlimmen Augen haben mir erst vorgestern erlaubt wieder auszugehen; sie sehen sich nach meinem Bruder

müde, den ich erwarte, ohne zu wissen, ob und wann er abgereist. Gott begleite ihn und bringe ihn bald und gesund in unser Haus." Etwas später nach dessen Ankunft: „Mein Bruder wird schlecht wegkommen, wenn er sich nicht ändert, und nicht die guten Tage in seines Vaters Hause finden, die er bei Ihnen gehabt, weil er hier immer vor Augen sein muß und scharfe Augen und freche Zungen zu Aufsehern hat. Ich habe Sie von einem Hauskreuze entledigt, und meinem alten Vater und mir eine Ruthe aufgebunden. Gesunder ist er als ich, dem Appetit und Schlafe nach. Auch Munterkeit genug in seiner Unthätigkeit, aber sobald es zur Arbeit kommt, schwer und müde. Ein junger Mensch, der nicht Lust hat, selbst auf sich Achtung zu geben, und die Schule des Umgangs meidet, muß viele Unanständigkeiten sich angewöhnen und in seinen Gewohnheiten hartnäckig werden. Ich muß rauh gegen ihn sein, um mir im Anfange nichts zu vergeben [!] und habe eben so viele Ueberlegung nöthig, empfindlich zu thun, als gleichgültig zu sein. Außer mir gibt es in unserm Hause noch mehr Steine des Anstoßes, an denen ein harter Kopf sich üben kann, wenn er Lust hat, weich oder blutig zu werden. Bei allen diesen Umständen können Sie leicht erachten, liebster Freund, wie viel Trost ich in meinem Studiren schöpfen muß, und daß ich diesen Hafen zum Aus- und Einlaufen sehr bequem finde [!].

Ende Novbr.: „Mein Bruder trinkt den Seidlitzer Brunnen. Gott lasse denselben anschlagen. Ich fürchte mich, daß mir die Haut schaudert, wenn ich an die Arbeit denke, die ich noch mit ihm haben werde, ehe er in Ordnung kommen wird. Gott mag helfen. Ich bin schon im Begriffe gewesen, aus meines Vaters Hause auszuziehen, und einen Versuch auf meine eigene Hand zu machen, welches nicht hat geschehen sollen, und womit ich zufrieden bin. Habe schon manchen Ritt wagen und manchen braven Stoß aushalten müssen — — Sapienti sat."

Freilich: „dem Einsichtigen genug." Wir aber müssen

hieraus einsehen, was unserm Freunde noch so sehr fehlte: geduldige, aufopfernde Liebe, welche auch das angenehmste Studium zu vergessen im Stande ist . . .

Nur noch wenige Stellen über den Bruder finden wir in seinen Briefen. So vom Februar 1761 an denselben Lindner: „Er fängt jetzt an zu arbeiten im Geschmack seiner Kindheit, woraus ich einige Hoffnung schöpfe. Er bemalt seine hebräische Bibel, wie er die Buchstaben nachzog und Bücher verderbte, da er in die Schreibschule ging. Weil ich Beständigkeit und Treue in dieser Arbeit sehe, so gefällt sie mir; sonst ist sie nichts werth und der stockende Fleiß zu seinem Schaden. Er sitzt wie ein Galeerengefangener dabei. Geduld ist die einzige Arznei, und die gibt mir Gott so reichlich als Eifer . . . Seine Gefäße, die der hypochondrische Krampf noch enger macht, in denen die Säfte dick geworden, wo nicht versteint sind — so beurtheile ich seinen Körper."

Im April an Lindner in Grünhof dagegen: „Mein geheimer Verdruß, der mich bisher genagt, wird durch die Entfernung meines Bruders vielleicht erleichtert werden, der eine Condition hier angenommen hat auf Empfehlung des Dr. S. in des Kirchenraths v. W. Hause [als Hauslehrer also]. Ich bekümmere mich um seine ganze Lebensart fast gar nicht mehr; unterdessen ist es doch natürlich, daß mir das Schweigen so sauer werden muß als das Reden. Wer nicht hören will, muß fühlen, sagt das Sprichwort, und ein anderes: Wer Vater und Mutter nicht folgen will, wird dem Kalbsfell Gehorsam leisten müssen."

Verlassen wir einstweilen dieses trübe Verhältniß, welches gewiß eine nicht leichte Uebung für den feurigen Hamann war, und eine Prüfung zugleich, wie weit er es in solcher Uebung, in der Geduld gebracht. Hat er jene bestanden? Wir sind nicht im Stande, nach seinen eigenen Aeußerungen das zu bejahen. So mußten ihm selbst noch andere Uebungen und Proben auferlegt werden, damit er lerne, was es heißt, in und aus dem

Glauben zu leben und nicht blos zu denken und zu urtheilen; lerne, daß wenn die evangelische Glaubensgerechtigkeit nicht die Lebensgerechtigkeit in sich hat und in ihr sich bewährt, sie keine ist.

Vier Jahre (1759—63) waren seiner Muße und Selbstbildung im väterlichen Hause geschenkt. Natürlich ruhte sein Briefwechsel die ganze Zeit über nicht. Doch dreht sich derselbe zumeist um seine literarische Beschäftigung, um Bücher und Studien, namentlich das der heiligen Schrift in den Ursprachen und das der griechischen Classiker. Reich untermischt sind diese Briefe mit schlagenden Gedanken voll Wahrheit und Kraft für das Leben, wie solches ja seine Gabe war. Davon anderswo. Hier nur noch ein paar zerstreute Aeußerungen an Lindner in Riga, welche auf sein dennoch bewahrtes Innenleben Licht zu werfen geeignet sein mögen.

„Den 30. Christmonat 1760. Geliebtester Freund. Gesegnete Feiertage, denen es an keinem Guten fehlen möge; einen glücklichen Eingang und Ausgang des Jahres zum Voraus. Heil und Friede ruhe auf Ihnen und Ihrem Hause! Für mich ist dieser heilige Stillstand recht angemessen gewesen, und die Ruhe der vorigen Woche nebst der jetzigen hat mich zugleich fühlen lassen, daß ich müde geworden und nicht länger hätte aushalten können. Mein Gemüth hat dem Leibe gewaltige Erschütterungen gegeben, die Gottlob erwünscht überstanden, deren Folgen ich geduldig abwarte und neue Kräfte zu neuem Arbeiten hoffe. Sie sind noch der einzige meiner Freunde, der an mich denkt. Ich danke Ihnen herzlich dafür . . . Ich arbeite allein — — Keiner, der mir mit seinen Einsichten, Urtheil, oder wenigstens Geschmack zu Hülfe kommt. Sie können leicht denken, wie verlegen mich das öfters macht. Aber auch von der andern Seite desto mehr Vortheile, und der Lohn meiner Mühe wird desto reicher sein am Ziele meiner Laufbahn."

„11. April 1761 . . . Was meine Irrthümer anbetrifft, so ist es mir sehr angenehm, daß Sie, liebster Freund, mir einige

Winke davon geben. Weil ich aber nicht angeklagt werde, so darf ich mich nicht verantworten. Ich halte keine Winkelschule und suche auch keine öffentliche Lehrstelle. Bei einer feierlichen Gelegenheit?, meine Irrthümer zu widerrufen oder zu bekennen, soll es mir an Freudigkeit nicht fehlen, die Gründe meiner Hoffnung aufzudecken. Ich weiß, daß ich in der Lehre und im Leben ein verirrt Schaf bin; es ist mir aber ein großer Trost, daß ich zu einer Kirche gehöre, welche so wenig gute Werke als Orthodoxie zur Gerechtigkeit macht, die vor Gott gilt [!] . . . Sie beurtheilen mich schlecht, wenn Sie mir keinen Geschmack an Schularbeiten zutrauen, da ich den Werth derselben mehr, als die gelehrteste Abhandlung schätze. Jene nützlicher zu machen, Geist, Leben, Farbe ihnen zu geben, ist auch mein Wunsch und würde das Ziel meines Ehrgeizes sein.

„20. Juni. Ich habe die Reise nach Elbing ausgesetzt, wohin mich mein Vetter abholen wollte, weil meine Gegenwart hier nöthig und nützlich ist, theils um den Gang meiner Geschäfte nicht aufzuhalten, da ich nicht weiß, wie lange oder kurz die Frist sein mag, die mir noch zugedacht ist. Meine Neigung zur Ruhe macht mich arbeitsam, und ich liebe den Krieg als den Vater des göttlichen Friedens."

An einen andern Lindner, Bruder der Vorigen. „7. August 1761. Ich danke Gott für Gesundheit und Zufriedenheit. Wer die hat, kann alles entbehren, alles übrige Puppenwerk mit Füßen treten. Geld habe ich nicht, weil ich keines brauche. Vergnügen mag ich nicht, weil es mich in dem Spiele meiner Arbeit stören würde. Ehre, Ruhm, Stand — dazu ist der Bursche noch zu jung — ein groß Gewicht, das auf der Spitze einer Feder oder Dolches ruht! — ein gut Lager ist bequemer als ein hoher Stand — Wenn Sie alles haben, was mir fehlt, so tausche ich meinen Mangel noch nicht mit Ihrem Ueberfluß . . . Meine Lebensart ist so einförmig, daß sie wenig Stoff zu Erzählungen an die Hand gibt. Es verdrießt mich manchen Augenblick, daß

ich diesen Sommer nicht vor dem Thore und nur einmal im öffentlichen Garten gewesen bin. Voriges Jahr desto mehr Abwechselungen, und vielleicht zu viel gehabt, daß ich jetzt abrechnen kann. Wer weiß, was künftiges Jahr auf mich wartet. Gedächtniß und Hoffnung ersetzen das Leere des Gegenwärtigen. — Mein alter Vater hat sich sehr erholt und genießt einer neuen Jugend. Er beschämt in Munterkeit und Feuer seine Söhne."

In demselben Monat an Lindner in Riga: „Da diesen Sommer eine Quarantaine für mich gewesen ist, so freue ich mich auf den Winter, wie der Landmann auf die Ernte. Heute den Alkoran [arabisch] zu Ende gebracht, und vorige Woche habe ich meinen Aristoteles auch schon verwahren können. Sie sehen also, wie ruhig, wie vergnügt und dankbar ich den 27. d. M. [s. Geburtstag] werde feiern können. Bis hieher hat der Herr geholfen! — Es thut mir nicht leid, daß ich mir eine kleine Fasten in Ansehung der Sommer-Ergötzlichkeiten auferlegt; ich habe vielleicht dadurch mehr gewonnen, als ich selbst übersehen und berechnen kann. Ein paar Tage verschleudert, so wäre das Ebenmaß verloren gegangen, worüber ich mich jetzt bei dem Abschnitte, den ich diese Woche machen werde, erfreuen kann. Diese Erfahrung muntert mich zu desto mehr Treue im Gebrauch derjenigen Zeit auf, die mir jetzt noch gegeben wird. Sie werden sich daher gar nicht wundern, liebster Freund, wenn Sie in langer Zeit vielleicht keinen Brief von mir erhalten werden [?], weil ich vielleicht nur auf diesen Winter Rechnung machen kann. Wenn sich indeß Fälle finden sollten, wo niemand als ich Ihnen hier dienen könnte, so werden dies Ausnahmen sein, und den Gesetzen der Freundschaf soll kein Abbruch geschehen, solcher nämlich, die im Geist und nicht im Buchstaben bestehen, die Empfindungen des Herzens und nicht Satzungen des Gebrauches sind."

Hamann sah also voraus, daß die Zeit seiner Muße über kurz oder lang zu Ende gehen mußte; sein Vater hatte sich

ziemlich erholt und bedurfte seiner Pflege kaum mehr, und seinem Bruder konnte er ja auch wenig helfen. Um so eifriger suchte er die Zeit auszukaufen, und zwar nicht mit Studien allein, auch mit Niederschreiben und Veröffentlichen dessen, was sein feuriges Gemüth und seinen nimmer ruhenden Kopf bewegte, veranlaßt einmal durch jene Studien selber, dann aber und vornehmlich durch die herrschenden Meinungen der Zeit, in welcher, und der Menschen, mit welchen er lebte oder brieflich verkehrte, und deren Schriften ihn zur Rechtfertigung der erkannten höheren Wahrheit und zur Anwendung derselben auf verschiedenen Gebieten des Wissens und Lebens aufriefen. So entstanden in dieser Zeit, 1759—62, außer den genannten Sokratischen Denkwürdigkeiten, die „Wolken, ein Nachspiel" der vorigen, gegen die Kritiker derselben aufs neue erweisend, daß die sokratische Unwissenheit und Thorheit zu allen Zeiten die wahre Weisheit sei. Sodann eine Reihe von kürzeren Aufsätzen unter z. Th. sonderbaren Titeln, vereinigt herausgegeben als „Kreuzzüge des Philologen", d. h. des Liebhabers der Sprache oder des Worts und seines Ursprungs, des ewigen Wortes, des Logos (Joh. 1, 1). Unter diesen zwölf Aufsätzen ragen besonders hervor: „die Magi [Magier, Weisen] aus Morgenlande zu Bethlehem," eine Weihnachtsgabe, veranlaßt durch den Vorübergang der Venus an der Sonnenscheibe und durch die Sendung einer gelehrten Gesellschaft nach Arabien zur Erforschung biblischer Alterthümer; das „Kleeblatt hellenistischer Briefe," ursprünglich an einen Königsberger Gelehrten nach einander geschrieben und von der Sprache und Schreibart des Alten und Neuen Testamentes wie der griechischen Classiker und von deren Studium handelnd; ganz besonders aber die „Aesthetica in nuce, eine Rhapsodie in kabbalistischer Poesie", worin Hamann alles, was er sonst über Vernunft, Glauben und Offenbarung, Theologie, Philosophie, Geschichte, Natur und Kunst, über heilige und weltliche Schriftsteller, alte und neue Literatur und Sprache bis dahin gedacht

geschrieben, in gedrängtester, sinn- und gedankenreichster Kürze mit Begeisterung für die höchste Wahrheit lebendig zusammenfaßte, zu einem gewaltigen Zeugniß wider die flache Aufklärung seiner Zeit. Von andern Schriften aus diesen Jahren mögen wir noch nennen: „Essais à la mosaïque“, gegen die französische Literatur und den Voltaireschen Geist [bon sens, den gesunden Menschenverstand, der nichts Höheres anerkennt] gerichtet; in französischer Sprache; und „Fünf Hirtenbriefe, das Schuldrama betreffend“, durch Lindners Briefwechsel veranlaßt; außerdem über „Schriftsteller und Kunstrichter“, „Leser und Kunstrichter“ und über seine Kritiker insonderheit. Alles dieses voll Geist und Leben und voll treffendster und fruchtbarer Wahrheiten, aber freilich auch so voller Bild- und Gleichnißworte und Citate aller möglichen Schriftsteller, daß das Verständniß vieler Stellen sehr schwierig ist.

Durch das Alles, Studien und Autorschaft und vielleicht manche andere Sorge noch, war Hamann aber zuletzt in einen Zustand der Abspannung gekommen, der ihm im Sommer 1762 eine Erholungsreise nach Elbing zu seinen Verwandten mütterlicher Seits sehr annehmbar machte. Eine alte Muhme konnte er dorthin begleiten. Einen jungen Vetter, der sie beide von Königsberg gesund abholte, mußte er nach kurzer hitziger Krankheit sterben sehen, während er noch zum Besuch dort war. An Lindner in Riga schrieb er nach Rückkunft: „Ich ging mit einer halben Verzweiflung nach Elbing und mit dem größten Bedürfniß, Luft zu schöpfen, mich zu zerstreuen, zu besinnen, und wieder zu erholen. Drei Wochen habe ich zugebracht, ich weiß nicht wie.“

Bald darauf hatte er die Freude, diesen Freund von Riga in Königsberg zum Besuch zu sehen. „Es ist mir angenehmer gewesen, als ich es Ihnen zu verstehen geben kann, schrieb er nachher an denselben, einen so alten, guten Freund wieder umarmt zu haben. Wir wollen mit diesem Vorschmack eines künftigen Glückes zufrieden sein. Geduld bringt Erfahrung,

Erfahrung aber bringt Hoffnung. Hiermit wollen wir uns trösten unter einander."

Daß Hamann selbst des Trostes und der Stärkung bald noch in anderer, ungeahnter Weise bedürfen würde, sollten ihn die folgenden Jahre lehren. Die letzten vier waren die ihm geschenkten Ruhejahre vor den kommenden Dienstjahren. Mit wie vielerlei Arbeiten er sie ausfüllte, haben wir einigermaßen erfahren. Die guten Früchte sollten sich zum Theil erst viel später zeigen.

3. Abermals Unruhen.

Mit dem Jahre, welches seinem Vaterlande den Frieden wiedergab (1763), begann für Hamann eine Zeit der Sorgen und Unruhen, der Friedlosigkeit nach dem Aeußern und leider auch dem Innern nach. Wie konnte es im Grunde auch anders sein! Das Studiren sowenig als das Produciren kann ohne eine mitgehende tiefere Geistesarbeit die wahren Bedürfnisse der Seele und des ewigen Geistes stillen. Ueber kurz oder lang mußte ein Rückschlag erfolgen. So auch hier. Es kam hinzu, daß die Pflicht gegen den Vater wie gegen sich selbst nachgerade gebot, sich nicht länger von ersterem ernähren zu lassen, sondern selbst „sein Brod zu verdienen", seinen Lebensunterhalt sich zu erwerben. Aber auf welchem Wege? „Graben mag [kann] ich nicht, so schäme ich mich zu betteln", mochte es hier auch heißen. Graben, nämlich ein bestimmtes Amt, ein niederes oder höheres Schulamt etwa, mit seinen täglichen anstrengenden Aufgaben übernehmen: er mochte und konnte es nicht, weil er, obwohl an Kenntnissen reich und überreich, der strengen Gedankenzucht und methodischen Lehrweise entwöhnt und entfremdet war, ja vielleicht auch, weil von Hause aus seinem blitzartigen Geiste eine ruhig fortschreitende Unterrichtsweise versagt war. Nur für gleichartig Beanlagte, wie später sein eigener Sohn es war, wäre er der rechte und fruchtbare Lehrer gewesen und ist es gewesen; für den langsameren Verstand der Mittelmenschen war seine Art wenig geschaffen; nur göttliche Geisteskraft hätte ihn auch dazu ausrüsten können. Sie würde

es gethan haben, wenn er ihrer dazu von Herzen begehrt, und Gott ihn zum Lehramt berufen hätte. Doch hören wir zunächst ihn selbst darüber. In einem Briefe an J. G. Lindner in Riga vom Febr. 1763 heißt es:

„Auf die Woche denkt mein Vater die frische Luft zu kosten, auch die Theilung mit seinen Kindern vorzunehmen. . Sobald ich mein Mütterliches habe, bleibt er Herr von dem Uebrigen und kann damit machen, was er will. Er hat das Seinige und ist Gottlob noch im Stande, dasselbe zu verwalten; ich habe das Meinige und bin gleichfalls verbunden, mit meinem Pfunde, so gut ich kann, zu wuchern. [H. bezahlte damit zunächst einen Theil seiner Schulden]. Die Versorgung meines alten Vaters mit einem jungen Gehülfen, und meine eigene durch den mütterlichen Segen, den ich in der Theilung erwarten kann, geben jetzt meiner bisherigen Verfassung eine andre Gestalt. Ich darf jetzt meinem Vater weniger beschwerlich sein, und Gott gibt mir Anlaß, an meine eigene Hütte zu denken.

„Bis hieher hat uns der Herr geholfen! kann ich auch mit Samuel ausrufen. Die Folge von allem diesem, liebster Freund, wird sein, daß ich jetzt geneigt bin, mit Gottes gnädiger Hülfe nicht nur ein Amt anzunehmen, sondern auch, weil es der Lauf der Welt für nöthig findet, solches zu suchen. Schul- und akademisches Amt ist nicht für mich, weil ich nicht zum Vortrage tauge; ferner keines, wozu Rechtsgelehrsamkeit und Concipiren erfordert wird. Ein bloßer Copist zu werden, würde meinen Augen zur Last fallen, und meiner Gesundheit, auch Neigung hinderlich sein. Bliebe also Münze, Accise [städtisches Zollamt] und Licent [königliches Zollamt für ausländische Waaren] übrig. Zum letzten möchte ich mich am liebsten entschließen. Die Wahl meines Geschmacks wird mich hinlänglich gegen alle diejenigen rechtfertigen, die mich im Herzen oder sonst beschuldigt haben, daß ich aus Hochmuth oder Faulheit eine Bedienung bisher ausgeschlagen habe. — Weil ich aller dieser Sachen höchst unkundig bin, so sehe ich

es für eben so unentbehrlich als vortheilhaft an, mit meinem Freunde Hennings darüber zu Rath zu gehen. Er ist der einzige, dem ich mich anvertrauen, und der mir mit Rath und That zugleich an die Hand gehen könnte. Ungeachtet meines Eigensinnes bin ich noch im Stande zu hören und zu folgen. Man muß mit eben so viel Vertrauen sich dem Strome der Umstände, als dem Strome der Leidenschaften [dem Gemüthszuge] überlassen, wenn Gott mit uns, und unser Leben in ihm verborgen ist. Der auch da war, da ich mir in der Hölle bettete, und mir die Schande der Muße überwinden half, wird mir jetzt in der Gefahr der Geschäfte eben so gegenwärtig sein. Wenn Sie Ihren Freund auf der Liste der Zöllner sehen werden, so ärgern Sie sich nicht. Am äußersten Meere werde ich bleiben, oder von unten anfangen zu dienen, so tief ich nur kann. Die Demuth der Tugend und ein kluger Stolz zwingen mich dazu. Um Sie auf diese Veränderung vorzubereiten, oder Ihnen wenigstens die Ehre einer Vertraulichkeit anzuthun, habe ich Sie an meinen Maßregeln wollen Theil nehmen lassen."

Man sieht, es waren zunächst sehr natürliche und vernünftige Beweggründe, Rücksichten auf Ruf, auf Unterhalt, endlich ein gewisses Pflicht- und Ehrgefühl, was ihn zur Annahme eines Amtes bewog. Das Gottvertrauen, welches er dabei haben zu dürfen glaubte, hatte die Probe doch noch nicht hinreichend bestanden. So fehlte die Gewähr des Gelingens, wenigstens des ersten Gelingens. Sehen wir, wie es sich zutrug.

Da Hamann sein literarisches Wissen und Können nicht um Geld verkaufen, für Geld verwerthen, und also von Verleger und Publicum abhängig werden, sondern wenigstens für seine eigentlichste Geistesgabe und Geistesarbeit die Freiheit sich wahren wollte, zog er es vor, zum Zwecke des Unterhalts eine möglichst mechanische, wenn auch äußerlich untergeordnete Beschäftigung zu erwählen. Er bedachte aber nicht, was doch die frühere bittere Erfahrung als Berensscher Geschäftsreisender ihn hätte lehren

können, daß es nicht recht ist, zweien Herren zugleich dienen zu wollen, und nicht möglich, ihnen wirklich zu dienen. Man muß, mit a. W., bei der aufgegebenen oder übernommenen Sache jedesmal ganz sein, oder es heißt: laß es gar sein. Wie viele höher und tiefer angelegte Naturen sind schon an solcher unüberwundenen Zwiespältigkeit zu Grunde gegangen, oder doch wenigstens aufs bitterste dafür gezüchtigt worden. Letzteres sollte und konnte auch Hamann nicht erspart bleiben.

Auch hatte er schon zuvor eine Ahnung davon. An den Buchhändler Nicolai in Berlin, dem er Anfang 1762 eine Aufforderung zur Mitarbeit an einem literarischen Unternehmen abgeschlagen, schrieb er gegen Ende desselben Jahres: „Ich habe sehr viele Wochen in einer halben Vernichtung meiner selbst gelebt und bin über eine Kleinigkeit so unruhig und verlegen, als wenn ein rothes Meer vor mir wäre." Er fügt hinzu: „Genie ist eine Dornenkrone, und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt!"

Um in etwa seine Kräfte zu erproben und eine kleine Vorschule durchzumachen, trat er zunächst als „Freiwilliger" in die Kanzlei des Magistrats seiner Vaterstadt. Er schrieb von hier aus am 9. Juli 1763 an J. G. Lindner:

„Diese Woche habe ich, mit Petro aus dem vorigen Sonntags-Evangelium zu reden, mein Netz ausgeworfen, und den Anfang gemacht, auf der Kanzlei des Kneiphöfischen Rathhauses als Volontär zu arbeiten. Ich bin mit dem Anfange so zufrieden, daß ich Hoffnung habe, diese Arbeit eine Zeit lang fortzusetzen, ohne ihrer so bald überdrüssig zu werden. Eine Vorbereitung und Einweihung von dieser Art zu Geschäften ist mir höchst nöthig und nützlich. Sie thut allen übrigen Absichten ein Genüge. Ich kann meine Neigung und Geschick mit Gemächlichkeit auskundschaften, und der Versuch mit Tabellen, Rechnungen u. dgl., worin ich zufälliger Weise am meisten Gelegenheit gehabt mich zu üben, macht mir meine Ahndungen und den danach entworfenen

Plan meiner künftigen Lebensart ernster als vormals. Ich finde zugleich, daß meine Gemüthsruhe und mein Geschmack am Studiren mit dieser Zerstreuung zunimmt, und freue mich darüber."

Schon am 29. desselben Monats aber erließ Hamann folgendes so höchst ursprüngliche, in allem Freimuth bescheidene Schreiben „An die kön. preuß. Kriegs- und Domänenkammer zu Königsberg.

„Ew. Kön. Majestät vergeben es huldreichst dem geringsten Ihrer Unterthanen, der sich heute erkühnt, die Bedürfnisse seiner niedrigen aber ehrlichen Dunkelheit ans Licht vor Ew. Kön. Majestät Antlitz zu stellen.

„Ich beschließe Gottlob! mit diesem Augustmonat das 33. Jahr meines Alters, und habe nach einer ziemlich willkürlichen Abwartung des akademischen Laufes, mit Hofmeistern in Liefland und Curland, hierauf mit einer Reise nach Holland und England unter dem Mantel fremder Angelegenheiten mir meine übrige Zeit vertrieben; endlich die letzten fünf für das Vaterland trüben Jahre in meines Vaters Hause, theils zur Pflege seiner grauen Schläfe, theils in einer gelehrten Muße nach Herzenswunsch gelebt.

„Da eine schwere Zunge und Unvermögenheit der Aussprache nebst einer eben so empfindlichen Gemüthsart als Leibesbeschaffenheit zwar mich zu den meisten öffentlichen Bedienungen untüchtig machen, ich aber zugleich Gefahr laufen muß, das Theil meiner Gaben und Güter bei einem längeren Umgange der Musen zu verschlingen, und dann wie der verlorne Sohn im Hunger zu verderben, so bleibt die landesväterliche Weisheit und Vorsorge Ew. Kön. Majestät für die Erhaltung und Anwendung eines unnützen Knechtes sein Trost.

„Weil ich bloß für die lange Weile und zu meiner eigenen Demüthigung [!] studirt, so muß ich allen Aemtern entsagen, zu welchen die Qualität eines Literaten sonst erfordert wird, und kann mich weder auf irgend einige Verdienste berufen, noch auf

andere Bedingungen einlassen, als daß ich zur Noth leserlich schreiben und ein wenig rechnen kann.

„Um gleichwohl zu Geschäften mich einigermaßen vorzubereiten, habe ich seit einigen Wochen bei der Kanzlei des hiesigen Magistrats zu arbeiten den Anfang gemacht, und bin durch diesen Versuch erweckt worden, Ew. Kön. Majestät um die gnädige Erlaubniß gegenwärtig anzuflehen, bei Dero hochverordneter Kriegs- und Domänen-Kammer eine gleichmäßige Probe meiner freiwilligen Dienste ablegen zu dürfen, in unterthänigster Hoffnung, daß es mir durch diesen Weg gelingen könnte, als ein Invalide des Apoll [des Musengottes] mit einer Zöllner-Stelle zu seiner Zeit begnadigt zu werden.

„Gott selbst wolle mich mit dem redlichen Eifer und klugen Gehorsam ausrüsten, womit auch die kleinsten Befehle und Winke Ew. Kön. Majestät verdienen nachgelebt und erfüllt zu werden von allen treuen Unterthanen und Bedienten [Dienern des glorwürdigsten Monarchen, zu denen sich für den kleinsten und letzten bekennt und auf dieses Bekenntniß mit pflichtschuldiger Devotion ersterben wird Ew. Kön. Majestät allerunterthänigster Knecht

J. G. Hamann."

Hamann erhielt eine zusagende Antwort und diente nunmehr ein halbes Jahr als Kanzlist bei der Domänenkammer. Wie sauer das dem geistlebendigen Gelehrten zuweilen angekommen sein mag, kann man sich denken. Es geht dies auch bald hervor aus seinem zweiten Schreiben an dieselbe Behörde vom 30. Januar folgenden Jahres, in welchem er um seinen Abschied bat. Es lautet:

„Eben diejenigen Bewegungsgründe, welche mich vor einem Jahre überredet haben, Einer hochverordneten Kriegs- und Domänen-Kammer meine allerunterthänigsten Probedienste aufzudringen, nöthigen mich heute, um gnädige Erlassung derselben Ew. Kön. Majestät fußfällig anzuflehen, und getrösten mich zugleich einer gewünschten Erhörung.

Außer einer gänzlichen Verzweiflung an der Möglichkeit, einer Copistenhand und des dazu nöthigen Augenmaßes jemals mächtig

zu werden, dürfte die länger fortgesetzte Mühe einer sitzenden Arbeit den Verlust meiner Gesundheit unersetzlich und mein übriges Leben bald so köstlich machen, daß zum Genuß desselben weder Mittel noch Raum blieben. Das Gesetz der Selbsterhaltung legt mir also die Pflicht auf, eine angenehme Zeit zu erwarten, die Gott und der König dem Vaterlande schenken wird.

„Mit dieser unbedingten Ergebung in Gottes und des Königs Willen, bis hieher vor unlauterer Menschenfurcht und niederträchtiger Menschengefälligkeit bewahrt, werde ich niemals aufhören zu sein Ew. Kön. Majestät allerunterthänigster Knecht

J. G. Hamann."

Auch diese Bitte, mit veranlaßt freilich durch einen erneuten Krankheitsfall seines Vaters, aber auch durch anderweitige Aussichten, wie Hamann selbst an Lindner schrieb, wurde dem Schreiber gewährt. Daß er sie stellte, zeigt uns aber, wie er auch in diesem Unternehmen die Rechnung ohne den Wirth im Grunde gemacht hatte und darum aufs neue gewissermaßen zu Schanden geworden war oder, wie er selbst früher gesagt, daß all sein Thun bis dahin ein Loch bekommen, weil es ohne Gott angefangen war. Auch mit diesem letzten war es also noch nicht wesentlich anders. Der Andern so weise und christlich zu rathen wußte, sich selbst konnte er nicht helfen, für sich den rechten Weg durchs Leben noch nicht finden. Woher solches? Es ist das Geheimniß der Schwachheit, deren Name Mensch. Die menschliche Natur hält und findet nicht die Spur der wahren Weisheit, die von oben ist und unsre eigene Weisheit zur Thorheit macht, und die kräftig nur wird in denen, welche auf ihre eigene Klugheit und Kraft verzichtend, in dieser Schwachheit rechter Art stark wurden und sieghaft über ihren innersten Feind, in der Kraft des Glaubens, der allein die Welt überwindet. Diese wesenhafte Kraft und Weisheit, die höchste auf Erden, fehlte Hamann noch zum großen Theil. Darum mußte er eine neue Schule durchmachen.

Inzwischen zeigte sich ihm eine andere Aussicht, die aber wohl nur eine Versuchung war. Und er selbst zerschlug den Spiegel, in welchem er das neue Bild gesehen hatte.

Der edle Carl von Moser nämlich, Hessen-Darmstädtischer Geheimrath, hatte Hamanns Schriften kennen und schätzen gelernt, und auf eine obschon ziemlich unsanfte Hamannsche Kritik seiner eigenen Schrift schon 1762 sehr freundlich geantwortet in einem „Treuherzigen Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magus in Norden oder doch in Europa," welchen letzteren Titel, wohl aus Anlaß der „Magi aus Morgenland" und wegen der wundersamen Ausdrucksweise Hamann beigelegt, dieser übrigens seitdem für alle Folge als Schriftsteller in Anspruch nahm und darob mit Moser auch in ein freundschaftliches Verhältniß kam. In seinem Schreiben an letzteren vom 25. Juli 1763 hieß es: „Heute frühe gehe ich zur Kirche ins Montagsgebet, muß dem Buchladen vorbei und kann der Versuchung nicht widerstehen, das treuherzige Schreiben [dessen Titel er Tags zuvor im Buchhändler-Catalog zuerst gelesen] mit in die Kirche zu nehmen. Einige Blicke, die ich darauf geworfen hatte, machten mich so unruhig, daß ich nach verrichtetem Gottesdienst gleich zu meinem Freund eilte — der nächst der Kirche wohnt und mein Frühstück immer fertig hält — um mich bei ihm satt zu lesen und satt zu trinken. Ew. ersehen aus dieser langweiligen Erzählung, daß ich heute erst Dero treuherziges Schreiben an einen Ihrer Widersacher gelesen habe, und durch Dero großmüthige Antwort auf den Unfug dieses Splitterrichters wie aufs Haupt geschlagen bin. Ich habe unmöglich unterlassen können, Ihnen wenigstens Nachricht von Dero erhaltenem Siege zu ertheilen . . . Ich arbeite jetzt seit drei Wochen auf der Kanzlei des hiesigen Magistrats, um mich zu Geschäften ein wenig vorzubereiten, und bin nach abgelegter Probe jetzt im Begriff, mich der kön. Kriegs- und Domänen-Kammer aufzudringen, um alle Autorgrillen mir gänzlich aus dem Sinne zu schlagen und meinen Kunstrichtern den Mund

zu stopfen . . . So viel ich den Philologen [so nannte Hamann sich selbst gerne] kenne, dürfte ihn wohl nichts so sehr als das Beispiel seines älteren Bruders am Ufer des Mains [Moser selbst, der zu Frankfurt am Main wohnte] aufmuntern, an eine Palinodie [ein „neues Lied"] einmal zu denken und aus selbiger vielleicht seinen Schwanengesang zu machen. Sein Wahlspruch ist immer gewesen:

Was ich geschrieben habe, decke zu;
Was ich noch schreiben soll, regiere du.

Der Gott Daniels [des alttestamentlichen „Magus"] sei Ihr Schild und großer Lohn!" —

Den folgenden Tag schrieb Hamann an J. G. Lindner: „Der Laienbruder im Reich ist der Herr von Moser, der Willens ist, sobald er Minister ist, mich mit einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen Weile zu bestellen . . . In Ansehung unsers Briefwechsels, geliebtester Freund, finde ich auch nöthig, selbigen einzuschränken. Ich werde jetzt nicht eher schreiben, als bis eine wesentliche Ursache mich dazu nöthigen wird; unsre gelehrten Kleinigkeiten lohnen die Zeit und das Postgeld nicht. Kann ich Ihnen hier mit etwas dienen, und finden Sie keinen als mich tüchtig dazu, von Grund der Seele gern, und ich werde mit gleicher Freimüthigkeit in jedem Nothfalle an Sie appelliren. Haben Sie eine Nachricht, von der Sie vermuthen können, daß mir daran gelegen wäre, oder mir sonst etwas mitzutheilen, so werden mir dergleichen Ausnahmen allemal angenehm sein. Und ich hoffe, daß wir beide durch diesen freundschaftlichen Vergleich gewinnen werden. Ich werde jetzt alles anwenden müssen um nichts zu versäumen, und werde zu keiner rechten Gemüthsruhe kommen, bis ich auf eine gewisse Art versorgt sein werde. Meinem Berufe und allen Hülfsmitteln dazu werde ich nichts vergeben, aber auch meine Muße möchte ich nicht gerne verschleudern. Sapienti sat. Zu einer neuen Lage gehört eine neue Denkungsart, neue Verbindungen, neue Angelegenheiten — alles neu. Gott wird helfen."

Inzwischen hatte das obige Schreiben bei Moser eine sehr freundliche Aufnahme gefunden und ihn veranlaßt, Hamann für die Stelle eines Erziehers beim ältesten Sohn des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt vorzuschlagen. Für den Fall jener darauf nicht einginge, eröffnete ihm Moser zugleich noch anderweitige Aussichten auf eine angemessene Stellung, wobei er ihm jedoch auch die Gefahren und Pflichten des Hoflebens nicht verschwieg. Er fügte hinzu: „Wenn es meinem Wunsche und meiner Ahnung nach geht, so hören Sie [bei Annahme der Stelle] nicht nur nicht auf, Autor zu sein, sondern Sie werdens auch noch in dem Grade der Brauchbarkeit, der das bleibende Verdienst eines ewigkeitsmäßigen, classischen Schriftstellers ausmacht.“ Vielleicht beziehen sich hierauf die Worte Hamanns an Lindner vom 4. Octbr. 63: „Herr Geh. Rath v. Moser hat mir mit aller Begeisterung eines Liebhabers und Freundes geantwortet, und die vortheilhaftesten Vorschläge gethan. Beute genug für meine Autorschaft; eine reichere Ernte, als ich erwartet hatte.“

Indeß Hamann fühlte sich entweder zum prinzlichen Hofmeister und zum Hofmann überhaupt nicht geschaffen, oder seine eigenthümliche Freiheitsliebe erlaubte ihm nicht, das Amt anzunehmen. Schon fesselte ihn auch wohl eine anderweitige Unternehmung, welcher zu Gefallen er sein Amt bei der Domänenkammer ja hauptsächlich quittirt hatte. Es war die Redaction der vom Buchhändler Kanter neu einzurichtenden Königsberger Zeitung, welche zur Hälfte belletristischen und literarisch-kritischen Inhalts sein sollte. Hierüber, wie über seine neu zu gewärtigende Muße bemerkt er unterm 1. Febr. 1764 an Lindner: „Herzlich geliebtester Freund. Jetzt hoffe ich bald wieder Athem schöpfen und wieder für meine Freunde leben zu können. Der Herr hat alles wohl gemacht, und alles, alles recht bedacht [!]. Zu neuem Kreuz gibt er auch neue Stärke, und zu neuen Bürden breitere Schultern . . . Die Zeitungen nehmen übermorgen den Anfang . . . Ich hoffe also vor der Hand das Zeitungswerk

einzurichten und in Gang zu bringen. Wie lang das währen wird, weiß Gott. Uebermäßig Vertrauen und Lust habe ich wohl nicht dazu, unterdessen wird die Zeit mehr lehren. Da Muße und gemeinschaftliche Arbeiten uns wieder verbinden, so hoffe ich, daß Sie bald wieder in die vorige Ordnung unsers alten Briefwechsels treten und nichts von dem versäumen, was zum Besten der gemeinschaftlichen Sache gereichen kann." Auch Lindner wollte nämlich Beiträge zur Zeitung geben.

Allein schon am 4. desselben Monats hieß es an denselben: „Das erste Stück unserer Zeitung ist ziemlich verhudelt . . . Unter hundert Verdrießlichkeiten, die ich zum Voraus sehe, erwarte ich keine größere als von dem Temperament meines Verlegers. Kanter will nichts haben, als Mittel die Bücher abzusetzen, welche er überflüssig hat, und Artikel, die alte Weiber auf der Fischbrücke von Rechtswegen lesen müssen. Darauf geht sein Tiefsinn, ohne daß er es selbst weiß, und diese eigennützigen Absichten verhehlt er sich selbst unter den prächtigen Redensarten vom Geschmack des Publicums ꝛc.

Etwa fünf Monate lang führte Hamann die Redaction der Zeitung und lieferte dazu eine Reihe von kleineren Aufsätzen, Bücherrecensionen u. a., welche durch ihren Geist und Inhalt immerhin bedeutend waren, und durch die scharfe und treffende Art ihrer Satire gegen den herrschenden Aufklärungsgeist sogar Lessing und Goethe anzogen. Uebrigens blieb er mit Kanter, dem Verleger, trotz der Verschiedenheit der An- und Absichten in freundschaftlichem Verkehr, wenn auch nicht lange in eigentlich geschäftlichem. Am 22. Februar bereits schrieb er an Lindner: „Das Zeitungswerk hat wenig Reiz für mich, und ich wenig Glück zu dieser Arbeit. Der Verleger hat mir 400 Gulden [à 10 Sgr.] angeboten und jährlich ausgemacht. Ich habe keine Lust, einen Contract zu machen, und zweifle, daß ich so großmüthig werde sein k ö n n e n, umsonst zu dienen; unterdessen denke ich mit dem halben don gratuit vorlieb zu nehmen, und wünsche

nichts mehr als die Freiheit, meinen alten Plan wieder fortzusetzen, der mir noch immer im Sinne liegt [welcher, wird sich später zeigen.] An Autorschaft und am allerwenigsten am Recensenten-Amte soll mir gelegen sein. Ich hasse von Grund des Herzens beides, und unter allen Handwerken ist mir keines unerträglicher — — Helfen Sie, was Sie können."

In demselben Briefe konnte er übrigens den Freund über den Tod von dessen Gattin also trösten: „Danken Sie Gott, und Sie werden sehen sein Heil. Sie haben keine Ursache, sich über den Tod Ihrer Mariane zu freuen, welches der Fall mancher Witwer leider ist, aber auch nicht übermäßige, sich darüber zu betrüben. Sie haben beide gelitten und sind beide erlöst. Mariane hat keine Abwechselung mehr nöthig; denn wo sie ist, gibt es keinen Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Wir beide, liebster Freund, wandern aber noch im Jammerthale. Wir haben noch nöthig, uns Brunnen zu graben und bei dieser Arbeit durch Segen erquickt zu werden. Unser Schicksal kann noch besser und schlimmer werden. Wir wollen bei Zeiten darauf bedacht sein, uns beides erträglich zu machen, mit gleicher Treue annehmen und wiedergeben, nichts Sichtbares für unser Eigenthum halten . . . Meine Gesundheit geht täglich ab und mein Gemüth verliert dabei immer mehr ꝛc." Und am Schlusse: „Ich werde jetzt so oft schreiben als ich kann; lassen Sie mich Marianens Stelle in Ihrem Herzen vertreten. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; aber die Gesellschaft Einer Muse ist dem ganzen Thierkreise vorzuziehen. Gott pflanze ein sanftes Lächeln im Innersten Ihres Busens, den ich an den meinigen drücke."

Zu derselben Zeit bemühte der nämliche Freund sich um eine Professur in Königsberg, wozu Hamann ihm gerne auf alle Weise behülflich war. „Ich würde die Ausführung Ihres Entschlusses als ein Glück für mich ansehen, weil der Umgang eines einzigen Freundes zu meinen größten Bedürfnißen gehört. Wenn Ihnen Gott eine kleine Thür hier öffnen sollte, so be-

fragen Sie sich nicht mit Fleisch und Blut." Die Sache kam indeß erst später zur Ausführung.

Am 16. Mai an denselben: „Morgen vor acht Tagen ist der Herr Fiskal angekommen. Wenn ich seiner Ankunft auch nichts mehr zu verdanken habe, so ist die Wohlthat, der Zeitungen überhoben zu sein, wichtig genug in meinen Augen, um ihm dafür zu danken. Ich habe ohnedies nichts Anderes zu thun, als ihn abzuwarten, und niemand kann zwei Herren zugleich dienen . . . Es gehe nun wie es gehe. Aus meinem Vorsatze, wenn ich so sagen darf, nach Warschau zu gehen, und einen Umweg zu meiner Bestimmung zu nehmen, möchte wohl kaum etwas werden. Unterdessen, wer kann alle mögliche Fälle absehen? und ein unentschlossener Mensch muß auf alles gefaßt sein . . . Gemüths- und Leibesschwäche machen mich untüchtig, weiter zu schreiben."

Hatte Hamann die Aufforderung Mosers zur Uebernahme des Prinzenerzieheramtes damals abgeschlagen, so blieb ihm doch die Hoffnung, durch diesen Freund eine Anstellung im fernen Deutschland zu erhalten. Mehreres kam hinzu, was ihm ein Verlassen des Vaterhauses und der Vaterstadt erwünscht machte. Auch das Verhältniß zu Vater und Bruder, wenngleich ersteres in gemüthlicher Beziehung das beste war und der Sohn nie unterließ, in Briefen an Freund Lindner einen Gruß von jenem hinzuzufügen. Aber zur Last fallen wollte er ihm nicht länger, zumal das mütterliche Vermögen an die beiden Brüder ausbezahlt und dem Vater in der Person eines andern Verwandten ein Gehülfe und Vertreter beschafft, der Bruder aber anderweitig in Pflege gegeben war. Hievon und von seinen eigenen Zukunftsgedanken reden folgende Briefstellen.

2. Mai 1764. „Mein Vater befindet sich Gottlob leidlich besser, die Sommerluft und Bewegung machen mir Hoffnung zu seiner völligen Wiederherstellung, so viel es die Jahre erlauben. Mein Bruder gährt noch immer auf seinen alten Hefen, wie ein verdorbener Wein. Es wird an nichts gedacht, und man hat

ein außerordentliches Vertrauen, daß sich alles von selbst geben wird, unterdessen ich immer den Anwachs des Uebels sehe und über die Sicherheit von allen Seiten erstaune. — Wohin mein Entschluß gehen werde, weiß ich nicht. Vielleicht lasse ich alles im Stiche, und werde, wozu ich am wenigsten gemacht bin — ein Abenteurer."

Sieben Tage später. „Mein Vater hat diese Woche den Anfang gemacht, die Badstube dem Vetter R. zu übergeben, und ich bin reisefertig, je eher je lieber! Meine Abreise möchte wohl zu Schiff geschehen und lieber nach Stettin als nach Danzig. Wie weit, und wie lange, und wohin? weiß der liebe Gott. Gewinne ich nichts mehr, als die Wiederherstellung meiner Gesundheit, so erhält man doch auch mit der Erfahrung reifere Einsicht von sich selbst und von dem Wechsel menschlicher Dinge. Nach traurigen Schätzen ein rühmlicher Geiz!"

30. Mai. „Dieß ist Gottlob der letzte Brief, den Sie von hier erhalten. Auf die Woche gehe ich, will's Gott, mit Schiffer B. nach Lübeck ab. Ich habe auf zwanzig Monate Erlaubniß genommen von der Regierung, und bei vielen Schwierigkeiten unvermuthet eine unbedingte Ausfertigung meines Reisepasses erhalten. Ein neuer Period fängt nun für mich an. Gott helfe weiter."

Also — ein Abenteurer! Wirklich wars nichts Anderes als ein Reiseabenteuer, was Hamann hier unternahm. Die Reise selbst ein solches, dafern sie eigentlich ohne festen Plan und Halt war von Anfang bis zu Ende. Und doch konnte er Großes davon erwarten. War das Gottvertrauen? Allerdings entschuldigt seine Lage, sein feuriges Temparament und sein zu Hypochondrie führender, körperlich leidender Zustand manches; aber schwerlich kann die Sache selbst dadurch gerechtfertigt werden. So steht auch sie als Warnungszeichen für Andere da.

Seine Freunde sahen sie freilich nicht ganz so an, weil sie gewohnt waren, sich vor seinem Geiste zu beugen, und nicht im

Stande, die Person von ihrer Gabe, oder Seele von Geist zu unterscheiden. War Hamann doch auch stets ein liebenswürdiger und hülfreicher Freund gewesen und hatte namentlich auch jüngere Männer anzuziehen und ihrer sich mit Hingebung anzunehmen gewußt. So den jungen, nachmals so berühmten J. G. Herder aus Mohrungen (geb. 1744), welcher damals in Königsberg seine Studien machte, und auf den Hamann in der Folge noch von größtem Einfluß werden sollte. Jetzt schrieb jener an ihn vor der Abreise diese Worte, welche für den Schreiber wie den Empfänger so bezeichnend als ehrend sein mögen: „8. Juni. Mittags 12 Uhr. Noch zwei Stunden sind sie hier, und dann? — O Sie wissen den Weg nicht, wohin Sie gehen, und wer weiß, wie Sie gehen! Wie viel ich an Ihnen verliere, wollen Sie nicht wissen, und ich will's selbst jetzo noch nicht. Aber, o Gott, ihre dunkle Ahnung, Ihre traurige Leibesfassung und Ihre letzten Kränkungen; und doch Ihr Muth und Hoffnung und Zufriedenheit!" (folgen poetische Reisewünsche in Streckversen; dann) „Doch nein, es sei nicht der letzte Kuß, den ich Ihnen gebe, da ich dieses Ihnen schreibe, den Sie mir zuwerfen, da Sie es lesen: denn ich weiß, Sie lieben mich mehr als ich mich lieben kann. Der Himmel führe Sie, den Besten, den ich kannte, glücklich, und erinnere Sie bisweilen an Ihren Joh. Gottfr. Herder."

Hamann reiste nun zu Schiff nach Lübeck, wo er seine Verwandten besuchte, dann über Braunschweig und Cassel nach Frankfurt a. M., um Herrn v. Moser dort aufzusuchen, auf welchen er sein Vertrauen behufs neuer Stellung besonders setzen mochte, und menschlich ja auch dazu in gewisser Weise berechtigt war. Hören wir nun einige Aeußerungen von ihm selbst auf der Reise. Gleich nach Ankunft in Lübeck schrieb er an den Vater; später an Herder das Folgende: „Lübeck, 26. Juni. Geliebtester Freund. Heute vor acht Tagen bin ich Gottlob glücklich hier angekommen und sehne mich weiter. Wie wünschte ich, daß ich jetzt bei Ihnen säße! Die Witterung ist kalt und rauh, Gesellschaft ohne Um-

gang, oder Umgang ohne Geschmack. Was soll ich sagen? Es gefällt mir nirgends, und wenn es nicht Utopien ist, so wird es der Himmel sein, wo es lohnen wird Hütten zu bauen. Mein Vater wird Ihnen ohne Zweifel einige Nachrichten von meiner Schifffahrt und von dem Sturme des [wenn] entschlafen, trügenden Wests mitgetheilt haben. Ich habe gleich nach meiner Ankunft nach Braunschweig und Frankfurt geschrieben, um zu erfahren, ob Raum daselbst für mich sein wird. Sobald ich Antwort habe, bin ich Willens aufzubrechen. Ich bin mit mir sehr unzufrieden und zu nichts geschickt, mir und Andern zur Last. — Besorgen Sie, so oft etwas vorkommt oder die Lust Sie ankommt, an mich zu schreiben, eine Einlage bei meinem alten Vater. Gewöhnen Sie sich aber, meine Briefe für sich zu lesen. Ich schreibe theils mit einer Nachlässigkeit, von der ich keinen andern Zeugen als einen Vertrauten haben mag, theils könnte es sich treffen, daß ich einmal Dinge schriebe, die Sie allein angingen."

An seinen Vater: „Lübeck, 27. Juni. Geliebtester Vater. Um meine Zeit nicht ganz zu verlieren, die ich weder angenehm noch nützlich anwenden kann, schreibe ich Ihnen . . . Bei Herrn Karstens Schwiegervater bin ich Sonntags zu Gast gewesen, war aber froh, zu Hause zu kommen, weil ich keine Gesellschaften lange aushalten kann. Die acht Tage, bis ich von Königsberg Nachricht erhalten kann, werden mir noch lange genug werden. Gott gebe mir erwünschte Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden und schenke mir Geduld, meinen Lauf zu vollenden. Ich finde hier überall nichts als Galle, und selbst das Gute, was man mir erweist, ist mir zur Last. Bei solchen Gesinnungen, die ich weder ergründen noch ihnen abhelfen kann, ist das Leben eine Folter. Unter allen Bekümmernissen gibt es noch Tröstungen, die meine Seele ergötzen. Harre des Herrn! hiermit will ich heute schließen und Sie göttlicher Obhut empfehlen."

„7. Juli. Vorgestern erhielt ich Ihre erfreuliche Zuschrift, die mich ein paar Stunden aufgemuntert hat. Gottlob, daß Sie

sich wohl befinden, und wieder im Stande sind ein wenig auszugehen. Ich werde keinen meiner Freunde auf dem Lande besuchen können, und bin Willens, nächsten Mittwoch mit der Lüneburger Post nach Braunschweig zu gehen. Der Herr Geheimrath v. Moser hat mir sogleich gemeldet, daß er jetzt in Cassel sich in Geschäften aufhält, und eine entlegene Reise thun muß, gleichwohl mir die Nummer seines Hauses in Frankfurt angewiesen. Ich wundere mich daher nicht, daß es so dunkel in meinem Gemüthe, wie um mich herum aussieht. Gott wird helfen! — Daß die Brunnenkur meinem Bruder besser bekommen möge, als ich bisher Vortheile von meiner Reise absehen kann, wünsche und gönne ich ihm von Herzen."

Also schon im ersten Stadium der Reise den Glauben verloren an ihren Erfolg! Konnte es aber wohl anders sein? Auch nicht leibliche Besserung einmal brachte es, die, mit Hamann, so mancher sich von Orts- und Luftveränderung versprochen hat. Man nimmt doch sich selbst überall mit, wie Hamann auch. Denn im eigenen Selbst wohnt der Unfriede und die Unzufriedenheit, so lange man nicht die Quelle des Friedens, im Ausgehen aus sich und Eingehen in den guten Gotteswillen, gefunden hat. Gefühle davon halten nicht Stich. Er will stets neu errungen sein.

Hamann kam nach Frankfurt, fand aber Herrn v. Moser richtig verreist, sogar nach Holland, und lernte nur dessen Familie von freundlicher Seite persönlich kennen. Da es ihn aber auch dort, wie überall, nicht lange litt, machte er, wie es scheint, einen Abstecher nach Straßburg und Basel und kehrte wieder nach Frankfurt. Als er hier den Gastfreund noch nicht antraf, wartete er nicht, sondern eilte über Leipzig und Berlin nach Hause — nach Königsberg zurück! Vorher schrieb er folgenden Brief an den Vater.

„Frankfurt, 27. August 1764. Zu meiner großen Freude und Aufrichtung habe ich den 23. d. M. Ihre Zuschrift erhalten . . Gott vergelte Ihnen die Treue, womit Sie die Erfüllung meiner

Bitten und Wünsche und Bedürfnisse beschleunigt. Ich bin jetzt reisefertig und gehe mit göttlicher Hülfe noch diese Woche nach Leipzig und darauf nach Berlin. Sie haben Recht, mein lieber Vater, daß ich Lehrgeld gegeben. Ob ich mein bischen Armuth wohl oder übel anwende, weiß Gott am besten, und ich erwarte von diesem Richter Vergebung, gesetzt auch, daß ich mich in dem Falle des ungerechten Haushalters befinden sollte. — Der Herr Geheimrath v. Moser wird vermuthlich eben so bald nach meiner Abreise hier eintreffen, wie ich nach der seinigen angekommen bin. Da ich nicht das Glück gehabt, ihn kennen zu lernen, so weiß ich zwar nicht, ob und wie viel ich durch diesen Lauf der Dinge gewinne oder verliere; aber ich glaube wenigstens, daß alles, was hier geschieht, gut sei, wo nicht mir, dennoch Dir. Ich feire heute Gottlob meinen Geburtstag, und erwarte ruhiglich Seiner Wege Ziel und Ende; lieg' fein stille, nackt und bloß in des liebsten Vaters Schooß; bin gleichwie ein stilles Meer, voll von Gottes Preis und Ehr."

„Ich küsse Ihnen die Hände mit der kindlichsten Zärtlichkeit und Ehrfurcht. Grüßen Sie herzlich meinen Bruder und alle gute Freunde, namentlich Herrn Herder, den ich bald statt der Antwort zu umarmen hoffe, in Gesellschaft eines italienischen Dichters [Dante's], dessen hundert Gesänge ich gelesen, ungeachtet ich seine Sprache weder verstanden noch behalten habe. Gott segne Sie, mein alter lieber Vater, und erfreue Sie mit Freuden seines Antlitzes."

Liest man dieses, so kann man schwerlich umhin zu fragen, wie es möglich, daß innerer Unfriede, Eigenwille und Ungeduld mit dem fein stille Liegen in Vaters Schooß vereinbar seien, oder ob diese Vereinigung eben nur Schein und Redensart sei. Letzteres aber bei Hamann anzunehmen haben wir durchaus keinen Grund. Wie er es sagte und schrieb, so meinte er es auch. Andrerseits gibt es im innern Leben des Christen Erfahrungen genug, von welchen das Wort gilt: „Von außen Angst und Traurigkeit, von

innen Fried und Wonne." Freilich zu solcher wahrhaftigen Erfahrung war Hamann bisher vielleicht nur einmal in seinem Leben, damals in London gelangt, und nach dem, durch seine Schuld, kaum wieder. So bleibt nur die Annahme übrig, daß ein geheimer Selbstbetrug des fühlenden, gefühlsseligen wie gefühlsunseligen Herzens dabei im Spiele war; daß jener sich einbildete, was er sich wünschte und wozu ihm die Erinnerung der Bibel- und Liedesworte Anregung gab. Wer hat nicht die Erfahrung, diese leidige, herz- und geistbetrübendste, an sich selbst gemacht! —

So kam denn unser kometenhafte Reisende unverrichteter Sache und unerfüllter Hoffnungen nach Königsberg zurück. Er selbst berichtet darüber in der bereits bekannten und genugsam von uns gewürdigten Weise an J. G. Lindner, der immer noch in Riga war, unterm 3. October 1864.

„Herzlich geliebtester Freund. Sonnabends am Michaelistage bin ich von Stettin mit einem Schiffe Namens Hoffnung glücklich eingelaufen. Meine Sachen sind noch nicht hier und ich bin also noch nicht ganz meiner mächtig. Mein alter guter Freund, Moses Mendelssohn [in Berlin, der jüdische Moralphilosoph, mit welchem Hamann seit zwei Jahren in einigem literarischen Briefverkehr gestanden,] hat mir die Reisekosten vorgeschossen [!], und ich werde ihm erst mit der nächsten Post meine Ankunft melden und die Schuld übermachen können . . . Ich verspreche mir einige Vortheile von meiner Reise für meine Gesundheit des Leibes und Gemüths, und wünsche, daß die vaterländische Luft Ihre Muse gleichfalls neu salben und verjüngen möge. Ein heftiges Heimweh hat mich allenthalben begleitet; Straßburg aber und Basel vorzüglich gefallen. In Colmar habe ich einen liebenswürdigen Freund an Herrn Hofrath Pfeffel erbeutet. In Braunschweig bin ich auf die liebreichste Art von Ihrem Herrn Bruder bewirthet worden . . Weil mir mein Mann [Herr v. Moser] in Frankfurt fehlte, so wurde mir der Ort so verekelt, als wenn lauter Holländer und Juden darin übrig wären. In Leipzig habe ich Gellert und unsern

H. verfehlt. In Berlin nur vier kurze Tage geblieben . . . Melden Sie mir jetzt, liebster Freund, wie Sie diese Zeit über gelebt haben, und befriedigen Sie bald meine Ungeduld nach Ihrer Umarmung." —

Die Folgen der verlornen Reise zeigten sich bald in immer zunehmender Mißmüthigkeit und Friedlosigkeit, welche Hamann indeß nicht abhielt, in seinen Bücherstudien eifrig fortzufahren, andrerseits aber auch seinen Freunden ein thätiger Freund und Mithelfer zu sein. Besonders zeigt er dieses an Herder in aufopfernder Weise. Er empfahl denselben dem Freunde in Riga als Lehrer (Collaborator) an dessen Domschule aufs dringendste. So am 17. Octbr: „Der dringende Inhalt des gegenwärtigen betrifft meinen Freund Herder, und der Anfang ist der zärtlichste Dank für Ihre schon zuvorkommende Sorgfalt und Treue in dieser Angelegenheit. Bei einem ziemlichen Umfange historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten, und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten und einer sehr glücklichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgil und die Reizbarkeit des Gefühls, welche mir den Umgang der Liefländer immer so angenehm gemacht hat . . . Ich kann Sie also nach meinem besten Gewissen versichern, daß Sie an diesem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen ein Andenken bei Ihrer Schule hinterlassen werden, das Ihre Verdienste um dieselbe krönen wird. Beschleunigen Sie ja die Ausfertigung seines Rufes, auch alles Uebrige zu seiner dortigen vortheilhaften Einrichtung 2c." Herder kam noch vor Jahresschluß nach Riga.

Gleichzeitig fuhr Hamann unermüdlich fort, die Berufung Lindners als Professor der Poesie an die Universität Königsberg zu betreiben und zugleich diesen Freund mit brieflichen Rathschlägen, wie er selbst es anzufangen habe, zu versehen. Es ging dabei freilich ohne mancherlei feinen Tadel nicht ab, wobei der Schreibende

seine pädagogische Weisheit nicht vermissen ließ, indem er dem Freunde Selbstvertrauen und kluges Auftreten beizubringen wußte. Erst um Mitte folgenden Jahres (1765) aber konnte er ihm in Königsberg einziehen helfen, womit denn der bisherige Briefwechsel, aus dem wir so manche Proben gegeben, in wenn auch nicht immer gleich regen mündlichen Verkehr sich umsetzte, und die Freundschaft bis zum Tode des Genannten im Jahre 1776 unzerstört, wennschon nicht immer ungeschwächt sich fortsetzte.

Dafür trat ein desto eifrigerer Briefverkehr mit Herder ein, von welchem einiges Auszügliche hier folgen möge, soweit es Licht auf Hamann's Innenleben wirft. Herder hatte im Januar, bald nach seiner Ankunft, dem hülfreichen Gönner und Freunde u. a. geschrieben: „Ich habe meine jetzige Lage Ihnen zu danken, und bei jedem Guten und Bösen erinnere ich mich also Ihrer; zum Glück, daß es bisher meistens Gutes gewesen. Ich habe sehr mäßige Arbeit, sodaß ich beinahe schlummere; mir fehlen die Thüren zu kleinen Bekanntschaften und Stacheln zu kleinen Arbeiten. Seien Sie mein Aufwecker; ich will es Ihnen durch Stachellöcken nicht schwer machen."

Hierauf gab Hamann, gleich am Tage des Empfanges, Folgendes zu verstehen. „Daß es Ihnen dort wohl gefällt, aber nicht gar zu sehr, ist mir beides lieb. Es ist immer besser, mit Stöhnen als mit Prahlen anzufangen. Danken Sie Gott, daß Sie mäßige Arbeit haben, und wünschen Sie sich keine Bekanntschaften noch Scharwerk aus Lüsternheit. Lassen Sie die lieben Alten Ihre Vertrauten sein und ziehen Sie immer den Umgang der Todten vor; denn der Weg eines exemplarischen Schulmannes ist schmal, und die Pforte zur Nachwelt für einen Schriftsteller ist eng. Ein paar Stunden unter einem Haufen junger Schüler zugebracht, die man nicht als Maschinen behandelt, sondern mit der kalten Leidenschaft eines Zuschauers thätig zu unterhalten sucht, sind auf einen ganzen Tag Zerstreuung genug. Schränken Sie sich also lieber auf diejenigen Häuser ein, wo Sie Privat-

unterricht geben müssen; und ziehen Sie auch hierin eigenen und fremden Nutzen Ihrem Privatgeschmack vor, weil Früchte besser als Blüten sind."

18. Mai. Sie sind jetzt also, mein lieber Herder, der einzige Freund, den ich in Riga habe. Wandeln Sie Ihrem Berufe würdiglich . . Denken Sie weniger und leben Sie mehr. Ueberlassen Sie sich nicht der Menge ihrer Lieblings-Ideen zu viel. Glauben Sie es mir zu Gefallen, daß es keine so allgemeine und nützliche Philosophie zum Besten des Volkes gibt, und keinen so glücklichen Anfang der Weisheit, als die Furcht des Herrn; denn sie hat die Verheißung dieses und eines künftigen Lebens." Dann folgen allerlei literarische Dinge, Urtheile über französische und deutsche Bücher ꝛc.

Aber was lesen wir gleichzeitig in diesen und andern Briefen über den Schreiber selbst? Im erstgenannten vom Januar: „Daß ich zu nichts auf der Welt Gottes mehr tauge, wissen Sie. Ich schicke mich, so gut ich kann, in dieses kleine Unglück, das mir wenigstens dazu dienen kann, Andere durch meinen Schaden zu warnen und, wo es möglich ist, auf Kleinigkeiten aufmerksam zu machen. Ich habe der armen Schwaben gespottet und werde ihre Epoche [des „Klugwerdens" mit vierzig Jahren, nach dem Sprichwort] vielleicht zu meiner eigenen Krisis erleben müssen . ." An J. G. Lindner, im März: „Daß ich wenig Lust habe, lange so zu leben, daran ist wohl mein gegenwärtiger vegetabilischer oder animalischer Zustand schuld. Ich erwarte nächstens Vorschläge aus der Nähe, und werde mir auch Zeit nehmen, Sie um Rath zu fragen." An Mendelssohn, Anfangs April: „Mein Ueberdruß ist auf's höchste gestiegen und benimmt mir alle Fähigkeit und Lust, zu denken und zu leben. Mit desto größerer Sehnsucht erwarte ich gegen den Mai meinen alten Freund Lindner, dessen Umgang meine Frühlingskur sein wird." Endlich an Herder in demselben Monat: „Ich werde vielleicht bloß meinen Freund Lindner abwarten, um gleichfalls nach Ihren Gegenden aufzubrechen.

Das Leben wird mir sehr sauer und ich weiß nicht, wozu ich auf der Welt bin. Ich will wieder mit Hofmeistern anfangen und in Curland einen neuen Versuch dazu machen."

Das also war das Ende des kurzen Freiheitsgenusses, wo nicht Freiheitsrausches, das der innere Lohn des übereifrigen, nicht minder genußsüchtigen Studiums „mit der Feder in der Hand", von welchem letzteren jeder der beregten Briefe voll ist! Sollte der selbstquälerische und doch so einsichtige Hamann hieran nicht gelernt haben, einmal, daß der Mensch von Natur einer auch äußern Pflichtarbeit bedarf, um nicht zu verkommen und, wenn er keine andere Last hat, sich selbst zu desto schwererer Last zu werden? zum Andern, daß nichts, keine noch so ideale oder auch reale Wissenschaft, Kunst, Philosophie oder auch Theologie das Herz ausfüllen und ihm Frieden geben kann, wenn das Eine fehlt: die Uebergabe des Herzens und des Willens, mit allem was es ist, hat, hofft und wünscht, an den Einen, der es allein stillen kann. Bewährt sich hier nicht neu das alte Wort des Kirchenvaters: „Zu Dir hast Du uns geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir?" Das geht aber nicht ohne Streit und Verleugnung!

Hamann trug freilich Etwas in sich, das ihn niemals ganz versinken ließ. Er schrieb damals auch: „Weil ich diese Versuchung gewissermaßen vorausgesehen und Hoffnung habe, selbige mit Gottes Hülfe zu überstehen, so beruhigt mich dies und erhält meine Geduld. Es gibt eine ebenso hohe als tiefe Erfahrung von der Wahrheit: Ohne mich könnt ihr nichts thun, und: ich vermag Alles." Aber dieses ins Leben zu übersetzen, war noch seine Sache nicht so ganz.

Er suchte nun immer dringender nach Beschäftigung, einzig um Ruhe im Innern zu finden, nicht aus Liebe zum Geschäft irgend einer Art. Hatte er doch in diesem März noch an Lindner geschrieben: „Die einzige Glückseligkeit meines Lebens besteht in einer unthätigen Sorglosigkeit." Freilich ging mit dieser Stimmung

die entgegengesetzte Hand in Hand: ein ungestümer, unersättlicher Drang nach geistiger Geschäftigkeit, nach Gedankenbewegung, Gedankenäußerung. Andrerseits machte sich immer lauter jene, ebenfalls sehr natürliche Stimme in seinem Innern bemerkbar, welche zu ihm sagte: Schaffe dein Brod für die Zukunft; sorge, daß du zu leben habest! Daß der Mensch nicht vom Brod allein, sondern von dem lebenschaffenden und lebenerhaltenden „Worte Gottes“ im Brode lebt, und daß dieses Wort der Gnaden auch Brod schaffen kann, wo keines ist, und solches auch wirklich und gewiß thut dem, der in den Wegen und nach dem Willen des allmächtigen Gebers wandelt: dieser Glaube verdunkelte sich in Hamann in eben dem Maße, als sein Gewissen ihm vorhielt, daß er doch im Grunde nicht auf jenem Wege des Gehorsams gegen Den wandele, welchen er so tief in seinem Herzen kennen gelernt hatte, und den er Andern zu verkündigen so wohl verstand.

Am 1. Mai desselben Jahres reichte er eine „allerunterthänigste Bittschrift an die kön. preuß. Regierung“ zu Königsberg ein, worin es mit bekannter originaler Offenheit hieß: „Der Segen meines mütterlichen Erbes hat durch Mittel der Vorsehung nicht nur neun Jahre zu meinem nothdürftigen Unterhalte hingereicht, sondern auch von 1756 bis 1758 zu einer Reise über Berlin, Hamburg, Amsterdam nach London, wozu ich durch Vorschuß und Beisteuer großmüthiger Handelsleute in Liefland unterstützt wurde; endlich noch zu einer andern Ausflucht nach Deutschland, Elsaß und Basel, die aber nicht länger als 16 Wochen gewährt, und von der ich am Michaelistage des verflossenen Jahres wieder heimgekommen bin.

„Ew. Kön. Maj. werden aus copeylichen Beilagen zu ersehen geruhen, daß weder Uebermuth noch Faulheit, sondern ein bloßes Ungeschick meiner Neigungen und Fähigkeiten mich bisher von einem öffentlichen Amte ausgeschlossen haben. Ich hätte auch gern die Fruchtlosigkeit meiner Probedienste bei E. hiesigen Kammer-Kanzley länger als sechs volle Monate verschmerzt, falls es nicht dem

barmherzigen Gott gefallen, meinen alten Vater den 25. Januar v. J. durch einen Schlagfluß an der rechten Seite zu lähmen, und hierauf zugleich mich selbst von dem mühseligen Joche meiner Kanzley-Proben zu erlösen .... Es erscheint mir keine unzeitige Pflicht, nunmehr [nach ziemlicher Versorgung des Vaters durch einen Anverwandten] auch für die künftige Sicherheit meines eigenen Unterhalts selbst Sorge zu tragen, weil mir von meinem nothdürftigen Vermögen nach Bezahlung meiner jährlichen Pension und etwa einiger Schulden nicht mehr übrig bleiben wird, als höchstens eine einzige Actie in Ew. Kön. Maj. allerhöchst privilegirter Bank zu erkaufen. Ich werde dieses Opfer von dem Ueberrest meines ganzen Glücks mit willigem Herzen thun, und erflehe von Ew. Kön. Maj. jetzt keine größere Belohnung meiner obwohl vergeblichen doch freiwilligen Probedienste, als die gnädige Freiheit, mein Vaterland verlassen zu können. Da ich keinen ausdrücklichen Befehl vom Hofe vermuthen darf, der mich verbinden sollte, in meiner Heimath zu verhungern oder betteln zu gehen, unterdessen ich die außerordentlichsten und vortheihaftesten Anerbietungen auswärtiger Gönner mit einer patriotischen stupidité und eben so lebhaftem Gefühl meiner Unwürdigkeit ausgeschlagen habe; da es ferner den merklichen Beispielen von Landeskindern gar nicht fehlt, die ihrer Verlegenheit, hier aus- und unterzukommen, durch gesuchte und erhaltene Erlaubniß, sich zu expatriiren, abhelfen müssen; so wird Eine Erlauchte Kön. Regierung mit gleicher Gnade geruhen, mir einen Reisepaß nach Curland zu ertheilen, weil ich daselbst die nächste Hoffnung habe, mir durch Vorschub gut gesinnter Freunde vor der Hand eine anständige Subsistenz zu vermitteln. Ich werde niemals die Treue eines Preußen für das Interesse und die Befehle seines unsterblichen Monarchen in dieser Brust erkalten lassen, und auch in fernen Landen nicht vergessen, den Ruhm Preußischer Helden und die noch weit glücklichere Ruhe Preußischer Invaliden bis an mein Ende zu verkündigen. Sollte aber dem Gemeinen Wesen jemals an meiner Asche und übrigem Nachlaß

etwas gelegen sein, so werde ich keinen Augenblick versäumen, mich unter den Schatten der heiligsten Eiche dieses Königreichs zu verpflanzen, und daselbst mit der Devotion eines aufrichtigen Druiden ersterben als Ew. königl. Maj. allerunterthänigster Knecht J. G. Hamann.

Dachte der Druide bei dem vorletzten Satze vielleicht im innersten Mark seines Eichenherzens daran, daß — wer kennt die Geheimnisse der Zukunft? — dem unsterblichen Monarchen in empfänglicher Stunde vielleicht gefallen könnte, den wirklich bisher so sehr verkannten, hochbegabten Druiden und Magus für diese Verborgenheit und freiwillige wie durch die Umstände zugleich abgenöthigte Erniedrigung seiner selbst durch eine desto glänzendere Stelle zu entschädigen? und wäre die so außergewöhnlich freimüthige Begründung seines Gesuches zum Theil auf jenen verborgenen Herzensgedanken zurückzuführen? Wer kennt die Geheimnisse eines menschlichen, und nun gar eines Hamannischen Herzens! Doch weg mit aller Ironie: welches andere natürliche Herz wollte, und welches dürfte ihm jene Wünsche und Gedanken verargen?

Genug, die Erlaubniß außer Landes zu gehen wurde ihm ertheilt. Noch bevor er sie erhielt, verlautete er über seine Lage an Herder (18 Mai): „Sie können leicht erachten, liebster Freund, daß ich jetzt zerstreuter lebe, aber eben nicht zufriedener, sondern Königsberg wird mir immer enger. Aus einer guten Ahndung, die mich noch nicht ganz verläßt, bin ich den 1. Mai bei der hiesigen Regierung mit einer allerunterthänigsten Bittschrift eingekommen, mir die Wohlthat des Ostracismi [des Verbannungsurtheils] und einen Reisepaß nach Curland angedeihen zu lassen. Sie werden mich in Ferien auf diesem Gottesacker meiner Ruhe besuchen können. Ich warte also auf die Stunde meiner Erlösung, Verpflanzung, und Ihrer Umarmung."

Der gute Freund war der Advokat und Hofrath Tottien in Mitau, welcher, aus früherer Zeit mit Hamann bekannt, ihn

eingeladen hatte, eine Zeitlang als Hausfreund bei ihm zu verweilen, um gleichzeitig die Geschäfte dabei kennen zu lernen und vielleicht später in solche fest einzutreten. Im Juni 1865 reiste Hamann über das curische Haff, und von Memel aus mit einem Fuhrmann dorthin. Vor seiner Abreise bezeigte er dem Vater, welchem diese zweite voraussichtlich längere Trennung von dem Sohne schwer werden wollte, seine kindliche Liebe dadurch, daß er sich insgeheim für ihn in dem Aufzuge malen ließ, worin er des Vaters Schlafzimmer bis dahin mit diesem getheilt hatte: im Nachthemde mit einem großen gewürfelten Tuch um den Kopf, welches letztere er jeden Abend vor Schlafengehen mit der Perücke vertauschte, die er seines Kahlhauptes wegen (siehe Lehr- und Wanderjahre) tragen mußte. Das Bild hatte manche Schicksale, wie folgender Brief Hamann's an Moser nach acht Jahren beweist:

„Vor der Reise hatte ich den frommen und etwas kindischen Einfall, mich für meinen sel. Vater so treu als möglich abmalen zu lassen in puris naturalibus, mit einer unentbehrlich gewordenen Macht (1. Cor. 11, 10) auf meinem von Jugend auf kahlen Haupte. Meine treue Hamadryade [das Hausmädchen] hatte Befehl, dieses Bild an meine Schlafstelle aufzuhängen. — Bei meiner letzten Heimkunft nach meines seligen Vaters Tode machte auf dieses Gemälde der jetzige Lotteriedirector [frühere Buchhändler] Kanter, als mein doppelter Gevatter, gewaltthätigen Anspruch ... Er hat mich anstatt seines Schlafkämmerchens, wofür ich bestimmt war, in seinem Laden, der der größte in ganz Norden ist, am höchsten Balken aufhängen lassen, wo sich alle Welt über den armen Sünder im Hemde mit verbundenem Kopf aufhält, ohne zu wissen, wie ich dazu gekommen, in der Attitüde eines Narren oder Maleficanten in unserm großen Kanterischen Laden aufgehangen zu werden. Wenn Ew. aus laienbrüderlicher Prädilection mir die gnädige Erlaubniß ertheilen wollen, mit dem Kanter'schen Buchladen wegen des Magi in effigie einen Handel zu schließen, so sollen Sie dabei nicht so sehr übervortheilt werden, als bei

unserm in Bernstein eingefaßten Insectenkram bisweilen geschehen sein mag. An dem künftigen Schicksal dieses Originals ist nichts gelegen; es sehnt sich bloß nach seiner Erlösung von dem hiesigen Pranger. Für ein Dutzend preußische Thaler will ich in einem ganz andern Bilde mit allen pontificalibus eines nordischen Magi prangen, und im ganzen Kanter'schen Buchladen soll von Nichts die Rede sein, als von der wunderbaren Metamorphose des hiesigen armen Sünders im Hemde mit verbundenem Kopf. Daraufhin bat Moser, das Bild für ihn anzukaufen; Hamann sandte es ihm und erhielt dafür im folgenden Jahr von Kanter noch einen Holzschnitt desselben von einer Reise mitgebracht, auf welchem die Zipfel des Kopftuches wie Eselsohren aussahen.. Hamann, zuerst Spott darin muthmaßend, hing doch das Original, als es später aus Mosers in seinen Besitz zurückkam, dauernd in seinem Wohn- und Schlafzimmer auf. Zuletzt kam dasselbe zum Abdruck in mehrere Ausgaben Hamann'scher Schriften. [Ein anderes Bild, nach einer Zeichnung gestochen, die kurz vor seinem Tode in Münster verfertigt wurde, findet sich im 8. Bande seiner Werke von Fr. Roth. Der Jüngling-Mann wie der spätere Mann-Greis erscheinen ganz in den Zügen dieser beiden Bilder, deren ersteres diesem Bändchen beigegeben].

An den Vater hatte der Sohn den Tag nach der Ankunft in Mitau geschrieben, wie er die Generalin von Witten in Grünhof besucht und von ihrem ältesten Sohne, seinem ehemaligen Schüler, nunmehrigen Kammerherrn, „ziemlich vertraut empfangen" sei; dann geschlossen: „Gott wolle mich regieren und führen auf ebener Bahn . . . Hoffen wo nichts zu hoffen ist, bleibt Thorheit und bleibt gleichwohl ein Verdienst. Die Zeit wird mit Gottes Hülfe mehr lehren. Mein gütiger Hauswirth verlangt nichts mehr von mir, als daß ich's mir in seinem Hause recht sehr wohl möge gefallen lassen . . . Beten Sie für mich, geliebter Vater, und überlassen Sie mein Schicksal dem Wege göttlicher Vorsehung, die alles wohl gemacht hat und ihr Spiel mit

den Menschenkindern hat . . Um mich nicht zu vergessen, gönnen Sie meinem Bilde seinen Platz an dem bestimmten Ort und segnen Sie wenigstens meinen Schatten. Ich küsse Ihnen die Hände mit kindlicher Ehrfurcht, und ersterbe Ihr treu ergebenster Sohn."

„Es läßt sich mit mir hier gut an, schrieb er zehn Tage später an Herder in Riga, und ich habe viel Hoffnung, durch Zeit und meine gegenwärtige Lage, die mir mehr und mehr gefällt, mich zu erholen. Ihre poetischen Maßregeln haben auf mein ausgetrocknetes Gehirn wenig Wirkung gehabt; unterdessen freut es mich wirklich, daß meine Nachbarschaft Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig ist und Ihre Erfindungskräfte in ein so gutes Spiel gesetzt hat. Hierin haben Sie Recht, daß Arbeit und Umgang zu meiner Zufriedenheit unentbehrlich sind. Zu beiden läßt es sich hier und bei mir an. Herr Hofrath Tottien, in dessen Hause ich zu erfragen bin, hat alle Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit eines Freundes und rechtschaffenen Mannes für mich. Sie können leicht erachten, daß ich seine große Bibliothek mehr nutze als seinen großen Garten, an dessen schöner Aussicht ich mich begnüge."

Nachdem Hamann sich im Sommer noch des Besuches von Herder zu erfreuen gehabt, begleitete er im September seinen neuen Gönner nach Warschau, wo letzterer für den Herzog von Curland einen Prozeß zu führen hatte, der Begleiter aber mit „kleinen Uebersetzungen, Abschriften, und allerhand Nebendingen beschäftigt ward, die mir wenig Zeit [zum Studiren] überließen", wie er schrieb. Mitte October meldete er von Warschau an Herder: „Daß ich seit dem 17. September hier bin, werden Sie vielleicht schon wissen, wenigstens, was Horaz sagt von schwarzem Verdruß, dem man so wenig als seinem Schatten entlaufen kann. Desto vergnügter leben Sie, und ich habe mir fest vorgenommen, gleich bei meiner Zurückkunft ein Zeuge davon zu sein, indem mein Erstes sein sollte, Riga und Sie zu besuchen."

An seinen Vater drückte er sich, wohl auch um ihn zu scho-

nen, vorsichtiger und hoffnungsvoller aus. So am 10. Novmbr. von Warschau: „Im Falle Sie mein letzter Brief beunruhigt haben sollte, ergreife ich gegenwärtige Muße, uns beiderseits wieder aufzumuntern. Ich bin Gottlob gesund, und warte mit Sehnsucht auf gute Nachrichten von Ihnen . . . . Ich genieße alle mögliche Freundschaft und Achtsamkeit von Seiten des Herrn Hofraths. Ungeachtet ich ihm nicht ganz unnütz bin, sehe ich gleichwohl gar nicht ab, weder für noch durch ihn brauchbarer zu werden. Und dies ist der Knoten, auf den sich meine gegenwärtigen Grillen beziehen und meine künftigen Maßregeln erstrecken müssen. Unterdessen kann ich es immer als eine Wohlthat der Vorsehung erkennen, die mich zu einem leidenden Zuschauer dieses kleinen Schauspiels [des Rechtsprozesses] berufen hat, und ich kann mich an den Vortheilen meiner Rolle begnügen, die mich zu nichts als Geduld verpflichtet. Die Stunde wird auch kommen, wo ich einer bessern Ruhe in meinem Vaterlande genießen werde, wenigstens nach der heutigen Sonntagsepistel. Ich empfehle Sie und alles, was Ihnen lieb und werth ist, göttlicher Obhut und Gnade."

Im Februar 1766 finden wir unsern Freund nach Mitau zurückgekehrt, nachdem er inzwischen Herder in Riga besucht hatte. Er blieb auch mit diesem in lebhaftem, meist literarischem, vielfach humoristischem, wo nicht burschikos spielendem Briefwechsel, während er den Sommer hindurch, wo der Hofrath aufs Neue in Warschau beschäftigt war, denselben in Mitau gewissermaßen zu vertreten hatte. So schrieb er im April an Herder: „Da ich Ihren Besuch mit großem Hunger und Durst erwarte, so werde ich jetzt nicht weitläufig sein dürfen . . . Ich wühle unter einer Menge von Büchern, ohne etwas zu finden, das meinem Verlangen angemessen wäre. Aus Verzweiflung habe ich das Lettische auch angefangen seit Ostern. Seit meiner hiesigen Wirthschaft weder an meinen Vater geschrieben, noch ihm geantwortet auf seine zärtliche Erinnerung darüber. Lassen Sie sich dieses einen Barometer

meines Ueberdrusses sein, und wenn Sie keinen Ehrgeiz zur Erfüllung Ihres Versprechens in sich finden, so lassen Sie sich das Mitleiden dazu bewegen."

Im Mai an den Vater. „Nun was machen Sie, mein herzenslieber Vater? Gott sei Ihre allersüßeste Freude auch dieses Fest über, und lasse es herrlicher sein als alle übrigen Ihres Lebens! Er wird mir auch Ruhe schenken nach dieser mühseligen Wallfahrt durch dieses Jammerthal. Was werden Sie, liebster Vater, mit meinem Bruder anfangen? Wenn sich Herr B. mit ihm abgeben und ihm Lust zur Landwirthschaft beibringen könnte, so möchte seiner Gesundheit und seinen Umständen vielleicht geholfen werden. Auf einem kleinen Städtchen oder auf dem Lande würde er ohnedies wohlfeiler leben können, da er doch keinen Genuß von Königsberg hat, und Sie eben so wenig von ihm. — Empfehlen Sie mich unsern Verwandten. Hält sich unsre Anne Regine noch gut? Nun Gott segne unser altes Haus und kehre mit dem Geiste seiner Gnade in dasselbe ein."

Acht Tage später an Herder. „Eine Veränderung meiner einsiedlerischen Lebensart ist unumgänglich, um mir die Grillen zu vertreiben. Nun, mein lieber Herder! wir werden noch Zeit und Gelegenheit haben, uns dieses elenden Lebens, das wir jetzt schelten, Sie aus Uebermuth und ich aus einer noch ärgeren Laune, vielleicht zu erfreuen, und in einem höhern Chor zu singen: Unus est Oeconomus [Einer ist Hausherr]!"

10. August an den Vater: „Endlich muß ich Ihnen doch einige Nachricht von mir geben, auf die Sie längst mögen gewartet haben. Ich danke Gott dafür, daß ich noch lebe, so kümmerlich es auch ist . . . Meine Flucht in diese Gegenden, bei den betrübten Umständen meines Vaterlandes, wird ohnehin nicht so bald sich endigen und nicht ohne Abwechselung sein. Ich überlasse alles der göttlichen Vorsehung, ich sehe mich als ihren Ball an, der durch nichts Anderes als die Kraft ihrer Hände lebt. Bei allem dem Gram, der mich schwarz macht, fühle ich doch noch in

gewissen Stunden, was die Weisheit in den Sprichwörtern sagt: meine Lust ist bei den Menschenkindern. So lange wir an Den glauben, der die Leute so lieb hat, laufen wir keine Gefahr, Menschenfeinde zu werden. Ich empfehle Sie göttlicher Gnade, und mich Ihrem väterlichen Gebet."

Das war der letzte Brief an seinen Vater, so lange dieser lebte. Er starb etwa einen Monat danach, unerwartet für den Sohn. Doch wartete dieser die Rückkehr seines Freundes und Vorgesetzten erst ab, um dann, wie er sich gegen Herder äußerte, eine Nothfahrt nach Preußen zu thun. Einen inzwischen an ihn ergehenden Ruf zu einer Hofmeisterstelle „in einem der besten Häuser Curlands" lehnte er ab, indem er sie seinem Herder empfahl, welcher indeß auch, um der „Freiheit und Unabhängigkeit willen", nicht darauf einging. Im Januar 1767 kehrte Hamann darauf nach Königsberg zurück, mit veranlaßt durch die Sorge um seinen Bruder und durch die Aufgabe, den väterlichen Nachlaß zu ordnen; vor allem aber auch durch das Gefühl, es sei endlich an der Zeit, für sich selbst, den Sechsunddreißigjährigen, einen festeren Stand in dieser Welt zu gewinnen. In der That, es beginnt von da an ein neuer Abschnitt seines Lebens.

4. Lange Dienstjahre.

Zehn Jahre waren seit der großen innern und äußern Wende im Leben Hamann's verflossen. Hatte er mit der empfangenen Gottesgnade gewuchert? War er ein Mann geworden an Geist und Seele? Wir können es leider nicht völlig bejahen. Mannesjahre hatte er durchlebt, ein Mann war er noch nicht, ausgenommen nach der Gabe des schriftlichen Wortes, die ihm verliehen. Doch begleiten wir ihn weiter!

Ende März 1767 lesen wir in einem Briefe an Herder, aus Königsberg: „Meine Zeit vergeht unter Warten und damit, daß ich der Theilung zusehe, von der mir blutwenig übrig bleiben wird. Bei solchen Umständen kann man sich der jüdischen und heidnischen Gedanken nicht entschlagen: woher nehmen wir Brod in dieser Wüste? und, womit werden wir uns kleiden? Unter diesen Dünsten benebelt, läßt sich wenig Edles, Freies, Witziges denken . . ." Mitte Juni: „Sie können leicht erachten, wie ich hier lebe, und die Verlegenheiten, die aus der Lage meiner Umstände, welche Sie genau genug kennen, natürlicher Weise haben erfolgen müssen. Der Niederträchtigkeit und Habsucht meiner Verwandten ausgesetzt, suche ich nichts als einen nothdürftigen Unterhalt, und einen Raum, mich ihrer Nähe zu entziehen. Ich habe daher ebensowohl aus Verzweiflung, als Wahl und Geschmack, mich bei der Accise-Direction zu engagiren gesucht, und den 25. (Mai) mich daselbst auf die Probe gegeben für einen Monat. Der gegenwärtige Director, Herr Magnier, ist ein liebenswürdiger Mann. Herrn Magister Kant

und Herrn Geh. Commerzienrath Jacobi habe ich diese Versorgung zu danken . . . . An meinen alten Freund, Herrn C. Berens, denke ich auch eine Beilage Ihnen anzuvertrauen und einige Bücher von ihm durch Sie zu erhalten, die mir nöthig sind, um der französischen Sprache wieder mächtig zu werden, der ich ganz entwohnt bin."

So wurde Hamann denn königlich preußischer Beamter beim Zollamte, zuerst „copista bilinguis, oder Secrétaire-traducteur" [Uebersetzer], wie der Titel lautete, mit anfangs zwei-, dann dreihundert Thalern Gehalt. Er blieb es ohne Beförderung zehn Jahre lang. Was war ihm auch Anderes übrig geblieben, wenn er leben wollte? Menschlich gesprochen, hatte sonach der kreisende Berg eine Maus geboren; in einem höheren Lichte betrachtet, konnte diese Erniedrigung oder doch gedrückte Stellung seines äußern Menschen, wonach er sich einen „zum dritten Mal verdammten Copisten" nannte, dazu dienen, den innern durch Geduld und Demuth groß zu machen. Ob dieser Endzweck, und wie weit er erreicht wurde, muß und wird das Ende lehren. Aus dem nächsten Fortgange aber möge Folgendes eine Stelle finden.

Wenige Monate nach dem Eintritt in die neue Stellung verlautete er an Herder, seinen, wie es scheint, fast einzigen Schreibefreund aus dieser und der nächstfolgenden Zeit: „Ich lebe den ganzen Tag wie im Pfluge, und habe außer einem schweren Berufe, den mir aber ich weiß nicht was für ein guter Instinct versüßt, allerhand Nebenarbeiten, die mich noch immer vom Zweck abhalten, nämlich dem Genusse wenigstens einer ruhigen Stunde für mich selbst unter 24 oder 12, die zum Tage gehören. Nachdem ich die mühseligen Auctionstage überstanden, bin ich mit Posttagen so überhäuft, daß ich das Ende meiner Expedition gar nicht absehen kann. Jetzt quält mich die Verlegenheit, Stuben für mich zu finden, wozu ich heute Hoffnung erhalten, und endlich die Aussicht einer eigenen kleinen Wirthschaft. Das sind andere Fragmente, liebster Herder, als Ihre [literarischen], unterdessen soll auch die Reihe an Sie kommen . . ."

Um die Michaeliszeit (1767) gelang es ihm wirklich, seine eigene Häuslichkeit einzurichten, indem er zugleich seinen nun fast blödsinnigen Bruder zu sich nahm, um bei geringerem Einkommen leichter auszukommen. Dies vollzog sich freilich nicht ohne unliebsame Verhandlungen mit mißtrauischen Verwandten, welche in ungerechter Weise Partei gegen Hamann für dessen Bruder nahmen. Zunächst blieb er übrigens noch in der väterlichen Wohnung; erst im folgenden Sommer bezog er eine geräumigere, auf dem Mittelsten-Tragheim „bei dem Herrn Tribunalrath von Bondeli, einem sehr würdigen Greise, gegen den ich eine kindliche Liebe habe", wie er an Herder schrieb. „Hier habe ich vier ganz artige Stübchen, die schönste Aussicht von fünf bis sechs Thürmen der Stadt, einen geraumen Garten, bin der Welt entfernt, und meiner Gesundheit zum Besten verpflichtet, jeden Tag vier gute Spaziergänge nach unserm Büreau und zurück zu thun. — Den dritten Tag, fügte er hinzu, wurde mein Vergnügen über meine neue Wohnung durch einen traurigen Zwischenfall verbittert, der mir meines Bruders Leben hätte kosten können, und mich in viel Sorgen setzte, bis ich endlich vor der Hand einen Wächter für ihn gefunden, und ihn dem Docter übergeben, der mir aber wenig Hoffnung macht. Bei solchen Umständen kann es an Sorgen nicht fehlen, und Sie können leicht die Unmöglichkeit erachten, seines Lebens, wie man will, zu genießen." Zehn Tage später an denselben: „Ich lebe jetzt voller Sorge und Angst wegen meines armen Bruders, ohne zu wissen, wozu ich mich entschließen soll, ob ich ihn in das Hospital versorge, oder wie ich es anfange. Der gegenwärtige Hüter, den ich ihm halte, kostet täglich ein Tympf [?] außer Essen und Trinken. In die Länge geht das nicht, und ich gebe jetzt selbst alle Hoffnung auf."

Es war ein Anfall von Paroxismus, der den Bruder im neuen Wohnort überkommen hatte, sich indeß später nicht wiederholte. Der Zustand desselben ging vielmehr gänzlich in melancholischen Blödsinn über, welcher noch volle zehn Jahre seit jenem

Umzuge anhielt, bis im Sommer 1778 der Tod dem traurigen Erdendasein des einen, wie den mannigfachen Sorgen des andern Bruders in dieser Beziehung ein Ende machte. Das war Hamann keine kleine Züchtigung und Uebung auf seinem Wege, die ihm um so schwerer zuweilen fallen mußte, als er, wie er verschiedentlich aussprach, von dem Bruder ein weit besseres Fortkommen in der Welt als von sich selber, ja sein eigenes Unterkommen bei jenem einst gehofft hatte. Noch im vorletzten Jahr seines Lebens schrieb er: „In meinen früheren Jahren war dies das einzige Glück, das ich mir wünschte, wie der selige W. bei einem Freunde zu hausen, und ich hoffte dies von meinem einzigen Bruder. Gott hat mich ganz andere Wege geführt, die besser gewesen sein müssen als meine thörichten Entwürfe."

Diese anderen Wege waren aber gewiß darum besser, weil sie für das Heil seiner Seele nöthig waren. Das zeigt uns aufs augenscheinlichste Ein Punkt, der insonderheit als der schwarze Punkt in Hamann's Leben von Vielen gehalten worden, und der, wenn schon nicht in jedem Betracht, es auch ist. Es ist das Verhältniß, welches er seine Gewissensehe nannte. Gewissensehe nicht in dem Sinne einer vor dem Gottesgewissen, verborgen vor der Welt und rein von fleischlichem Gelüst bestehenden Gemeinschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, sondern in dem viel weniger schönen Sinne einer ehelichen Gemeinschaft, welche nicht der Einsegnung der Kirche, sondern blos einem gewissenhaften gegenseitigen Selbstversprechen ihr Bestehen verdankt, während ihr Entstehen der bloß natürlichen Neigung der Sinne und des verstrickten Gemüthes zugeschrieben werden muß — wie Hamann solches selber bekannt hat.

Es war ein sehr einfaches Landmädchen ohne besondere geistige Anlagen und ohne Bildung, welches nach dem Tode der Mutter Hamann's als dienende Magd den väterlichen Haushalt führte und zugleich des Alten Pflege so hingebend versah, daß letzterer ihr ein kleines Vermächtniß machte, so groß als das, welches er

seinen eigenen Blutsverwandten zukommen ließ. Schon während der vier Freijahre zu Hause, bald nach der Rückkehr von Riga, hatte der Sohn seine Augen auf sie geworfen, ohne ihr sonst schon näher zu treten, und die ganze Folgezeit hatte ihn in seiner stillen Neigung, die er nicht ernstlich zu bekämpfen für nöthig fand oder den Muth hatte, bestärkt. Sogar seine Querzüge zu Moser nach Frankfurt und danach zu Tottien in Riga sollen mit darin ihre Ursache gehabt haben, wie er denn später (1773) an ersteren schrieb: „Eine der seltsamsten Eigenschaften, die sich aus einer Hölle auf Erden für mich in einen irdischen [ja wohl, irdischen!] Himmel verwandelt, trieb mich von meiner fruchtlosen Wallfahrt [der Reise nach Frankfurt] zu einer noch weit fruchtloseren, nach Curland, und ich war im Begriff, dem wirksamen und bei mir vorzüglich lebhaften Grundgesetze der Selbsterhaltung alles aufzuopfern.“ Was verstand er unter Selbsterhaltung? die des edleren oder des niederen Selbst? wir nehmen an, des ersteren. Dann aber war gewiß die räumliche Flucht nicht das rechte Heilmittel: das Opfer des Willens und Herzens an Gottes Herz und Willen allein hätte ihn von jener für unrecht erkannten Leidenschaft befreien können, d. h. Gott selber hätte den ernstlich Bittenden davon befreit. Dieses Radicalmittel an seiner eigenen Seele anzuwenden hatte er nicht den Muth, und so konnte er allerdings das nicht los werden, was er insgeheim festhielt. Die oben angeführte briefliche Frage aus Mitau: Hält sich unsre Anna Regine noch gut? gewinnt übrigens von hier aus ihr volles Verständniß.

So ging er nach des Vaters Tode, bei Einrichtung seiner eigenen Häuslichkeit ein gegenseitiges eheliches Pflichtverhältniß mit dem Mädchen ein, und so ward sie ihm Mutter von vier Kindern, einem Sohn und drei Töchtern, von denen später ein Mehreres. Hören wir jetzt, wie er selbst sich hintennach über dies Verhältniß äußerte.

In einem Briefe an Buchholz, den späteren Freund in West-

falen, aus 1784 heißt es: „Ein geheimer Instinct führte ein Landmädchen in meines Vaters Haus. Ihre blühende Jugend, eichenstarke Gesundheit, mannfeste Unschuld, Einfalt und Treue brachte in mir eine solche hypochondrische Wuth hervor, welche weder Religion, Vernunft, Wohlstand, noch Arznei, Fasten, neue Reisen und Zerstreuungen überwältigen konnten. Diese Hamadryade wurde die liebste und beste Stütze meines alten, gelähmten, verlassenen Vaters, und seine Pflegetochter, der ich ihn und sein ganzes Haus anvertrauen konnte. Sie wurde nach seinem bittern Tode meine Haushälterin, und ist die Mutter meiner vier natürlichen und Gottlob gesunden und frischen Kinder . . .“

Daß das Urtheil anderer Menschen ihn dennoch zuweilen drückte, zeigen die Worte an Herder vom Jahre 1776. „Ungeachtet in keinem andern Lande eine Gewissensehe, oder wie man meinen Fuß zu leben nennen will, so gesetzmäßig als in Preußen ist, so scheint doch wirklich selbige gewissen Leuten anstößiger zu sein als Hurerei und Ehebruch, weil Mode-Sünden über Gesetze und Gewissen sind. Ungeachtet meiner großen Zufriedenheit, in der ich lebe, und die das ganze Glück meines Lebens ausmacht [!], fühle ich diese Seite des bürgerlichen Uebelstandes lebhafter als irgend einer jener weisen Leute. Eben das Bauermädchen, dessen vollblütige, blühende Gesundheit und eben so vierschrötige, eigensinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so viel Eindruck auf mich gemacht, daß Abwesenheit und die Versuche der höchsten Verzweiflung und kältesten Ueberlegung ihn nicht haben auslöschen können — diese Magd, die Kindesstelle an meinem alten, unvermögenden, gelähmten Vater vertreten, und die er als eine leibliche Tochter geliebt, und ihr mit sterbender Hand ein gleiches Legat mit unsern nächsten Anverwandten verschrieben — würde vielleicht als meine Ehefrau, ich weiß nicht was, sein. Nicht aus Stolz, dazu bin ich zu dankbar, sondern weil ich die innere Ueberzeugung habe, daß diese Lage ihre eigene Glückseligkeit mindern und vielleicht dem Glück ihrer Kinder nachtheilig werden könnte.“

Vergleicht man mit diesem Rechtfertigungsversuch eine briefliche Aeußerung aus 1778 an eine befreundete Dame in Königsberg: „Ungeachtet ich in der Theorie aller häuslichen Uebel, die bei einer natürlichen und bürgerlichen Ehe unvermeidlich sind, ein Freimaurer bin, so sind doch bloß Bewegungsgründe, aber niemals Thaten, meine Geheimnisse und die einzige Vertheidigung meiner Ausnahme vom Wandel väterlicher Weise,“ — so erkennt man wohl einerseits, daß es menschlich zu rechtfertigende Gründe gab, die ihn das Verhältniß in dieser Weise fortführen ließen, und man wird sich dabei zu erinnern haben, daß die kirchliche Einsegnung an sich eine Ehe eben so wenig zur heiligen Ehe macht als die bürgerliche Schließung vor dem Standesbeamten heutzutage die Ehe zu einer sittlichen macht — hat doch auch erstere in den älteren Zeiten der Kirche noch gar nicht, oder doch nicht als Gesetz bestanden; — daß es also zunächst nur die Unterlassung einer kirchlichen und landesüblichen Sitte war, welcher Hamann sich schuldig machte. Andrerseits muß indeß erkannt werden, daß hier diese Unterlassung noch einen tieferen Grund als Rücksichten der Standes- oder Bildungsverschiedenheit hatte; auch die Rücksicht auf eine einfachere und billigere Hauswirthschaft war wohl nicht das Letzte. Dieses werden wir vielmehr nicht mit Unrecht im Gewissen Hamann's zu suchen haben, welches ihm vorhielt, daß seine Ehe keine gottgewollte sei, weil nicht die Verwandtschaft ihm ergebener Herzen sie begründet, sondern neben einer Art Dankbarkeit eine ganz gewöhnliche Lustneigung, und daß er daher vor Gott Unrecht thue, dieser Neigung eine kirchliche Weihe vor dem Altar geben zu lassen, da sie doch der inneren Weihe zu Ihm entbehrte. Daß er dieser Stimme folgte und die kirchliche Trauung unterließ, war also zugleich ein Zeugniß für seine Gewissenhaftigkeit in und mit seiner — menschlichen Schwachheit. „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn!“

Am 27. Septbr. 1769 wurde ihm der erste und einzige

Sohn geboren und Johann Michael getauft; darnach noch drei Mädchen: Elisabeth Regina (Lisette Reinette) geb. 1772, Magdalena Catharina 1774, und Marianne Sophie 1778. Allen Kindern hat der Vater stets die unbedingteste Ehrerbietung gegen die Mutter, die „Hausmutter", zur Pflicht gemacht. —

Verfolgen wir nun zunächst die Hauptmomente seines äußeren Lebens während dieser folgenden Dienstjahre, indem wir, wie bisher, möglichst ihn selbst reden lassen.

Im März 1769 schreibt er an Herder. [„Ich kann Ihnen weder viel Neues noch Angenehmes schreiben, weil ich nichts thue, als meine Tage zählen, ohne selbige, wie ich wollte, nutzen zu können. Unser Director Magnier ist fortgereist, und ich bin heute zu Hause, weil ich wirklich krank bin, wenigstens innerlich, und mit dem herannahenden Frühling eine Reformation meiner bisherigen Zerstreuungen vorzunehmen Willens bin und den Himmel um ein *δός μοι που στῶ* [Gieb mir einen festen Stand! Ausruf des griechischen Mechanikers Archimedes] um die mich drückende Erde so viel ich kann von mir wegzuwälzen . . . Ich will mich wenigstens von meinem Kaltsinn zu meinem jetzigen Berufe, so schlecht er auch ist, oder so wenig ich auch dazu gemacht bin, wieder ermuntern, und mit aller möglichen Treue darin fortfahren, damit ich mir aufs künftige nichts vorzuwerfen habe, und wenigstens ohne meine Schuld mich meinem Schicksale unterwerfe und bequeme."

Septb. 1760 an Mendelssohn. „Gesetzt, daß Sie auch eben nicht neugierig wären, liebster Freund, sich um meine gegenwärtige Verfassung zu erkundigen, so werden Sie es theils meinem Mangel an Welt, theils meiner Hypochondrie zu gut halten, mich hierüber zu erklären. Es geht jetzt ins vierte Jahr, daß ich bei der hiesigen Provinzial-Accise- und Zolldirection als Secrétaire-traducteur stehe. Ich bin den ganzen Tag so besetzt mit Arbeit, daß ich für meine Augen und meine Gesundheit fürchten muß, und daß, wenn ich zu Hause komme, ich nicht mehr weiß, ob

und was ich anfangen soll. Indessen wohnt noch immer in meinem Busen die Erbsünde der Lesesucht und einer gewissen unbestimmten Lüsternheit nach Dingen, die nicht der Mühe werth, oder die über meinem gegenwärtigen Horizont sind. Zu Anfang dieses Jahres fiel es mir auf einmal ein, mich auf die vaterländische Geschichte zu legen; ich versprach mir viel Vortheil von einem festen Gegenstande, mit dem ich mich allmählig beschäftigen könnte, und der ganz neu für mich ist. Ungeachtet dieses Reizes einer idealischen Jungferschaft [d. h. der Neuheit dieser Wissenschaft] sind auch diese Anstrengungen noch fruchtlos gewesen. — Ich beziehe diesen Michaelis ein kleines Häuschen, das ich in der Nachbarschaft meines Büreau, von dem ich jetzt eine halbe Meile weit wohne, die ich viermal des Tages diesen ganzen Sommer habe laufen müssen, gekauft habe. Wiewohl ich mir wenig Bequemlichkeit und Vortheil bei dieser neuen Einrichtung vorstellen kann, so verspreche ich mir doch wenigstens etwas mehr Ruhe und Stetigkeit. Ich schmeichle mir noch immer, da bereits so viele meiner Ahndungen eingetroffen, noch einen Sabbath in meinem Alter zu erleben, der mich wieder verjüngen wird, und wo ich mit einem Schriftsteller Ihrer [israelitischen] Nation werde rühmen können, der letzte gewesen zu sein, wie einer der im Herbste nachlieset, und dennoch meine Kelter gefüllt zu haben."

In der That bezog Hamann damals, nach zweijährigem Wohnen auf dem Tragheim, ein Häuschen am Alten Graben, Nr. 758, in der Nähe des Amtsgebäudes und des Pregels, mit einem Gärtchen dahinter, welches an eine große Stadtwiese grenzte. Der Buchhändler Kanter war ihm beim Kauf und Ausbau — beides zusammen kostete gegen 2000 Thaler — sehr behülflich gewesen. Hier wohnte Hamann bis zum Jahre 1767, und von hier fügte er auch seiner Unterschrift während dieser Zeit gewöhnlich zu: „Haussäßig am alten Graben Nr. 758." Daß er übrigens immerfort noch studierte und las, auch wohl privatim unterrichtete, z. B. in der englischen Sprache, und außerdem mit litera-

rischen und gelehrten Freunden theils in mündlichem, wie mit J. G. Lindner, Kant und Kanter, theils in stärkerem oder schwächerem schriftlichen Verkehre stand, ersehen wir aus so manchen Aeußerungen und Aufzeichnungen von seiner und anderer Hand.

Dabei war sein Auskommen bei kleinem Gehalt und wenig eigenem Vermögen kärglich genug, was er denn auch jezuweilen nicht unterließ anzudeuten. Im August 1772 reichte er gradezu ein Gesuch um Gehaltserhöhung beim Könige ein, welches lautete: „Ueber fünf Jahre habe ich bereits bei der hiesigen Accise- und Zolldirection als Secrétaire-traducteur gearbeitet, und über einem so mühseligen und unsichern Dienste mich beinahe aufgeopfert unter wiederholten Versprechungen einer zuverlässigeren und einträglicheren Versorgung, die ich mich heute unterstehe von Ew. Kön. Majestät Gnade in der erledigten Licentrath-Stelle des verstorbenen H. zu erflehen. Ew. Kön. Majestät Huld unterscheidet sich so sehr, Fremde glücklich zu machen, daß ein ehrlicher eingeborner Vasall an dem Wunsch seiner nothdürftigen Erhaltung nicht verzweifeln darf. Ich werde die letzten Kräfte meines Lebens dem mir heiligsten Beruf widmen 2c. 2c."

Man sieht, Hamann verband in seiner Art größte Devotion der Form mit männlichem Freimuth in der Sache. Besonders unterließ er auch nicht, unter verschiedener Gestalt, als Brief- und als Schriftsteller, gegen Friedrichs d. Gr. damalige Weise, die Zölle und Steuern in seinem Staate durch hochbezahlte französische Angestellte einziehen zu lassen, in jeder Weise zu protestiren, da er nicht nur persönlich darunter zu leiden hatte, sondern seinem Vaterlande dadurch die größten Wunden geschlagen sah. So schrieb er 1773 „Lettres perdues d'un Sauvage du Nord" [Verlorene Briefe eines nordischen Wilden, an einen Finanzmann in Peking" d. h. Berlin], worin er seine eigene und des Landes Noth fein und doch ungeschminkt dem Weisen von Sanssouci zu verstehen gab — der indeß die Schrift nicht erhielt. Hamann mußte in seinem Amt Zeuge so mancher Betrügereien

seiner Vorgesetzten sein, die schon als Franzosen ihm nicht gefallen konnten und die außerdem so wenig Verständniß für den deutschen Mann und hochbegabten Schriftsteller hatten. Er war nun naiv und ehrlich genug zu hoffen, daß wenn dem Könige, den er persönlich verehrte, die Augen geöffnet würden, Abhilfe geschafft werden möchte. Allein seine Briefe waren in der That „verlorene", und er mußte auch hier lernen, daß „wir nichts können."

Als nun noch die Familie sich zu mehren begann, ohne daß mit dem Gehalt ein Gleiches geschah, mehrten sich in eben dem Maße bei dem ohnehin melancholisch Beanlagten die Sorgen. Dazu litt seine Gesundheit bei der sitzenden Lebensweise. So schrieb er Mitte 1774 an Herder: „Mein Plan ist gewesen, diesen Sommer nicht die Feder anzusetzen und fast nichts zu lesen, mich allem gelehrten Vorwitz zu entziehen und mit meinem Hänschen alle müßigen Stunden im Spazierengehen zuzubringen. Meine Gesundheit und besonders mein Kopf scheint durch ein verdicktes Blut sehr zu leiden. Ich lebe wie in der Wüste. Aller Umgang ist mir unausstehlich, und ohne Geschäfte sehe ich weder Bekannte noch Unbekannte; habe keinen einzigen Freund, als an Lindner ein Analogon und Salzsäule der Freundschaft [!].

An denselben am Ende des Jahres. „Ich habe mein Haus von Schulden frei gemacht bis auf eine Kleinigkeit; aber auch die liegt mir am Herzen. Ich lebe, Gottlob, noch in keiner Noth, aber bekümmert und ängstlich und besorgt, besonders für die Zukunft, wo ich keinen andern Ausweg sehe, als den einzigen und rechten, ein Vertrauen auf die Vorsehung und eine etwas strenge Diät in meinen Ausgaben, die freilich nicht nach meinem Gaumen oder Magen ist. Auf der Landstraße, dem Galgen vorbei, liegt mein Glück nicht, sondern auf einem engen, schmalen Pfade. Ich habe es eben so gemacht, wie Sie, und meine Zuflucht zu dem Laienbruder [v. Moser] genommen, den ich als einen Vater liebe und ehre, und immer desto mehr, weil er eben

so klug als treuherzig ist. Denn mit Leuten, die es nur halb sind, habe ich nichts zu theilen. Ich habe die Zufriedenheit gehabt, an ihm einen ganzen Mann zu finden, ungeachtet ich mich eine Zeitlang von ihm geschieden, damit er es nicht nöthig finden möchte zu thun. Est modus in rebus [es ist ein Maß in den Dingen — zu halten] ist meine goldene Regel.“

In demselben Jahre faßte Hamann, da die Geldnöthe immer zunahmen, den Entschluß, seinen ziemlich umfangreichen Büchervorrath in öffentlicher Auction zu verkaufen, und hatte dazu schon einen Urlaub nachgesucht, als er ziemlich ernst erkrankte, und bald darauf Herder, dem er den Verkauf gemeldet, mit freundlichem Anschreiben ihm eine Geldsumme übersandte, „als Hälfte eines Anleihens auf diese Bücher, dessen andere Hälfte, geliebts Gott, sobald wir unsere Reise überschlagen haben, folgen soll. Ihre Bücher müssen, sollen und dürfen Sie nicht verkaufen, denn es sind Freunde Ihrer Jugend.“ Hamann konnte antworten: „So willkommen mir Ihr frommer Einfall gewesen ist, ein süßer Genuß, ein angenehmes Opfer der Freundschaft und Liebe, eben so herzlich und ernsthaft verbitte ich alles Uebrige. Die Absicht ist vollkommen erreicht, der Kern meiner Bibliothek ist nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt, concentrirt, und die fictio juris Ihres condominii [der Gedanke Ihres rechtlichen Mitbesitzes] von meiner Bibliothek wird mir selbige schätzbarer machen und mich aufmuntern, sie in besserer Ordnung zu erhalten und mit mehr Sorgfalt zu verwalten . . . Ihr Brief dispensirte mich von aller Verbindlichkeit des öffentlich angekündigten Verkaufes, weil mich das Angebot eines Freundes auf meinen Kern von Büchern als eine Entscheidung der Vorsehung beruhigte, erfreute und tröstete. Es war mir eine große Beruhigung, einen Nothpfennig zu erhalten, weil meine Casse niemals so seicht gewesen ist als eben damals. Bei allem meinem leichten Gemüth und Vertrauen auf die Vorsehung lebt man doch mit einer gewissen Aengstlichkeit und Unruhe, wenn man eine Haushaltung hat, und

eine Denkungsart wie die meinige, der das Bewußtsein von Schulden unerträglich ist."

Auf diese und später noch auf andere und wundersamere Weise erfuhr also der Vielgeplagte, am meisten aber doch sich selbst Plagende die Hülfe der göttlichen Vorsehung. Sie trat immer gerade dann ins Mittel, wenn die Noth am größten war, oder es zu werden drohte.

Das Jahr 1777 sollte dies besonders deutlich zeigen. Hamann selbst berichtet darüber in Briefen an den edlen Freund J. Fr. Reichardt (den Kapellmeister in Berlin) vom 2. Januar und an Herder vom 10. März. In ersterem heißt es: „Ich bin seit 1767 Uebersetzer gewesen, und zwar eigentlich ins Französische, nicht ins Deutsche . . . Mein Gehalt ist, wie Sie vielleicht aus gedruckten Documenten wissen, von 15 bis zu 30 Thlr. erhöhet, und zuletzt wieder zu 25 erniedrigt, und — welches ein großes Wunder — dabei erhalten worden. Der Besitz eines eigenen Hauses hat mich zu Grund gerichtet, und dieses, nebst meiner Bibliothek und Familie, ist meine ganze Habseligkeit. Durch eine freie Wohnung und den Zusatz eines kleinen Emoluments würde also meine ganze Verfassung wieder auf einen ziemlich soliden Fuß gesetzt werden können. Es ist mein wahrer Ernst gewesen, mit Entäußerung meiner Bibliothek, die mein liebstes Hausgeräth ausmacht, mir Gewalt anzuthun, um wenigstens ins Reine zu kommen, und meine Kinder erziehen zu können. Trotz aller meiner natürlichen Feigheit habe ich einen großen Hang zu gewaltthätigen Entschließungen . . ."

Den näheren Hergang der Veränderung in Hamanns Lage erfahren wir aus dem andern Briefe. „Den 1. Januar starb Licentrath Bl., ohne daß ich das geringste von seiner Krankheit gewußt hatte. Sein Dienst war der einzige, den ich mir immer gewünscht hatte, der einzige, wo nicht im ganzen Lande, doch gewiß in meiner Sphäre; aber an des blühenden Mannes Tod zu denken fiel mir eben so wenig ein, als selbigen zu wünschen.

Ich wurde also den zweiten Tag im Jahre von meiner Hausmutter mit der Nachricht aus dem Schlaf geweckt, ohne daß ich Lust hatte, darüber aufzuwachen noch darauf zu achten. Gleichwohl hielt ich es für meine Schuldigkeit, den Director St. als einen aufgedrungenen Freund an alles das zu erinnern, was zwischen uns mehr als einmal überlegt worden war. Ich stellte ihm die moralische Unmöglichkeit vor, mich selbst zu dem Posten zu melden, da er wüßte, wie ich es leider mit der Administration verdorben hatte [!]; daß ich den Posten selbst nicht kannte, ob ich dazu brauchbar wäre, ungeachtet mir alle Welt versichert hätte, daß er der leerste an Arbeit sei, und diese selbst ein Kinderspiel; daher ich lediglich der Direction es überlassen müßte, ob sie einen Schritt für mich thun könnte und wollte. Der Director erklärte sich, bereits einen andern vorgeschlagen zu haben. Ich war nicht faul, meine Gegenerklärung zu thun, daß ich keinen Dienst verlangte gegen den Willen meiner Obern; wenn sich diese also für einen Andern und Würdigern erklärt hätten, so wäre mir mager Brod in Ruhe lieber als ein fetter Bissen mit Zank und Verdruß, dem ich täglich ausgesetzt sein könnte. Diese Abrede geschah Mittags. Nachmittags erschien der Brief in dieser Sache zur Expedition, wo mein Nebenbuhler als ein würdiger Aspirant vorgeschlagen, aber ein Postscript angehängt war, das aller genommenen Abrede zuwider mit den Worten anfing: le Sr. Hamann sollicite vivement cette place, [Herr Hamann wirbt dringend um diese Stelle] und auf allen Fall meinen Nachfolger vorschlug. Das Unglück fügte es, daß ich diesen Brief selbst abschreiben sollte. Der Kampf darüber in meiner ganzen Seele ist leicht zu erachten. Nach hundert Empfindungen und Ueberlegungen schrieb ich meine eigene Scham und Schande treulich ab und ging meiner Wege." „Es wäre mir leicht gewesen, hieß es in dem ersterwähnten Briefe an Reichardt, dieser Kleinigkeit entübrigt zu sein; ich habe aber diese Mortification willig übernommen."

Diese Selbstdemüthigung erhielt ihren Lohn, über des Bitt-

stellers eigen Erwarten und Hoffen. Reichardt konnte ihm schon am 15. Januar mittheilen, daß der zuverlässigen Aeußerung eines befreundeten höheren Beamten zufolge niemand anders als Hamann den Posten erhalten würde, ungeachtet der Licent-Inspector ihn für seinen eigenen Schwiegervater gesucht hatte. „Diese Nachricht, heißt es von Hamann an Herder weiter, schmeckte mir, wie eine gebratene Himmelstaube einem faulen Wünscher, machte mich aber weder sicher noch ruhig, höchstens geduldiger und ergebener. Es waren Exempel, daß Stellen von der General-Administration schon besetzt gewesen waren, und der Höchste im Lande Andere unmittelbar eingesetzt hatte."

Seine Briefe an die Administration, von denen er, weil sie unbeantwortet geblieben waren, fürchtete, daß sie ihm den Unwillen dieser Behörde zugezogen hätten, waren grade seinen Wünschen förderlich gewesen. „Unterdessen ich hier ruhig saß, nichts erwartete noch hoffte, war das Glück für mich thätiger. Magnier hatte den Chef der Administration, seinen Beförderer, beim König zu stürzen gesucht, und war [selbst] vielleicht längst ein Dorn im Auge seiner Confrères [der französischen Zollbeamten] gewesen. Meine zwo „Hirtenbriefe" hatten eine gar zu gerade Beziehung auf seinen Charakter gehabt, daß der Erfolg die Interessenten an die Stimme eines Predigers in der Wüste erinnert haben muß ... Den 24. Januar, am Geburtstage des Königs, kam die Nachricht an die Direction, daß die General-Administration mich zum Gardemagazin, einstweiligen Ober-Packhof-Inspector, gegenwärtig Packhof-Verwalter, ernannt habe. Weil dies aber die erste Vacanz seit der Regie ist, forderte man erst ein Detail meiner Geschäfte, um die Bestallung danach entwerfen zu können. Den 12. Februar, am Aschermittwoch, kam endlich die Bestallung an; das Admiralitäts-Collegium mit seinen Ansprüchen auf 50 Thlr. von meinem Gehalt nach Recht und Billigkeit abgewiesen, ich von der Caution dispensirt, und der Direction förmlicher als gewöhnlich eingeschärft, sich an alle Clauseln und Bedingungen genau zu halten."

Schon am 24. Januar hatte Hamann sowohl dem Freunde Reichardt, dessen einflußreichen Bemühungen er die Förderung seiner Sache hauptsächlich zuschrieb, schriftlich in herzlicher Weise gedankt, wie auch der Administration in einem besonderen Schreiben seinen Dank zugleich mit Versicherungen bester Amtsführung ausgesprochen. Daß er dem Geber aller guten, auch irdischguten Gaben von Herzen gedankt habe, dürfen wir wohl ohne Bericht annehmen. Das Nächstbeste war, daß selbst seine Mitbewerber ihn beglückwünschten. „Der allererste Gratulant war mein Nebenbuhler B. Alles scheint sich über mein gutes Glück zu wundern und zu freuen.“ An einen Andern: „Meine Werke und meine Liebe und mein Dienst und mein Glaube und meine Geduld sind also belohnt und gekrönt und versiegelt.“

Freilich, allzugroß war nicht einmal in äußeren Beziehungen das Glück, welches der schon durch so manches in seinem Leben Geniedrigte „das non plus ultra aller seiner Wünsche“ nannte. Fünf Wochen später hatte er in dem schon erwähnten Schreiben an Herder zu melden: „Mir wurde zugemuthet, weil bei meinem Posten nichts zu thun wäre, noch die Arbeit des vorigen beizubehalten, unter dem Vorwande, daß ich mich dazu anheischig gemacht hätte. Es fielen Bitterkeiten und Drohungen von einem Theile vor, und entschlossene Erklärung von meiner Seite. Dies war die letzte Oelung meines zehnjährigen Galeerendienstes. Ich kam zu Haus und fühlte, daß ich mich geärgert hatte. Zwei Tage darauf bekam ich das Fieber, quälte mich acht Tage, um die Uebergabe abzuwarten, aber umsonst; mußte mich legen und bin den 6. d. M. zum ersten Male mit vieler Schwachheit aufgestanden. Da haben Sie eine lange Relation meines Zeit- und Glückwechsels . . . Mein Gehalt ist dasselbe wie von dem vorigen Posten, 300 Thlr., aber freie Wohnung und Garten, und mein Antheil an den sog. Fooigeldern [Nebeneinkünften bei der Verzollung seewärts eingeführter Waaren] wird über 100 Thlr. sein, womit ich zufrieden und glücklich zu sein denke, wenn der Neid des Satans nicht die köstliche Salbe der Zufriedenheit verdirbt“.

„Den 11. Mit der General-Administration bin ich nun völlig ausgesöhnt; sie hat mir Erstattung gethan und wird ihr Wort, wie ich hoffe, halten. Ich verlange nichts mehr als in den Gränzen meines alten, verjährten [nicht erst durch die neue Finanz-Einrichtung geschaffenen] Postens erhalten zu werden. Dies soll der letzte Hafen meines Lebens sein, und meine letzte zeitliche Bestimmung [?]. Mein Geschmack an Unschuld und Mittelmäßigkeit wird zunehmen, und an kluger Wirthschaft und an Gründlichkeit des Genusses ohne Eitelkeit und Geiz. Ein guter Name und tüchtige Erziehung werden meinen Kindern genug sein, und besser thun als Capitalien. Bei aller Verlegenheit und Furcht hat Gott mir Gnade gegeben, ich weiß nicht wie auszukommen, und das goldene Unterpfand liegt noch in seinem Netze." Der Brief schließt: „Nun, liebster Gevatter und Freund Herder! Halten Sie es mit Ihrem Generalsuperintendenten, wie ich mit meinem Packhofverwalter. Gehen Sie fein piano zu Werk und schonen Sie Ihre Kräfte und den Widerstand Ihrer Sphäre mit ökonomischer Selbstgenügsamkeit. Das beste Wirken ist Leiden, und ein Geduldiger ist besser denn ein Starker! . . . Sobald ich gesunder und ruhiger sein werde, liebster Seelenfreund und Landsmann, sollen Sie mehr von mir hören. Ich weiß nicht, welcher Schlaf und Traum und Nebel mich umgiebt."

Allein die Ruhe und Gesundheit sollte ihm sobald noch nicht werden. Es zeigte sich, daß das non plus ultra seiner Wünsche noch seinen andern Haken hatte, und daß dieser ihm ins Fleisch drang. Es mußte das auch wohl so sein, um den von Natur so Ungeduldigen die Wahrheit seines eigenen Wortes üben zu lehren: daß das beste Wirken Leiden, nämlich Stillehalten des eigenen Willens und leidendes Ertragen der Eigenheiten Anderer sei, ohne diese darum anzuklagen oder dem Uebel auch nur zu widerstreben nach der Natur Weise.

Der, von dem Hamann zunächst zu leiden haben sollte, war die Witwe seines Vorgängers. Sie stellte dem sie theilnehmend

Besuchenden die ungerechtesten Forderungen in Betreff des zur Dienstwohnung gehörenden, von ihrem verstorbenen Manne mit Lusthaus undallerlei Liebhabereien ausgestatteten Gartens und Hofes und brachte, obwohl Hamann ein sehr Reichliches für das, was ihm sehr unnütz war, zu vergüten sich erbot, es durch überspannte Ansprüche dahin, daß die Sache sogar vor die Behörde kam, wo jener denn noch übel abgetrumpft wurde. Er hielt es aus, schrieb u. a. an Reichardt, nachdem jene angefangen den Garten zu verwüsten: „Der selige M. hat nichts bezahlt, sondern bloß seinem Vorgänger erlaubt, alles Mögliche an sich zu nehmen. Ich unterwerfe mich von Grund der Seele gleichen Bedingungen und bin sehr weit entfernt, meines Nächsten Blumenstöcke und Mistbeete zu begehren. So arm wie ich bin, erkenne ich mich außerdem schuldig, der Witwe dasjenige zurückzubezahlen, was ihr Mann den St.'schen Erben vergütet hat, ohne daß ich die geringsten Ansprüche deshalb auf meinen Nachfolger zu machen willens bin. Mein Grundsatz ist der, nur soviel zu meinem Vergnügen und Genuß des Lebens anzuwenden, als ich für mich selbst und meinen Nachfolger zu verlieren und aufzuopfern im Stande bin. Alles, wozu ich mich verstehen kann, besteht darin: daß ich die Summe, welche der selige Licentrath B. seinem Vorgänger vergütet hat, laut schriftlichen Documenten, wieder erstatte, und übrigens erlaube, das Lusthaus niederzureißen und alle mögliche Gewächse ausnehmen zu lassen, doch mit der Bedingung, bloß gegen die blinde Wuth dieser eigennützigen und raubgierigen Leute geschützt, und in meinen Rechten, in den bereits geschmälerten und mir von Gottes und Rechts wegen zukommenden Bedingungen meiner Stelle erhalten zu werden. Die Unruhe," so schließt dieser Brief vom 2. Sonntage nach Ostern, „in der ich vorzüglich seit Jahr und Tag gelebt, scheint eine wahre Krisis meines Lebens zu sein, bei der ich mich und Andere, so viel ich nur kann, schonen, und jedermann aus dem Wege gehen muß . . . Der Nachtwächter ruft zwei. Gott gebe bessern Stoff zu unserm Briefwechsel. Daß

sich alle Nacht unsers Schicksals bald in Morgenröthe und Tag aufkläre!“

Schon kurze Zeit nach Ostern hatte er sein Häuschen am alten Graben verkauft, und am 10. April die neue Amtswohnung bezogen. „Ich war so glücklich, schrieb er in dem eben angeführten Briefe, in dieser Woche mein kleines Haus loszuschlagen, aber so unglücklich, nicht mehr als 3400 fl. [Gulden à 10 Sgr.] dafür zu erhalten. Sie wissen vielleicht, höchstzuehrender Freund, daß es mir baar 4200 fl. kostet, und daß ich weit über 2000 fl. an Reparaturen daran verwendet habe. Nach diesem reinen Verluste von 3000 fl. blieb mir also von meinem ganzen Vermögen nichts übrig — und die Veränderung meines Schicksals hätte nicht ausbleiben dürfen, ohne mich gänzlich zu Grunde zu richten, oder zur äußersten Verzweiflung zu bringen.“

Sehen wir uns nun etwas um in Hamanns neuer Wohnung und Einrichtung, in welcher er die folgenden zehn Jahre hindurch bis zur letzten Reise in fernes Land verweilen sollte. Er selbst beschrieb sie in einem Briefe an Herder, vom Mai deff. Jahres.

„Liebster Gevatter, Landsmann und Freund. Da hängen Sie über meinem Bett in effigie zwischen K. und Lavater. Grade über zwischen zwei Fenstern ein altmodischer Spiegel, und unter demselben Ihr kleiner Mohrenkopf auf rothem Grunde, zwischen zwei Kupferstichen von St., deren einer den Heiland beim Brodbrechen und der andere die Flucht nach Aegypten vorstellt. Beim Eintritt in diesen Saal fällt einem die ganz mit Büchern bekleidete breite Wand in die Augen. Ein Sopha ist mitten unter den Büchern angebracht, und steht der Thür gegenüber. Ueber dieser hängt Dr. Martin Luther in einem feinen Rahmen, und zur Seite das ärgerliche Bild mit dem Eselsohre, dessen ärgerliche Geschichte Ihnen bekannt ist (vgl. oben); unter demselben das Motto zu meinem Autornamen:

Allzuklug sind seine Lehren,
Allzuklug ist dumm!

von der Hand des großen Schreibkünstlers L., der auf seiner Reise nach Riga ertrank. Dieser Büchersaal ist zugleich das Schlafzimmer für mich und meinen Sohn. Nebenbei schläft die Hausmutter mit den Töchtern. Noch eine Stube, zur Seite, für den Schemen meines armen Bruders. Dies sind die Gelegenheiten alle in meiner „königlichen“ Wohnung, die von vorn eine herrliche Aussicht nach dem Pregel und der Friedrichsburg, und von hinten nach den Gärten, der Wiese und der Stadt von einer, und dem Felde von der andern Seite hat. Unten ein kleines, artiges Zimmer, aber nicht bewohnbar, weil es darin stockt, eine vortreffliche Küche, ein kleiner, guter Keller und zwei schöne, vor der Hand ledige Vorrathskammern, die der reiche Gott im Himmel allmählig füllen wolle.“

Seine bessere Hoffnung ging indeß, nach wiederholten und schweren Unannehmlichkeiten und freilich auch einigen Selbsthülfen, zuletzt soweit in Erfüllung, daß er Ende November an denselben Freund, dessen Vermittelung er erbeten und erfolgreich erfahren hatte, schreiben konnte: „Mein gegenwärtiger Posten ist und bleibt das non plus ultra und Ihnen aller Dank aufgehoben, und mit Gottes gnädiger Hülfe sollen Sie, bester Landsmann, noch eben so viel Ehre und Genugthuung von Ihrer Vermittelung haben, als ich mir Ruhe und Zufriedenheit auf meine alten Tage von meinem lieblich gefallenen Loos verspreche. Der kümmerliche und wunderlich mühselige Anfang ist mir Bürge eines gründlichen und glücklichen Fortganges. Doch genug hiervon!“

Wie Hamann bei allen Proben und Schwierigkeiten seines äußern Daseins doch im Grunde den Muth nicht sinken ließ, zeigen seine Worte aus dem Anfange des Jahres an denselben Freund: „Für Ihren Schwindel weiß ich kein besser Regime, als Diät, oder vielmehr Oekonomie, es sei in Arbeiten und Zerstreuungen, im Lieben und Leiden und Meiden. Leider ist der Schwindel eine Krankheit, die ich von meinen beiden Eltern geerbt. Von Kopfschmerzen weiß ich Gott Lob wenig, und je älter

ich werde, desto mehr nimmt meine Lust und Freude, auf Gottes Erdboden zu wallen, zu, allen Aergernissen zum Trotz, die man in diesem Jahrhundert bei allen drei Ständen erlebt, bei allem Ruhme der Philosophie, der schönen Künste und feinen Sitten."

Setzen wir hiegegen aber auch zwei Aeußerungen aus einem Briefe an den Nämlichen vom Juni d. J. „Mehr Arbeit, mehr Muße — es fehlt mir gegenwärtig an beidem. Dieser Widerspruch läßt sich leicht aus den Ecken meiner Lage erklären. Es fehlt mir an einer Sphäre, meine Kräfte zu entwickeln. Ich liebe das forte im Denken und das piano im Handeln." Und vorher: „Sie werden es mir, bester Freund, nicht verargen, wenn ich den ganzen geschlagenen Tag in meiner Loge bald das neue Testament im Grundtext, bald den Shakspeare oder einen Autorem classicum lese, weil ich es zu meiner Maxime gemacht, mich um nichts zu bekümmern, und die ganze Welt wie einen Roman ansehe, der den Titel zu führen verdient: Man muß nicht glauben, was man sieht."

Man sieht schon hieraus, daß der geistsprudelnde Mann auch in seinem neuen Amte nicht allzuviel zu thun hatte, und das sollte auch ferner so bleiben. Seinen Neigungen war es angemessen und dienlich; ob auch seinem inneren Menschen?

Obwohl ihm im folgenden Jahre durch das endliche Ableben seines Bruders dessen Vermögen im Betrage von 10,000 fl. zufiel, fehlte es nichtsdestoweniger häufig an allem, was über das nächste Lebensbedürfniß hinausging, da die Zinsen jener Capitalien und zum Theil diese letzteren selbst verloren gingen. Wie er selbst zu wiederholten Malen bekannte und beklagte, ging ihm die Gabe zu wirthschaften und mit Geld umzugehen fast ganz ab, und selbst der Rath guter Freunde, den er in diesem Bewußtsein gern einholte, muß nicht immer der zutreffendste gewesen sein. Darüber mögen einige seiner Aeußerungen aus dieser Zeit hier Platz finden, verbunden mit solchen, welche auf seine ganze Stimmung Licht werfen. Wir bemerken hierbei, daß die viel-

fältigsten literarischen Beschäftigungen, Bestrebungen, Verbindungen, ferner die Sorge um seiner Kinder Erziehung, und endlich sein körperliches (hömorrhoidalisches) Leiden das Ihrige beitrugen, seinen Kopf schwer und sein Herz unruhig zu machen. Er war eben noch nicht so weit, gründlich entsagen zu können — um des Himmelreichs und seines eigenen wahren Friedens willen, der nur so errungen und geschenkt wird.

Am 13. October 1777 an Herder: „Sie können sich meine Gemüthslage kaum denken. Ich bin nicht im Stande das Geringste zu schreiben. Mendelssohns Hiersein gab mir Anfangs eine angenehme Zerstreuung, die aber nicht lange währte. Nun bin ich tiefer als jemals in Unthätigkeit versunken, die ich nicht zu überwinden im Stande bin. Bei diesem aussaugenden feigen Gram ist an keine Autorschaft zu denken . . . Lassen Sie uns beide, liebster Gevatter, den Winter so gut wie wir können anwenden. An meinem guten Willen soll es nicht liegen, wenn ich nicht wenigstens den verlorenen Sommer einhole, und durch Spinnen ersetze, was ich weder durch Säen noch durch Ernten habe gewinnen können. Amts- und Haussorgen und mein Leiden im Unterleib und im ventriculo cerebri [im kleinen Gefäß des Hirns] erlauben mir jetzt nicht einen Augenblick mich zu sammeln und zu bestimmen. Eitelkeit der Eitelkeiten! ist meine Lieblingsidee . . . Arbeit genug [literarische, welche der Schreibende aufzählt] und keine Lust, den kleinen Finger auszustrecken. Gott schenke Ihnen desto mehr Muth, Freude, Salbung. Kein Morgen und Abend, wo ich nicht an meine zwei Pathen in Deutschland und ihre Eltern denke [Herder und Claudius] und mit aller Eitelkeit des menschlichen Herzens dichte und trachte über das, was sie selbst wünschen, und die Vorsehung allein möglich und wirklich zu machen im Stande ist. Denn in dieser Wüste hier fühle ich das Ideal der Freundschaft gleich dem Heimweh.“

An denselben am 4. Advent desselben Jahres. „Viel Glück zum neuen Jahre, liebster Landsmann, Gevatter und Freund!

Ich bin noch am Rande des alten mit einem verwundeten Schienbein, das mich von einem gefährlichen Falle über einen kleinen Kindertisch gerettet, seit dem 12. d. M. einheimisch [ans Haus gefesselt], auch die meiste Zeit bettlägerig gewesen. Die Wunde heilt langsam, scheint aber von keinen Folgen zu sein . . . Wie geht es mit Ihrer Gesundheit und mit Ihrer Muße und Zufriedenheit? Hat auch die höchste und reinste Lebensfreude im Arm einer Seelengenossin ihre Ebbe und Fluth? Man muß ein König und Prediger sein [wie Salomo], um die Eitelkeit der Eitelkeiten anschauend zu erkennen, und sich darüber trösten zu können . . . Meine innere und äußere Lage bis jetzt ist einem unfruchtbaren Boden gleich, auf dem mein Herz und Sinn schmachtet nach Erquickungszeiten, die ich ungeachtet mancher Ahndung kaum erleben werde, aber auch hieran soll mir nichts gelegen sein. Ich habe einen Hang zum Uebermuth, den ich lieber gedrückt als genährt wünsche . . . Sie werden das Chaos meines Gemüths aus meinem ganzen Schreiben ersehen. Bis auf Feder und Dinte ist mir alles zuwider und vermehrt meine Unlust, selbst den kleinsten Uebeln abzuhelfen. Also ist in diesem Jahre wohl an keine Autorschaft zu denken. Ich bin von beiden Seiten eingeschreckt und im Gedränge, Freunden und Feinden Genüge zu thun und meinem noch zweideutigen Selbst . . . Und hiermit endige ich die Karte dieses Jahres. Bunt, verdrießlich, langweilig ist es gewesen; die Morgenröthe schön, aber nach dem Sprichwort, gefallen in Koth. Vielleicht besucht mich noch ein Abendroth vorm Untergang, und mein nächster Brief sei ein Schwamm des gegenwärtigen."

Wo war das non plus ultra aller Wünsche geblieben? Nicht durch das, was sie hier erlangen, nur durch der Wünsche Tod werden die Wünsche gestillt und mit ihnen das Herz, welches sie hegte. Aber es kostet einen Streit . . .

Schon einige Zeit zuvor war der „Magus im Norden" mit Lavater, dem edlen Menschen, Geistlichen und Christen im

Süden der deutschen Grenzmark, bekannt und befreundet geworden, zumal letzterer, obwohl in seinem sanguinischen Wesen der Gegenfüßler des cholerischen Hamann, diesen doch bald aufs höchste verehrte, wie er ihm denn auch in seiner „Physiognomik" ein begeistertes Denkmal gesetzt hat (vgl. unser drittes Bändchen). An ihn schrieb Hamann im Frühjahr des folgenden Jahres (1778) u. a. Folgendes.

„Innigstgeliebter Freund Lavater. Sie beten um Muth, nicht unter der Last der Geschäfte zu sinken — und mir vergeht aller Muth unter der Last langer Weile. Gleichwohl dient selbige mir zum Schlüssel der heiligen Laune im Predigerbuche [Pred. Salomonis]; — mehr Ahndung als Nachwehen.

„Es ist ungefähr ein Jahr, daß ich den einzigen Dienst im Lande, den ich mir gewünscht, und auf eine sehr eindrückliche und recht ausgesuchte Art, erhalten; aber seitdem bin ich von dem Genusse meines Glückes mehr als jemals entfernt gewesen. So ging es den Juden, die Josua zur Ruhe brachte, ohne zu wissen, daß noch eine Ruhe vorhanden ist dem Volke Gottes.

„Ich begreife jetzt nicht, wie meine Gesundheit bei der sitzenden Lebensart, bei dem starken Appetit zu essen und zu trinken und zu schlafen, bestehen kann. Bei aller dieser Unthätigkeit eines sehr sympathetischen Zuschauers thun mir manchen Abend die Knochen so wehe, als irgend einem Ihrer olympischen Kämpfer oder unsrer circensischen Kopfflechter, daß ich manchmal kaum die Nachtwächterstunde abwarten kann, sondern mich mit vollem Halse in die Federn werfe mit einem: O wie gut wird sich's nach der Arbeit ruhn! wie wohl wird's thun! —" Hierauf folgen tiefsinnige Aussprüche, Erinnerungen und Rathschläge an den von Zweifeln und Durst nach hellerer Wahrheit gequälten Freund von Seiten des hierin starkgläubigen Hamann, wovon wir an anderm Orte noch Gelegenheit haben werden, einiges anzuführen. Fragen aber müssen wir: Ging es ihm wie Salomo, mit dem er jetzt so viel zu thun hatte? Weise zu sein für Andere, nicht weise für sich

selbst? Es war aber jenes göttliche Gabe, und vielleicht mußte gerade die Last der Unthätigkeit, unter welcher er seufzte, dazu beitragen, sie zur Frucht auszureifen.

Mitte Juli lautet es im Ganzen ebenso. An Herder: „Unbeachtet aller meiner Talente im Essen, Trinken, Schlafen wird mir mein Leben zur Last, und ich bin gepreßt wie in einer Kelter. Ich muß von 7 des Morgens bis 6 des Abends auf meinem Posten Schildwache halten, ohne Arbeit, als ein leidiges Lesen, wodurch ich mich zu betäuben suche . . . Ich bin mit meinen hiesigen Vorgesetzten auf guten Fuß [gekommen]; aber im Mißtrauen zu leben ist nicht für mein Gemüth; und kein Umgang, der mein Herz füllt. An mannigfaltigen Besuchen fehlt es nicht; aber nichts Geistes-Verwandtes. Das Gemüth voller niedriger, kriechender, irdischer Nahrungssorgen. Ein wandelnd Todtengerippe an einem armen Bruder vor Augen. Drei, Gott Lob, gesunde Kinder um mich herum, die ich weder selbst zu erziehen im Stande bin, noch Etwas an ihre Erziehung wenden kann. Bei allen diesen Kleinigkeiten meiner öffentlichen und häuslichen Lage zappelt mein armer Geist wie eine Fliege im Spinngewebe, und kann zu keinem Standpunkt kommen; fühle mich eben so schwach, Anderen, als mir zu rathen, zu genießen und genossen zu werden. Ihre und Lavater's Arbeitsamkeit ist ein Wunder vor meinen Augen; aber ich danke Gott in meinen Windeln und Banden dafür."

Der letzte Brief aus jenem Jahre (1778) an denselben Freund meldete den Tod des Bruders und die Geburt der dritten und letzten Tochter. „Mein armer unglücklicher Bruder ist den 25. August gestorben und den 27. Morgens auf dem nächsten, Neuroßgärt'schen Kirchhofe begraben worden. Ich hatte ihm ein Denkmal zugedacht unter dem Titel: Apologie eines Cretinen, in einigen vertraulichen Briefen. Meine Autorschaft ist aber jetzt auf ideale Titel eingeschränkt und weiter komme ich nicht."

„Gott Lob, die siebente Stelle meiner kleinen Haushaltung ist heute vor acht Tagen durch eine kleine Tochter wieder ersetzt

worden, die den 21. (November), am Tage Mariä Opferung, den Namen Mariane Sophie erhalten hat, und in meinem Hause getauft worden ist . . .

„Ihr seid also ein Erbe von 10,000 fl., alter Gevatter, werden Sie sagen, und was noch mehr, ein Vater von vier Kindern, Ps. 128. Was fehlt euch noch, um vergnügt und zufrieden zu sein? Hier liegt eben der Knoten meines Verdrusses, den ich mir aufzulösen nicht im Stande bin. Ungeachtet ich mir keiner vorsetzlichen Schuld bewußt bin, bleibt es dennoch wahr, daß ich seit den zwölf Jahren meiner Wirthschaft niemals so kümmerlich gelebt habe und so tief verschuldet gewesen bin als heuer, ohne einen andern Ausweg zu wissen, als dem Faden der Vorsehung blindlings zu folgen. Doch genug von meinen häuslichen Kleinigkeiten, welche wie der Sand des Meeres den Stolz der Wellen dämmen . . .

„Gott lasse Sie das Jahr mit lauter Segen beschließen. Ich umarme Sie herzlich, und bin mit allen meinen vier Kindern, und was der ewig reiche Gott mir sonst noch zugedacht, ganz der Ihrige.“ —

Wir haben bisher Hamann's briefliche Auslassungen nur aus den ersten zwei Jahren seit der amtlichen häuslichen Veränderung angeführt. Dieselben geben indeß zugleich den Maßstab für alle späteren bis zum Jahre 1784, sodaß wir einer vollständigen Wiedergabe der letzteren uns überhoben erachten könnten. Doch mag es interessiren, wenigstens einige, nach der Zeitfolge, später mitzutheilen, nachdem wir zuvor über die Erziehung der eigenen Kinder seine Worte nachgeholt haben.

Nach der Geburt der zweiten Tochter (1774) hatte Hamann an Herder geschrieben: „Ist jemand, der die Vaterfreuden kennt, so ist es Ihr Freund. Aber mit welcher Furcht und Zittern ich selbige genieße, weiß niemand wie Er! Wie unmöglich ist es, bei diesem süßen Weine mäßig zu sein, und welch köpfender Rausch!“ — 1776 an den inzwischen zum Arzt von Ruf und

Hofarzt gewordenen G. E. Lindner in Mitau: Gott hat mir eine kleine baufällige Hütte und drei gesunde Kinder gegeben, die mir den Kopf bisweilen recht warm machen, aber zugleich meine größte Freude und Wonne sind und denen nichts als Vater und Mutter zur Erziehung fehlt. Nun es wird alles zu seiner Zeit kommen. Wer Leben und Gesundheit gibt, wird es auch an der Hülle und Fülle nicht mangeln lassen — und an dem übrigen Zubehör dieses eitlen Lebens unter der Sonne." Besonders des Sohnes, Hans Michael, Ausbildung lag ihm sehr am Herzen. Dies ist, heißt es in demselben Jahre an Herder, mein höchster Kummer, der mir Angst und graue Haare macht, daß ich selbst nichts für seine Erziehung thun und ebensowenig daran wenden kann . . . In diesem einzigen Stücke habe ich zu wenig Beihülfe von meiner ehrlichen Hausmutter, kann aber auch nicht mehr als den guten Willen von ihr fordern . . . Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister."

Frühe indeß begann der Vater den begabten Knaben selbst zu unterrichten, und setzte dies Jahre hindurch unablässig fort. Dabei machte er, nachdem das Kind lesen konnte, alsbald mit dem Griechischen den Anfang, erst später trat das Lateinische und das Hebräische hinzu, und alles gelang vortrefflich, ungeachtet zeitweiliger Unterbrechungen durch Krankheit. Es geschah überdies nach eigenthümlicher Methode, oder besser zu sagen ohne Methode, aber in genauer Berücksichtigung der Fähigkeiten und Reife des Schülers, und immer in großem Stil, wie er Hamann dem Erzieher und Schriftsteller so durchaus eigen war. Anfangs 1780 erzählte er einem Freunde, daß er „mit Hänschen im Plato, und zwar den Phädo lese;" nicht volle drei Monate später an Herder „er gehe jetzt mit ihm, Gott Lob! schon das drittemal das N. T. durch und habe den Anfang im Hebräischen gemacht, worin er, der Vater, aber selbst wieder ein Schüler werden müsse," und schließt: „Hänschen verspricht sich Ihrer gütigen Einladung würdig zu machen. Was ich für ein wunderliches und schwaches Werk-

zeug von Vater bin, läßt sich gar nicht denken. Eine wahre Glucke, der man Enten-Eier untergelegt." Uebrigens hatte Herder sich schon früher erboten, den Knaben zu sich zu nehmen; es wurde aber daraus ebenso wenig, als aus dem Wunsche des Vaters, ihn Buchhändler werden zu lassen. Er wurde, wie wir später vernehmen, classischer Philologe und zugleich hervorragender Schulmann.

Nicht so viele Sorgfalt konnte der Vater auf die drei Mädchen verwenden. Dieselben „wuchsen ohne feinere Sitte, Cultur und Kenntnisse auf", bis es jenem (im Jahre 1785) gelang, für die älteste Tochter die Aufnahme in das Pensionat der Baronin Bondeli zu gewinnen, wodurch denn auch die andern Töchter ein wenig gefördert wurden. Die Mutter konnte sie nicht einmal das Nähen lehren, und Hamann mußte den schmerzlich entbehrten Thaler dafür ausgeben.

Der äußere Unterhalt verursachte fortdauernd viele Sorgen. Im Februar 1779 hatte er an Herder geäußert: „Meine Wirthschaft fing ich außer meinem Gehalte mit einem Fond von 15,000 fl. an, wovon 1/3 das meinige und 2/3 des Bruders waren. Das Geschleppe der Bücher und der Zustand meines Cretinen riethen mir zum Ankauf eines Hauses. Meine Rechnung war falsch, indem ich durch ein Eigenthum an Miethe zu gewinnen glaubte. Ich wurde beim Ankauf und Bau betrogen — und büßte freiwillig beim Wiederverkauf ein. Ich sah meiner Armuth mit Zufriedenheit und Freude entgegen. Nun schwebe ich als ein unglückliches Amphibion zwischen Furcht und Hoffnung — habe den Schein des Geizes von außen und den Wurm der Verschwendung von innen, ohne daß ich mich gegen die Scylla und Charybdis zu retten weiß, als durch Geduld und Vertrauen auf eine höhere Kraft meine Denkungsart oder mein Schicksal zu corrigiren. Alle meine Unordnungen fließen zum Theil aus einem Ideal von Ordnung [!], das ich niemals erreichen können und doch nicht aufgeben kann — aus der verderbten Maxime,

die in meinen Fibern liegt: lieber nichts als halb. Ohne einige Ahndung einer bessern Zukunft würden mich die natürlichen Schlüsse aus den Phänomenen des Gegenwärtigen völlig unterdrücken . . . Weil es mir in dergleichen Angelegenheiten gänzlich an Weisheit und Klugheit fehlt, und ich durch allen Rath [Anderer] nicht weiter komme, so muß ich auf Zeichen und Wunder der Vorsehung in leiblichen Dingen Rücksicht nehmen. Salz und Friede ist auch mein Motto. Daß alles bei mir leerer Gedankenplan bleibt, ist alle mein Heil und Thun nach den letzten Worten Davids 2 Sam. 23." Vorher hieß es: „Ich habe z. B. voriges Jahr, das noch leidlich gegen die vorigen gewesen ist, gegen 1900 fl. ausgegeben und 1765 fl. eingenommen. Diese Scham und Schande, nicht auszukommen, wenn ich gegen Andere mich halte, drückt mich wie ein enger Schuh den Leichdorn. Wie machen's Andere bei der Hälfte von deinen Einkünften? Ich kann auf den Grund des Uebels so wenig als auf einen reinen Etat meines Finanzwesens kommen. Je mehr ich danach ringe, je weiter komme ich vom Ziel . . ."

Am 2. Januar 1780, in welchem Jahre er sein fünfzigstes Lebensjahr antreten sollte, konnte er indeß gegen Herder sagen: „Wie ich vorgestern meinen Abschluß machte, fand ich Ausgabe 1522 fl., Einnahme 1522 fl. 9 gr. Also 9 gr. plus. Eine Freude, die ich seit 1774 nicht geschmeckt . . . Kein Jahr habe ich so mit Zittern und Zagen, mit Angst und Ueberdruß, als das überstandene beschlossen, und beinahe möchte ich, wie Sie scherzen, Engel und Geister an meinem Schicksal hämmern gehört haben. Unterdessen stehen auch unsre Phantasieen, Illusionen, Sinnestäuschungen und Trugschlüsse unter Gottes Gebiet . . . So ungeduldig als auf dieses neue Jahr habe ich auf kein einziges gewartet; warum, weiß ich nicht. Fiat voluntas tua! [Dein Wille geschehe!] sei unser Wille, unser Wunsch und unser Glück. Habe die Weihnachten die Kirche nicht besucht und meine Hausandacht heute mit dem Liede: Herr, besänftige mein Herze, geschlossen."

Es sollten indeß noch einige Jahre der Prüfung dahingehen, ehe der von so mancher äußern und innern Noth Bedrängte eine merkliche Erleichterung, zunächst nach der äußern Seite hin, erfahren konnte. Inzwischen verschlang sein ungeduldiger, feurig begehrender Sinn fort und fort Bücher über Bücher, die er dann treffend genug in seinen Briefen recensirte, während er zu eigenen Autor-Arbeiten in diesen Jahren immer nicht kommen konnte, trotz, oder vielleicht wegen der überflüssigen Zeit, die er im Büreau auszustehen hatte. Unterdessen war er durch frühere Gelegenheitsschriften in der gelehrten und dichterischen Welt Deutschlands bekannt und gewissermaßen berühmt geworden, und so kann es nicht auffallen, daß er schon im Jahre 1779 einen Besuch erhielt, der sich später in noch folgenreicherer Art wiederholen sollte. Er selbst beschreibt ihn also an Herder im Septbr. 1779. „Ich habe die Geburtstage des verflossenen August in großer Ruhe und Stille gefeiert. Acht Tage darauf wurde ich durch einen außerordentlichen Besuch erschreckt, aber auf eine sehr wohlthätige Art. Ich hatte mich wie gewöhnlich Nachmittags von meiner Loge [dem Büreau] weggeschlichen und saß in meiner Küche bei einer Pfeife Taback und schwarzen Grütze, als ein Bedienter auf meinem Gehöft den Grafen von Kaiserlingk anmeldete. Ich fuhr zusammen, setzte meine Pfeife beiseite, und lief vor die Hausthür, wo ein paar Ordensbrüder ausstiegen — und ein paar Damen, die ich bald sitzen gelassen hätte, weil ich meiner Sinne gar nicht mächtig war und einen der schwersten Anfälle von Schwindel den ganzen Vormittag ausgehalten hatte. Die Gräfin von Kaiserlingk gab sich endlich zu erkennen, daß sie auch Lust auszusteigen hätte, und weil ich meine Mädchen mit ihrer Nähterin in der Stube voraussetzte, bat ich unter den Schatten im Garten, denn es war der schönste Sommertag. Zum Glück kam noch ein Lehnstuhl zur rechten Zeit für den Grafen von Kaiserlingk; die übrigen setzten sich auf die schlechten Bänke. Nun war die Rede bald von Weimar und vorzüglich von Ihnen

und Ihnen. Ich fing an, mich aufzumuntern; die ganze Unterredung währte eine kleine Stunde. Man bat mich den Tag darauf zur Tafel, welches ich wegen meines Taumels im Gehirn förmlich abschlug. Doch fand ich mich den andern Tag so gestärkt und erleichtert, daß ich mich nach dem gräflichen Hotel verfügen konnte . . . Seit dieser Erscheinung ist mir meine Moosbude ein Hain Mamre." [Vgl. 1 Mose 18.]

Inmitten seiner amtlichen und gelehrten Muße und mancher körperlichen Plage kam dann wohl die alte Reiselust in dem Ansässiggewordenen auf. „Sie können sich nicht vorstellen, schrieb er Ende März 1780 an den Freund, wie nöthig eine Reise für meine Lebensgeister und Herzensfibern ist. Gott hat bisher alle meine Wünsche erfüllt. Je mehr die Hoffnung abnimmt, desto mehr wächst mein Glaube." Aber noch war die Zeit des Reisens, und zwar des einmaligen zur Nimmerwiederkehr, nicht gekommen.

Aus 1781 dürfen wir einen eigenen Bericht Hamanns über sein leibliches Befinden und seine Tagesbeschäftigung nicht wohl übergehen. Er schreibt Anfangs Juni an Herder — welchem er am 1. Januar die Worte zugerufen: „Sie sind noch der einzige meiner alten Freunde, bester Herder, welcher sich hält" —: Wo Sie Ihre Zeit hernehmen, alle Arbeit zu bestreiten, begreife ich nicht. Mich verderbt eher zu viel Bequemlichkeit, zu viel Ruhe und Muße; denn im Grunde habe ich weder Geschäfte noch Verantwortung, und ungeachtet aller Vortheile, die manchen neidisch und eifersüchtig machen, lebt kein größerer Selbstquäler, der bei dem größten Hange zum Arbeiten und Genießen weder eines noch das andere thun kann, als hin- und hertaumeln, wie Noah in seiner Arche . . . Sie sorgen, liebster Herder, für meine Gesundheit und Erhaltung. Hier möchte es auch wohl heißen: Arzt, hilf dir selber. Mein Schwindel, Gott Lob, scheint mit den Jahren eher ab- als zuzunehmen." Mitte September: „In meinem Hause befindet sich bisher Gott Lob alles nach Herzenswunsch bis auf meinen alten, grauen Kopf, der im ewigen Taumel

und Schwindel ist, ohne selbst zu wissen, was ihm fehlt, als daß er nicht an seiner rechten Stelle daheim ist. Mein Umgang zieht sich immer enger zusammen, daß ich fast aus aller Verbindung komme. Es ist mir nur noch [Professor] Kraus übrig geblieben und die beiden Offiziere [ein Holländer, Herr von Hogendorp, und ein Italiener, von Bentevegni], und was von selbst in meinen Taubenschlag geflogen kommt. Meine selbstquälerische Gesellschaft habe ich keine Lust mehr jemand aufzudringen. Ungeachtet die Sommerstunden [im Amte] sich mit 7 Uhr anfangen, stehe ich selten vor 6 Uhr auf. Kommt nach dem Morgensegen der leidige Kaffee. Ein Capitel, jetzt im Briefe an die Römer, und einige Worte im Exodus [2 Buch Mose, Hebräisch, wie jenes Griechisch] werden mit Hänschen durchgepeitscht; dann geht es vor, oder auch nach 8, spornstreichs nach der Loge, wo ich nichts als lese. Vor dem Essen wird im Ab- und Zugehen eine Scene im Terenz durchgelaufen. Vom Tisch zur Iliade [alles mit Hänschen], um 2 zur Loge bis gegen 6 Uhr. Im Ab- und Zugehen wird Kaffee getrunken und ein wenig Englisch gelesen . . . Alles im Fluge. Nach den Stunden kommen die beiden Marssöhne auf den Hamlet zu Gaste. Bentevegni schließt bisweilen mit einer Scene aus dem Metastasio. Dann kommt doch noch bisweilen Kr. oder ein anderer. Die Sonntage habe ich der bibliotheca fratrum polonorum geweiht [einer Sammlung polnischer Religions- und Reformationsschriftsteller], welche ich den heillosen Einfall bekommen habe anzufangen. Den Sabbath habe ich noch für einen Israeliten aufgehoben, der sich zum Studiren appliciren will und sich um meinen Sohn im Hebräischen verdient macht. Hierin besteht also das Gemälde meines eitlen Wandels und täglichen Lebensberufes. Aus dem Ekel desselben läßt sich eben nicht ein günstiges Horoskop für meine künftige Autorschaft stellen . . .“

Aehnlich blieb Stimmung und Beschäftigung in den nächstfolgenden Jahren, natürlich immer mit Abwechselung in der Wahl der Lectüre, im brieflichen und sonstigen Verkehr, wie in der

thätigen Theilnahme an Leid und Freude Anderer, wie z. B. an der in Mohrungen unglücklich verheiratheten Schwester Herders, der er eine große Stütze war. Auch hatte er um diese Zeit die Freude, den jüngsten der Brüder Berens aus Riga zum Besuch bei sich zu sehen. „Mein Herz hüpfte, ich weiß nicht wie, bei diesem Namen, schrieb er; ich bot ihm zum freundlichen Willkommen alles was ich hatte an.“ Im Januar 1782: „Mein Posten ist so eingeschränkt wie möglich, und mein Geschmack mehr wie sonst entfernt, außer meinen Cirkel zu gehen. Das Minimum ist das Gesetz meiner Wirksamkeit oder vielmehr Unthätigkeit. Je weniger ich weiß, desto weniger habe ich zu verantworten. Ich habe weder mit Accise- noch Zollsachen das Geringste zu thun, sondern bin von Gottes Gnaden lediglich Verwalter der beiden Magazine, wovon eins bereits [bei dem damals sehr abnehmenden Handel Königsbergs] fast eingegangen . . . Unwissenheit und Ruhe ist mein Loos, mein Element und mein Wunsch.“

Juli desselben Jahres an Herder: „Meine Obstbäume im Garten grünen und gedeihen nach Herzenslust. Wenn mir der Himmel diese [von Lübeck verschriebenen und selbst gepflanzten] Erstlinge erhält, so höre ich auf, wie Adam anfing, und werde auf meine alten Tage ein Gärtner. Es muß alles spät bei mir kommen — und zeitig genug zum Feierabend. All mein Lesen ist nichts als mich stumpfer zu machen und meine lange Weile zu vergrößern. Hänschen hat den Anfang gemacht, bei Archidiakonus Matthes in die Kinderlehre zu gehen. Wir haben dieses Jahr zum sechsten Mal das N. T. angefangen und sind gegenwärtig im Briefe an die Hebräer. Im Lateinischen lesen wir das 3. Buch der Aeneide, im Hebräischen das 4. Buch Mose. Im letzten Buch der Iliade bin ich auch schon mit ihm, und H. zu Gefallen werden wir nächstens einen Versuch mit Pindar machen. So diene ich wenigstens wie ein stumpfer Stein, Andern die Schneide zu geben, die mir selbst fehlt. Die Mädchen wachsen leider auf ohne Sitten, ohne Kenntnisse. Ein wenig Vorwitz

und Neigung zum Lesen scheint die älteste auch zu haben. Unterdessen ist Gott Lob alles gesund und frisch. Auch sind Klötze besser als Puppen, wenn mir der Himmel einmal Schwiegersöhne nach meinem Geschmack bescheert.“ Indeß blieben die Klötze nicht Klötze, ohne darum Puppen zu werden, und die Schwiegersöhne würden auch wohl nach des Vaters Geschmack gewesen sein, wenn ihm noch bescheert gewesen wäre, sie zu sehen.

Inzwischen verengte sich sein wirthschaftlicher Horizont mit Anfang des folgenden Jahres noch mehr, als auch jene Nebeneinkünfte, die sogenannten Fooi-Gelder, ihm von der Oberbehörde entzogen wurden. Seine Eingabe dieserhalb an den König, welche zugleich auf Gesuch und zum Besten seiner Collegen geschah und die schweren Mängel und Schäden der damaligen französischen Finanzverwaltung unumwunden aufzudecken sich bemühte, blieb unbeantwortet. Er tröstete sich: „Unser allergnädigster Landesvater“, schrieb er an den alten Freund G. E. Lindner in Mitau, „hat meinen allerunterthänigsten Bettelbrief keiner Antwort gewürdigt. Dieses war indeß kein Bettelbrief, sondern unter uns geredet, ein wahrer Hirtenbrief, und ich bin sehr froh, daß er sich begnügt, mit einem allergnädigsten Stillschweigen darauf zu antworten.“

Nicht unerwähnt möge auch bleiben, daß Hamann auf ausdrücklichen Wunsch jenes Lindner, des früheren Hofmeisters, jetzigen Arztes, welcher zum Besuch seiner sterbenden alten Mutter nach Königsberg gekommen war und die alte Freundschaft mit Hamann erneuert hatte, dessen etwa achtzehnjährigen Sohn Ende Januar 1783 zu sich in Pension nahm, um ihn mit dem eigenen, Hans Michel, zusammen zur Universität vorzubereiten. Er mußte aber bald erkennen, daß der junge Mann in keiner Sprache oder Wissenschaft genügenden Grund gelegt, dagegen um so mehr Sinn für Vergnügungen und Zerstreuungen hatte, und so mußte der Lehrende sich nach den verschiedensten vergeblichen Anstrengungen und Versuchen begnügen, ihn wenigstens im Lateinischen bis zur

damals erforderlichen Nothreife eines „akademischen Bürgers" zu bringen, ihn dann aber, nach halbjähriger Bemühung in seinem Hause, entlassen. Ausführlich spricht Hamann sich darüber aus in Briefen an den Vater, wie an Herder und Reichardt. Wir entnehmen daraus folgendes auf seine Stellung, Stimmung und Lebensweise Bezügliche. An den Arzt Lindner, Ende Januar:

„Armuth und Reichthum — Geiz und Verschwendung gieb mir nicht — ist wohl immer das beste ökonomische Gebet gegen den schwarzen und weißen Teufel. Da ich beide Anfechtungen aus der Erfahrung kenne, so wollte ich nicht gerne in den Verdacht bei Ihnen kommen, daß der Geiz bei mir stärker wäre als Pflicht und Freundschaft und Erkenntlichkeit. Ich muß mich also in Ansehung der Pension erklären, nachdem ich mit klügeren Leuten darüber zu Rath gegangen bin, denen zufolge ich 400 fl. als das geringste und 500 fl. als das höchste [für das Jahr] aussetzen muß . . . Ich habe Ihnen bereits meine Verlegenheit gemeldet in Ansehung der Fooi=Gelder. Ich war auf zwei Mittel gefaßt, mich so kümmerlich als möglich einzuschränken, oder durch eine leidige Autorschaft mir zu helfen. Im ersten Falle wünschte ich keine Zeugen meines häuslichen Kummers zu haben. Also muß ich entweder in verlornen Stunden etwas durch Uebersetzen oder sonstwie zu erwerben suchen, oder bei der Pension Ihres Sohnes darauf Rücksicht nehmen, damit ich Muße und Lust gewinne, mich auf meinen Pflegesohn und meinen natürlichen Sohn allein einzuschränken. Beliebt es Ihnen, geliebtester Freund, einen Ueberschlag zu machen, so bedenken Sie ja, daß alles von Jahr zu Jahr hier theurer geworden ist . . . Wild und Wein kommt auf meinen Tisch nicht, findet sich auch nicht in meinem Keller. Mittags trinke ich Wasser und Abends Bier. Dafür habe ich Freunde, wo ich beides reichlich genießen kann. Der Kaffee [damals noch selten und theurer] ist das einzige Prärogativ als Hausvater, alles Uebrige theile ich gern mit meinen Hausgenossen. Abends esse gar nichts oder ein Butterbrot, oder Kartoffeln.

Demungeachtet kommt mir meine Haushaltung ordentlich 60 fl. und diesen Monat 80 fl., weil ich Korn eingekauft ꝛc.“

Ostern desselben Jahres an denselben: „Ihr Sohn befindet sich Gott Lob gesund und ist gestern aufs Land gereist, um die Feiertage daselbst zuzubringen. Wenn er noch zufrieden ist mit mir, wie ich mit ihm, so habe ich noch Hoffnung, etwas auszurichten, was meinen Absichten, Ihren Wünschen und seinem wahren Besten gemäß ist. Der geringste Verdacht aber von seiner Unzufriedenheit würde der meinigen das Uebergewicht geben. . . Das Latein ist mein Hauptaugenmerk gewesen, und ungeachtet ich mit Decliniren und Conjugiren habe den Anfang machen müssen, so ging dieses doch so ziemlich fort, daß ich feste Hoffnung hatte, zu Ostern mit ihm fertig zu werden, unter den Bedingungen seiner eigenen Betriebsamkeit und Fleißes; denn wenn er nicht wollte, wäre alle meine Arbeit umsonst. Er versicherte mir diese Lust zu haben, und ich muß ihm auch einräumen, daß es von Seiten des Geistes nicht fehlt; aber das Fleisch ist schwach und ein von Jugend auf genährter Hang zur Eitelkeit und Weichlichkeit ist schwer zu überwinden, und wechselt bei ihm wie der Mond. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm die Nothwendigkeit der Diät zum Studiren wichtig zu machen; aber Bälle, Concerte, Theater ist sein Element. Ist es einem jungen Menschen zuzumuthen, die Gegenstände seines Dichtens und Trachtens so bald zu verleugnen, und sie mit ganz entgegengesetzten zu vertauschen?“ Man erkennt aus diesen Worten die alte Freimüthigkeit des Schreibers, die hier, wenn irgendwo, durchaus pflichtgemäß war. Seine Erzieherweisheit andrerseits erhellt aus folgenden Schlußworten: „Ihre Erinnerungen über den Ton seiner Briefe bitte ich mir immer im Nothfalle mitzutheilen, werde mir aber keinen unmittelbaren Einfluß darauf anmaßen. Dergleichen Symptome des Leichtsinnes hören von selbst auf, wenn die Quelle gebessert wird, und müssen eher befördert und avancirt als zurückgetrieben werden. Es ist mir um einen Grund zu thun, und die Fähigkeit, daß er in den

Stand gesetzt werde, ihn hernach selbst weiter anzubauen. Denn ohne selbst zu denken und zu arbeiten, mit Lust und Ueberlegung, ist alles nur Zwang und Täuschung."

Am Pfingstmontage endlich: „Es gehe wie es gehe, so ist mein Entschluß gefaßt, und weder Bitten noch Anerbietungen werden mich bewegen können, Ihren Herrn Sohn länger als diesen Sommer zu behalten. Ich habe wie ein Pferd gearbeitet, und muß mich jetzt darauf allein einschränken, ihn in Ansehung der Sprache zu einem akademischen Bürger zu qualificiren. . . . . Nehmen Sie daher, liebster Freund, Ihre Maßregeln, um seine baldige Abreise nach Göttingen gegen Michaelis zu befördern. Es fehlt ihm nicht an natürlichen Anlagen, die nicht durch Zwang sondern Freiheit entwickelt werden müssen. Es wäre unverantwortlich von mir, wenn ich, ohne Ihre Hoffnungen erfüllen zu können, mich abhärmte und verzehrte, zum Nachtheil meiner eigenen Kinder, die desto nöthiger haben etwas zu lernen, weil sie keine Empfehlungen, kein Geld, keine Unterstützung zu ihrem künftigen Fortkommen von mir erwarten können, und aller der Vortheile beraubt sind, die Ihr Herr Sohn zum Voraus schon hat, und worauf er Staat machen kann. Dies ist Ja und Amen! und selbst meine Freundschaft für Sie und Ihren Herrn Sohn hat an diesem festen Entschluß den größten Antheil." Es geschah denn auch, wie er hier geschrieben.

An Herder aber schrieb Hamann gleich nach Abgang des jungen Lindner, nachdem er von seinen und seiner Collegen geschmälerten Einkünften berichtet: „Freilich, liebster Herder, fehlt es an dem Himmelreich *in uns*, und der Bauch klebt am Erdboden; sonst würde ich diesen leidigen Nahrungs-Eitelkeiten nicht unterliegen, und mehr Stärke haben, mich ihrer zu entschlagen. Wozu braucht der Mensch Kaffee und Bier, und dies und jenes? *Eben weil der Geist unthätig ist, nimmt das Fleisch überhand.*" An Aufrichtigkeit über sich selbst ließ Hamann ja auch nie zu wünschen.

Hiebei ist nicht zu vergessen, daß körperliche Leiden — Unterleibsbeschwerden zum Theil die Folge der sitzenden Lebensweise bei starkem Essensdrange — an der zu allen Geschäften unfähigmachenden Hypochondrie einen fortgehenden Antheil hatten. Seit etwa vierzehn Jahren wurde er von einem Uebel geplagt, das er scherzweise seine Philisterflechte nannte, wegen einer gewissen Aehnlichkeit zwischen ihn und der Plage, womit jene Feinde Israels heimgesucht wurden. Zwar hatte ihm Herder ein einfaches Gegenmittel gerathen — einen Abguß von Quecken, dem Unkraut, das in seinem eigenen Garten wuchs — und er hatte es wiederholt mit Erfolg gebraucht, aber es kam doch immer wieder und machte ihm das Leben sauer.

Ueber den Vater jenes Jünglings, den Arzt Lindner, welcher in jenem Sommer wieder Königsberg besuchte, äußerte er um dieselbe Zeit an Herder: „Ein ganz außerordentliches Phänomen in meinen Augen! Ich kann Ihnen nicht genug sagen, liebster Herder, was für ein reifer, edler Mensch aus diesem Manne geworden. Ich hielt seinen Entschluß, so spät (mit vierzig Jahren) die Medicin zu studiren, für eine neue Queckelei oder Familienzug; aber nichts weniger als das. Sein Herz und Seele hängt an dieser Wissenschaft und weil er in Ansehung der Hospitäler nicht Befriedigung in Berlin gefunden, geht er nach Wien." Welche Stütze übrigens derselbe Freund ihm auf seiner letzten Reise noch werden sollte, davon werden wir später hören. Auch jetzt schon hatte er ihm eine Linderung seines alten Uebels zu danken, welches der Queckenarznei nicht mehr weichen wollte.

Eine Sorge weit anderer Art machte ihm eine Zeitlang sein Sohn. Derselbe war im Juli desselben Jahres confirmirt, und der Vater konnte an Herder schreiben: „Unser jetziger Oberbürgermeister Hippel [der bekannte humoristische Schriftsteller] hat ihn von oben bis unten zur Einsegnung gekleidet und dringt auf seine akademische Einschreibung, um ihn durch Stipendien unterstützen zu

können." Zunächst indeß ließ der Vater es zu, daß jener auf einige Zeit der Einladung eines Gutbesitzers, des Kriegsrath Deutsch auf Graventhien, folgte, um unter dessen Hofmeister seine Vorbereitung zur Hochschule zu vollenden und zugleich dem Sohne des Hauses zur Gesellschaft und Anregung beim Studium zu dienen. „So sehr ich ihn auch zu meinen Bedürfnissen und Bestellungen vermisse, heißt es in einem Briefe an Reichardt, so gern entbehre ich ihn und begnüge mich an dem Gerüchte seines guten Verhaltens, und wünsche nichts so sehr, als daß es wahr sein und bleiben möge."

Diese letztere Besorgniß war besonders durch einen anscheinend geringfügigen, in Wirklichkeit und im Auge des tieferblickenden Vaters ernsten Umstand angeregt worden, welcher kurz vor des Sohnes Abzuge ans Licht gekommen war. Letzterer nämlich hatte einer Leidenschaft zum Biertrinken soweit nachgegeben, daß er wider des Vaters ausdrückliches Verbot ein Glas Bier Abends unter sein Bett zu stellen pflegte, welches die Mutter einst gefunden. Dieses und die große Unordnung, die sich unter seinen Papieren und Büchern fand, hatten einen gerechten Strafbrief des Vaters zur Folge, in welchem es nach Auseinandersetzung des Ungeziemenden jenes Benehmens hieß: „Es ist also ein bloßer Hang nach Verbotenem, den Du zu stillen suchst, und dergleichen blinde Begierden haben eine Quelle und Folgen, die Du nicht vorzusehen im Stande bist, und Deine Gefälligkeit gegen selbige ist noch blinder. Ich weiß, wie sehr diese Zaubereisünde des Ungehorsams in meinem Hause herrscht (!) und wie wenigen Einfluß die Verheißungen des vierten Gebots auf eure Gesinnungen und Handlungen haben, ohngeachtet meiner Bitte, nicht meinetwillen, sondern um Gottes und eurer selbstwillen zu hören und zu folgen. Aber unter zwei Uebeln will ich lieber einen Ungehorsam als einen betrüglichen und knechtischen Augendienst. Wenn ihr nicht Gott fürchtet, was liegt mir daran, von euch verachtet und verlacht zu werden! Wenn ihr nicht Ihn

liebt, so verlange ich nicht, euer Oelgötze zu sein. Wenn Du Johann Michel deinen Taufbund und das durch die väterliche Einsegnung bestätigte Gelübde so bald vergessen kannst — so vergiß auch alle meine Lehren — und erwarte keine neuen von mir! „Du bist schon satt geworden, Du bist schon reich geworden, Du herrschest schon ohne uns" (1 Cor. 4). Wenn Du die Verbindlichkeit des vierten Gebots nicht fühlest, so werde ich so stumm sein als Du taub bist. Ich wünsche vom Grunde der Seele, daß Du eher daran glauben und nicht nöthig haben möchtest, erst durch Erfahrung klug zu werden, wie viel der Segen oder der Fluch dieses Gebotes in unser ganzes Leben wirkt und wie unser Herz durch selbiges zu einer wahren Liebe des Nächsten gestimmt und vorbereitet werden muß.

„Wenn Du dem Apollyon und Abaddon, dem Geist der Unordnung, nicht entsagst und Dir nicht Gott zu Deiner neuen Lage ein neues Herz schenkt, so habe ich umsonst Deine Versetzung aus meinem Hause gewünscht und wir würden alle der Früchte dieses erfüllten Wunsches beraubt sein. Mit der ersten Post antworte Deinem bekümmerten und betrübten Vater J. G. H."

Die Antwort wie das Urtheil der Anderen muß befriedigend gelautet haben, denn Ende November konnte der Vater schreiben: „Noch mehr Freude hat mir des Herrn K. Zeugniß von Deines lieben Freundes Uebung im Griechischen mit Dir, und Deine Nachrichten von desselben zunehmender Lust und Fleiß im Lateinischen gemacht. Auf einen solchen Laut habe ich lange gewartet. Nun hoffe ich, daß eure Freundschaft mehr Leben gewinnen und fruchtbar werden wird. Wie sehr mich dieser Wink in Ansehung meiner Hauptabsicht beruhigt! Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert, und ihre Salbung lehrt uns alles. Nicht dem Baume der Erkenntniß haben wir unser Glück zu danken. Es giebt einen bessern, einen höhern Weg, als Sprachen und Gnostik. Wende also die Schule der Freund-

schaft gut an, und sie wird mehr als jede andere zu Deiner Erziehung und Bildung beitragen.

So durfte der wohl schreiben, welcher in Bezug auf Klopstock einst geäußert (an Herder): „Selbst das Lächerliche im Enthusiasmus der Freundschaft hat etwas Heiliges für mich“; und an Reichardt: „Bei so manchen Mißverständnissen bin ich so außerordentlich glücklich gewesen, mir niemals einen Feind zugezogen zu haben.“ „Es geht mir mit der Freundschaft wie dem lieben Kaffee“, schrieb er damals, beim Tode eines älteren Freundes, deren er mehrere zu der Zeit auf diese Weise verlor, „den ich eben so lebhaft liebe als hasse. Enthusiasmus und Mißtrauen sind beides Gift in ihrer Art, aber eines zugleich das beste Gegengift des andern. Dazu gehört freilich ein guter Magen und etwas grobe Fibern in den Eingeweiden. So lange es noch Menschen gibt, und so lange wir es selbst sind, wird es uns an Freunden nicht fehlen. Der Baum des Lebens sowohl als der Freundschaft thut aus Ihm entspringen gar hoch vom Himmel her aus Seinem Herzen. So sang ich alle Tage und hatte auch gestern gesungen.

Bleibt der Centner mein Gewinn,
Fahr der Heller immerhin!“ —

Allein September 1784 sang oder schrieb er doch an Herder: „Ich habe keinen einzigen Freund, mit dem ich zu Rath gehen kann, so glücklich ich übrigens mit Freunden versehen bin; aber sie dienen bloß zum Gegengift der langen Weile und nicht zum Beistande — kein Bein von meinen Beinen, kein Fleisch von meinem Fleisch, keine „Hälfte meiner Seele“, keinen Prüf- und Wetzstein meiner Ideen, keinen Schiedsrichter meiner Einfälle!“ —

Andrerseits drückte die immer fortschreitende Abnahme der Einkünfte, die so nöthig waren für den Unterhalt der Seinen. „Erachten Sie selbst, schrieb er im Sommer des letztgenannten Jahres an einen Freund, wie mir bei dieser Lage zu Muth sein muß,

und daß man dabei alle Lust zum Leben verliert, mit Verdruß erwacht, mit Kummer schlafen geht, und den Tag verträumt." Und einige Zeit zuvor, als die Fooigelder gänzlich entzogen wurden: „Gute Nacht, Bier! Pfeife! Kaffee! Porto! Freundschaft! Du falsche beste ganze Welt!" —

5. Lichtere Aussichten.

Am 4. September 1784 erhielt Hamann einen Brief von einem ihm bis dahin gänzlich Unbekannten, Franz Buchholz, Herrn von Wellbergen, einem Gute unweit Münster in Westfalen. Derselbe hatte einige von Hamanns früheren Schriften von Lavater erhalten, gelesen, und jung, empfänglich, grüblerisch und wiederum auch leicht begeistert, überdies ein Freund philosophischer Studien, hatte er an den nordischen Magus geschrieben und sich ihm zugleich als Sohn angeboten mit dem Wunsche, ihn möglichst bald selber zu sehen. Hamann äußert seinen ersten Eindruck über diesen Brief u. a. an Herder, vom 13. deff. Mts:

„Eines jungen Liebhabers Brief hat mir manchen paradiesischen Traum und lustigen Einfall gegeben. Ein junger Mann von 25 Jahren, [katholisch Confession], reich, weich erzogen, der manche Bedürfnisse hat und über Hypochondrie klagt, hat sich schon in diesem Jahre vorgenommen, mich zu besuchen, und verspricht es künftiges, bittet mich, ihn zum Sohne aufzunehmen. Ich habe den Scherz aufgefangen und ihn, so gut ich gekonnt, fortgesetzt. Er kennt meine Schriften, glaubt mir Dank schuldig zu sein, ohne daß ich weiß, wofür? Ich vertraue Ihnen dieses neue Abenteuer, ohne nöthig zu haben, Sie zu bitten, wenn Sie zu Münster Verbindungen haben, mit aller möglichen Behutsamkeit, was Sie von dem Charakter dieses Alcibiades erfahren können, mir mitzutheilen. . . Meine schwärmerische Einbildungskraft findet schon eine entfernte Wahrscheinlichkeit, den

Wunsch eines Wiedersehens auf eine oder andere Art möglich zu machen."

Dem Schreiber jenes Briefes aber hatte Hamann schon am 7. September geantwortet: „Liebwerthester Herr und Sohn. Wie die Männer Ben-Hadad (1 Kön. 20, 33) habe ich das Wort eilend von Ihnen genommen und auf mich gedeutet. Ich habe Ihren Brief vom 7. August den 4. d. Mts. erhalten, und mache mir auch die erste Wärme des Einfalls zu Nutz, um der feuchten Kälte des hypochondrischen Nachdenkens zu entgehen. Ein junger Mann, den Lavater liebt, gibt mir wenigstens so viel Vertrauen, das seinige nach Vermögen zu erwidern. Wodurch ich Ihren Dank verdient, weiß ich nicht. Da aber meine schon verwelkten Blätter noch in Ihrem frischen Andenken sind, so werden Sie das jüngste Kind meiner Wehen und Schmerzen brüderlich aufnehmen, und vielleicht hinterher ein Verzeichniß der Muttermale und Makeln, womit es auf die Welt gekommen." Es war Hamanns in dieser Zeit entstandene hochbedeutende Schrift wider die bloß natürliche Religion gewisser Berliner Aufklärer: „Golgatha und Scheblimini." Weiterhin theilte derselbe die Hauptsachen aus seinem eigenen Leben mit und schloß dann: „Noch bin ich Gott Lob ohne Schulden; wo ich aber künftig Jahr Geld zu Briefporto, Holz, Kleidung und Unterhalt meiner Kinder hernehmen soll, weiß ich nicht, und gehe daher mit halsbrechenden Entwürfen der Selbsterhaltung, Nothwehr und Verzweiflung schwanger. . . Ist dieser reine Wein der Wahrheit nach Ihrem Geschmack, so sind Sie dem unverdienten Vater Ihrer Wahl herzlich willkommen. Eine Sommerstube — ein kleiner Hain Mamre [vgl. oben], ein verwilderter Küchengarten und die Aussicht einer Stadtwiese steht zu Ihrem Befehl. Für Tenne und Kelter u. s. w. ist Ihre eigene Sorge. — Ich bekenne mich durch jede väterliche und brüderliche Gesinnung, deren ich fähig bin, für Ihren aufrichtig ergebenen Freund und Diener J. G. H."

Buchholz wurde indeß durch Kränklichkeit abgehalten, seinen

beabsichtigten Besuch in Königsberg in jenem Jahre auszuführen. Dagegen fand er sich veranlaßt, seine Liebe zu dem geistigen Adoptiv-Vater durch ein großartiges Geschenk zu bethätigen: er sandte ihm für jedes der vier Kinder tausend Thaler, deren Zinsen zur Erziehung derselben verwandt werden sollten. Hamann, welcher kurz zuvor an Lindner bemerkt hatte: „Wer weiß, ob ich künftiges Jahr erlebe, denn wovon ich leben soll, weiß ich nicht," war erschüttert von dem unerwarteten „fürstlichen Geschenk", das ihm wie eine Gabe vom Himmel vorkam, und es ja auch wirklich war. Seine Antwort vom 15. December desselben Jahres lautet:

„Mein ewig zu verehrender Sohn und Wohlthäter. . . Nicht anders als ohne Zeugen war ich Ihren Brief nebst Beilagen zu lesen im Stande. Wie wohl mir dabei zu Muth gewesen, vermag ich nicht zu sagen. Ungeachtet ich schon auf Ihre Denkungs- und Handlungs-Art durch eine umständliche Herzensergießung unsres lieben Lavater zubereitet und eingeweiht war, so übertrifft doch die Güte und Größe der That und der Erfüllung alle seine prophetischen Winke und alle Träume meiner aufgebrachten Phantasie. Sie werden auf einmal zum Vater an mir und den Meinigen; lassen Sie mich, wie ein Kind, Ihren und einen höhern Willen erkennen und annehmen. Dein Wille geschehe, hat mir den ganzen Tag im Sinn gelegen, und ich unterhielt mich über dieses Thema, nach einer Menge kleiner, unbedeutender Geschäfte, die mich den ganzen Vormittag zerstreut, mit einem unsrer angesehensten Geistlichen, dem ich an meiner Hausthür begegnete, und der sich gefallen ließ, eine Stunde lang bei mir abzutreten. . . Durch einen so rüstigen, muthigen und heitern Tag ist mein Gemüth zu der Wonne dieses Abends eingeleitet worden. Ob die Zeichen und Wunder meines ganzen Lebens meinen Glauben stärken oder meinen Unglauben beschämen sollen, weiß der Herzenskündiger am besten. . .

„Ach mein auserwählter, ach mein gewünschter Sohn! [Spr.

Sal. 31, 2]. Zu was für einer Wüste wird die beste Welt, wenn alles, alles darin eitel ist! Den Seinen gibt Er (es im) Schlaf. — Ein tiefer Schlaf, fast ohne Träume, stand mir nicht nur des Nachts, sondern auch des Tags zu Gebot. Wenige Ausnahmen gab es in meinem Leben, ich habe mehr Freuden- als Leid-Thränen darin vergossen; selbst meine ergiebige Galle löst sich leichter in Lachen als Wehmuth auf. Beinahe wäre es mir altem Mann auch jetzt wie dem [bei seinem Nichtshaben frohen] Seifensieder ergangen; aber es war ein Handgriff, mich in der Weisheit Salomonis und Erkenntniß der Eitelkeit einen Schritt weiter zu bringen. Ich habe, glücklicher als er, unter Tausenden Einen Menschen gefunden. Der ewig reiche Gott lasse Ihre Ernte gleich Ihrer Aussaat gerathen, daß Viele Gott danken mögen."

Wie groß die Verlegenheiten waren, aus denen Hamann durch jenes Geschenk befreit wurde, sagt sein Brief an Reichardt vom zweiten Christtage. „Ungeachtet ich Ihnen oft genug meine Noth geklagt, so können Sie sich doch kaum vorstellen, wie weit selbige ging. Wenn Gott nicht den jungen Lindner auf dreiviertel Jahre in mein Haus geschickt hätte, so wäre ich schon längst in Schulden vertieft. Ich habe mich von seiner Pension bisher erhalten, und das Oelkrüglein ging auch zu Ende bis auf die letzte Neige. — Ungeachtet ich weder zum Helden, noch Märtyrer, noch Mönch, noch Schmarotzer geboren bin, so besitze ich doch eine kleine Anlage zu allem, und in dieser Mischung so verschiedener Elemente besteht vielleicht die Idiosynkrasie meines Charakters."

Nachdem der Schreibende darauf den Anfang des Verhältnisses mit Buchholz erzählt, fährt er fort: „Während der Zeit erhielt ich allerhand Nachrichten von der Individualität dieses edlen Jünglings, die meine Einbildungskraft aufs höchste spannten. Sie wurde aber unendlich übertroffen durch das fürstliche Geschenk einer Anweisung auf ein so ansehnliches Capital für jedes meiner vier lieben Kinder zu gleichen Theilen, daß ich eben so sehr über

die unaussprechliche Gabe, als über die unaussprechliche Art, womit mir selbige aufgeopfert und aufgedrungen wurde, in Erstaunen und Verehrung der göttlichen Vorsehung und ihrer Individualität, die sich auf Spatzen und Eulen erstreckt, vergehen möchte. Auf einmal bin ich vermögend, meine vier Kinder wie ein rechtschaffener Vater von den Zinsen zu ernähren und zu erziehen.

„Ich weiß, Sie freuen sich mit mir, lieber guter Reichardt, und werden die Anwendung von diesem Zeichen und Wunder, das Gott an mir armen, verlassenen, verschmähten Mann gethan hat, von selbst zu Ihm Stärkung und Tröstung anwenden. Sie können sich leicht denken, wie ungeduldig ich bin, meinen Schutzengel von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dazu gehört aber Allerhöchste Erlaubniß, die ich nicht direct suchen kann. . ."

Daß die Freude über das Geschenk und dessen Geber keine schnell verfliegende Stimmung bei Hamann war, daß er sich demüthigte und ganz Gott die Ehre gab, bezeugt sein Schreiben an Frau Herder vom 7. Februar 1785, worin es heißt: „O wir Kleingläubigen, die nur immer auf Menschen sehen, und bei Menschen stehen bleiben, ohne sie und uns selbst zu kennen, und ohne zu bedenken, daß Gott alles zu ersetzen im Stande, was uns Menschen entziehen, und ihr guter Wille, ohne Seines Segens Einfluß, ein todtes und leeres Werkzeug ist, ja öfters ein Hinderniß unsers Glückes wird. Durch ein wahres Wunder göttlicher Vorsehung und Barmherzigkeit ist meinem Hause Heil widerfahren, ohne daß ich noch bis diese Stunde recht weiß, wie mir geschehen. Alle meine Einkünfte waren so beschaffen, daß ich meine Ausgaben mit dem Wachsthum meiner vier Kinder einschränken mußte. Lust und Muth verging mir zu leben, wenn ich an meine Lage dachte, die mir wie eine öde leere Wüste vorkam, bei dem an Genuß leider verwöhnten Geschmack. Da kam mir den 15. December ein Brief, wie ein Friedensbote vom Himmel des Nachts erscheint . . . Sie können leicht denken, wie erleichtert mein Gemüth, und daß ich wie neugeboren bin. Ich

habe jetzt keine andere Sorge, als das mir anvertraute Pfand der Vorsehung und unbekannter Freundschaft treu, gewissenhaft und klug zu verwalten. Mit der Lust zu leben nimmt auch die Lust zu arbeiten zu, und der Muth, mehr zu unternehmen, vielleicht selbst eine so lang erwünschte Reise und Ausflucht zu meiner Erholung, nach einer beinahe zwanzigjährigen Quarantäne in Fesseln und Banden des Kummers. Auf daß die überschwengliche Gnade durch Vieler Danksagen Gott reichlich preise, hat die geheime Geschichte, ungeachtet des mir aufgelegten Stillschweigens, hier ruchbar werden müssen. Ich weiß, daß Sie in und mit Ihrem Hause auch in der Stille sich freuen, Gott danken, und von ihm erwarten werden, was zum wahren Frommen dient. Wie nahe bin ich Ihnen seitdem, ungeachtet meines Stillschweigens gewesen; wie vollkommen wird meine Freude sein, — wenn es vollkommene Freuden für unsre Erde gibt, so sind sie, wie die vollkommenste Weisheit eines Salomo, erhörte und erfüllte Träume, — meinen lieben Pathen [Herders Sohn] und seine Brüder, und die Einzige, ihre Mutter, und meinen alten bewährten Landsmann und Dechanten aller ausländischen Freunde [Herder selbst] zu schauen und zu erkennen! Gott schenke uns Allen dazu Leben und Gesundheit; und Sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! denn seine Gnade ist besser denn Leben."

In dem Tags zuvor an Herder selbst geschriebenen Briefe ist die Stelle bezeichnend: „Es ist mir ein heiliges Stillschweigen auferlegt — auch ist es Gottes Ehre, eine Sache verbergen. Aber kurz, wir werden uns noch sehen, so der Herr will und wir leben . . . Ich flog schon im heiligen römischen Reiche, gleich einem Luftschiffer, auf und nieder. Die arme Raupe aber thut am besten, daß sie die Vorsehung walten und für die Flügel sorgen läßt zur Erreichung unserer Wünsche, die auch ihre Absichten sind. Wir wollen das Gute mit dem Munde und sie in der That und Wahrheit . . . Gott hat meine traurige

finstere Autorschaft gebraucht, den Kindern meines Leibes wohlzu thun, und ihre Erziehung zu befördern."

Wie sehr ihm diese Erziehung am Herzen lag, sahen wir u. a. aus dem Briefe an den Sohn, welcher bis Ende 1784, also weit über ein Jahr, in Graventhin blieb und ein gutes Zeugniß dort hatte. Wichtig sind die Worte, welche der Vater wenige Zeit vor der Rückkehr an denselben richtete. „Vergiß nicht, Dich auch bei gegenwärtiger Zeit derjenigen Verschen zu erinnern, die Du in Deiner Kindheit gelernt hast: „Ein Herz, das Demuth liebet &c." und: „Kindlein! wir erkennen, daß Du der Heiland bist." Laß diese Wahrheit Dir niemals alt noch kalt werden, sondern Dir gleich einem verborgenen Schatz im Acker sein, Anfang und Fülle aller Erkenntniß und Weisheit. Sonst verdirbt alle Zeit, die wir zubringen auf Erden. Wenn alle Stricke reißen, das hält ewig. Himmel und Erde werden vergehen, aber Sein Wort bleibt und auf diesen Fels gründe Deinen Bau. Hör' und glaube, was Dir Dein alter Vater aus doppelter Erfahrung sagt."

So zeigt sich, daß bei allen Abirrungen und Schwachheiten der Natur der gute Same in Hamann nicht erstorben war. Die äußere Wohlthat mußte dazu beitragen, ihn zu wecken und zu stärken, ehe das Leben ihm ausging. Freilich geschah es nicht, ohne auch die Lust an diesem Leben neu zu entfachen, mit ihr die Lust zu reisen: zu den Freunden, die es waren und die es noch werden sollten. Denn auch in dem scheinbar bloß natürlichen Zuge und Drange waltet und wirkt oft ein anderer, höherer Trieb und Zug, dem Gezogenen selber unbewußt; das sollte sich hier merkwürdig genug, aber auch erhebend für Andere zeigen.

Die Reise Buchholzens nach Königsberg kam nicht zu Stande; Hamann wollte vielmehr zu ihm nach Münster, sobald die Stunde geschlagen. Einstweilen blieb der Briefverkehr rege und innig. „Mein auserwählter, mein gewünschter Sohn," lautet gewöhnlich die Anrede. Ende Januar 1785 heißt es dann: „Ungeachtet

aller Rechte meines Vaters, die Sie sich auf mich und meine Kinder erworben, gibt Ihnen mein Herz am liebsten jenen Namen Ihrer eigenen Wahl. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Begebenheiten meines wunderbaren Jahres noch vollends mitzutheilen. Im Sommer besuchte ich meine Freundin, die würdige Baronesse von Bondeli; und weß das Herz voll ist, geht der Mund über; so klagte ich ihr meine Noth in Ansehung der Erziehung meiner drei Töchter. Sie war so großmüthig mich hoffen zu lassen, daß sie sich dieser Sorge unterziehen würde. Mit eben so vieler Achtsamkeit ersuchte sie mich, einige Kleidungsstücke abholen zu lassen, wenn ich ihr diese Fürsorge nicht übel auslegte. Das geschah, und ich habe sie seit dieser Zeit weder besucht noch mich bedankt. Nach Erlebung des 15. December war meine erste Bewegung, diese großmüthige Freundin an meiner Freude Theil nehmen zu lassen. Sie machte mir Bedenklichkeiten und wollte ihre Entschließung auf Ostern aussetzen. Ich bat nur für meine älteste Tochter, aber je eher je lieber, und ich kam ganz beschämt nach Hause . . . Den 27. December erhielt ich meines Herzens Wunsch, die Erlaubniß, den Tag darauf meine Tochter hinzubringen. Denselben Nachmittag kam mein Sohn von Graventhin, er führte am 28. seine Schwester in ihrer neuen Mutter Haus" — „unter der Bedingung, [wie es in einem andern Briefe heißt,] sie nicht als Fräulein, sondern wie ein ehrliches Dienstmädchen zu erziehen, für die nackte jährliche Pension, zu der ich nichts als den Thaler für den welschen Sprachmeister beitragen kann. Der bloße Umgang einer so ausgesuchten Gesellschaft von adeligen und bürgerlichen Mädchen, als diese vortreffliche und gelehrte Meisterin erzieht, ist das größte Glück, was ich meiner Tochter wohl von Herzen gewünscht, aber niemals für sie hoffen können, und ich höre mit unaussprechlicher Freude, daß zwei ihrer edelsten und schönsten Zöglinge mit einander wetteifern, meiner Lisette Reinette in der Musik und im Französischen fortzuhelfen, wozu ihr der Anfang im Italienischen eben so günstig ist, als wenn sie mit

dem Französischen angefangen hätte." Auf den Einwand einiger Freunde aber, daß diese gelehrte Erziehung für das Mädchen überflüssig sei, erwiderte er: „Meine lieben weisen Herren! Es ist Pflicht, das Geld, was mir Gott und sein Mittler gegeben, zu Beider Ehre und der Bestimmung gemäß anzuwenden, und mir ist sehr wenig an der äußern — aber desto mehr an der innern Bildung gelegen, mit der es nicht so geschwind geht, als Ihnen Ihre Erfahrung einbildet." In der That fiel der so ausgestreute Same auf einen dankbaren Boden und der Vater durfte viel Freude an der Tochter erleben, welche ihren jüngeren Schwestern später zur Miterzieherin wurde, nach der Anleitung, welche ihr dazu bei der Frau von Bondeli geworden war.

In dem obigen Briefe geschieht indeß noch einer andern Thatsache Erwähnung, welche, „wie von ungefähr" mit der bisher erzählten zusammentreffen mußte, um deren Wirkung mächtig zu unterstützen, und dem von innen und außen Bedrängten eine Ruhe nach so mancher quälenden Arbeit zu verheißen. Fast gleichzeitig mit dem Verlangen des jungen Buchholz erwachte in einer vielerfahrenen, edlen und höchstbegabten Frau aus demselben Westfalen der sehnliche Wunsch, Hamann kennen zu lernen, zunächst nach allen seinen Schriften, dann aber auch persönlich. Es war die Fürstin Amalie von Gallitzin. Geboren 1748 in Berlin als Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls Grafen von Schmettau, war sie, weil die Mutter katholisch war, in einem schlesischen Kloster und dann bei einer Tante in Breslau erzogen, ohne doch schon etwas Gründliches zu lernen; hatte dann bei erwachendem Geistesleben vermöge eines unersättlichen Erkenntnißtriebes vieles nachgeholt, ohne damit die Vernachlässigung ihres Innersten in geistlicher Beziehung so bald gut machen zu können. Als Hofdame der Prinzessin Ferdinand von Preußen diese in die Bäder von Aachen und Spaa begleitend, erregte sie durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre musikalische Begabung allgemeines Aufsehen und wurde, obschon ohne wirkliche Neigung, die Ge-

mahlin des russischen Gesandten im Haag, des Fürsten Gallitzin, durch welchen sie für ihr geistiges Leben große Förderung erwartete. Als diese Hoffnung fehlschlug, auch der Verkehr mit geistreichen und gelehrten Männern in ihrem Innern nur Uebersättigung und Leere zurückließ, dazu ein Sohn und eine Tochter ihre Erziehung erheischten, beschloß sie sich gänzlich von dem Leben der großen Welt zurückzuziehen und einzig den Wissenschaften — sprachlichen, mathematischen, philosophischen — und ihren Kindern zu leben. Mit endlich erhaltener Bewilligung ihres Gemahls trennte sie sich von ihm und bezog zunächst in der Nähe des Haags einen Meierhof, der, um alle Freunde vom Besuch abzuschrecken, Nithuis genannt wurde. Ihre nach Freundschaft dürstende Seele fühlte sich dabei glücklich in dem engen brieflichen Verkehr mit dem platonisirenden holländischen Philosophen Hemsterhuys, bis der Wunsch, mit dem in Münster wirkenden Minister von Fürstenberg, diesem hochbegabten und für jegliche geistige und leibliche Wohlfahrt des Landes so thätigen Manne, sich über das Werk der Erziehung zu besprechen, sie auf einer beabsichtigten Uebersiedelung nach der Schweiz in Münster festhielt, wo sie denn vom Jahre 1779 bis zu ihrem Tode 1806 ununterbrochen verblieb. Die Sommerzeit wohnte sie mit ihren Kindern in einem Bauernhause des zwei Stunden entfernten freundlich gelegenen Kirchdörfchens Angelmodde, in den denkbar einfachsten Verhältnissen, aber im lebhaftesten Freundesverkehr mit jenen hochbegabten Männern, welche damals und später Münster hervorragend im besten Sinne des Worts machten. Wir nennen nur noch den edlen Priester Overberg, Beichtvater der Fürstin und „Normallehrer“ wie ausgezeichneten Lehrerbildner des Bisthums, ferner den gelehrten Sprickmann und den frommen Grafen Leopold von Stolberg, als Glieder dieses durch ernste Bande fast familienhaft geeinigten Kreises: des christlicheren und deutscheren Gegenstücks des gleichzeitigen, literarisch freilich viel berühmteren, Weimarer Dichterhofes.

Diese an Gesichtszügen wie an Begabung, Weisheit und Energie des Charakters Friedrich dem Großen so ähnliche, an Frömmigkeit ihn immer mehr weit übertreffende Fürstin war es gewesen, welche sich zu dem Verfasser so vieler tiefsinnigen und glaubensstarken, dazu so männlichschlagfertigen Schriften hingezogen fühlte, ungeachtet sie katholisch war. War doch hier Ein Glaube im tiefsten Grunde, welcher die Geister einte — wie es immer und überall sich zeigt, wo Jesus Christus als wahrer Gott und Mensch, als Heiland und Heiligmacher in der Seele erfahren worden, unbeschadet aller Unterschirde, welche konfessionelle Auslegungen und Ueberlieferungen der Schrift-Offenbarung aufgerichtet haben für diese Weltzeit. War doch die Fürstin selbst gerade durch den katholischen Minister von Fürstenberg zuerst auf die heilige Schrift gewiesen worden, durch welche ihr ein neues Auge und ein neues Leben aufging. Sie selbst schrieb darüber an einen bald mehr noch zu nennenden Freund, den Hofrath und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf. „Die heilige Schrift ist für mich in den letzten fünf Jahren die reichste Quelle des Lebens, fast die einzige wirkliche Nahrung meiner Seele geworden, die mir nach der zwanzigsten Lectüre noch eben so neu bleibt und bei jeder ein neues Licht in meiner Seele ansteckt, die mir an und für sich ein größeres Wunderwerk ist, als alle Wunder, deren Urkunde sie ist."

Und wie war sie mit Hamanns Schriften bekannt geworden? Derselbe Jacobi erzählte es letzterem, mit dem er seit einigen Jahren durch Vermittelung Lavaters ebenfalls in freundschaftlichen Verkehr getreten, in einem Briefe also: „Einmal, da ich in Münster war und Kleuker [ein protestantischer tiefgründender Theologe in Osnabrück, Uebersetzer des Zendavesta aus dem Französischen und ebenfalls seit Jahren Hamann befreundet] mich dort besuchte, kam an einem Abend die Rede auf Sie. Die Fürstin wurde sehr begierig, etwas von Ihnen zu lesen. Ich rieth es ihr ab. Kleuker meinte, die Sokratischen Denkwürdigkeiten könnten

allenfalls noch für sie genießbar sein. Auch das wollte ich nicht zugeben, und die Fürstin ließ beinahe ab von dem Mann, der sich unterstanden hatte, Sokratische Denkwürdigkeiten zu schreiben. Unterdessen blieb ihr der Hamann doch immer im Sinne, der so viel bei mir galt und ihr so ganz ungenießbar sein sollte. Den vorigen Sommer (1784) fand ich bei ihr einige Ihrer Hefte, die ihr Buchholz geliehen hatte, und sie war von den Sokratischen Denkwürdigkeiten und manchem Andern sehr erbaut."

Sie selbst aber, die Fürstin, schrieb an Jacobi über letztere Schrift: „Manches darin war mir unverständlich; was ich aber darin verstand, machte mich begierig alles zu verstehen. Ich las sie zum zweiten male, verstand mehr, zum dritten male, verstand wieder mehr, und doch sind für mich noch dunkle Stellen darin, die ich aber zum Theil für Beziehungen auf Bücher halte, die ich sehr unbelesenes und zum Lesen untüchtiges Geschöpf nicht kenne. Ich war von manchem in diesem Buche so getroffen, so äußerst angezogen, daß ich mir nun alle Mühe gab, mir noch mehr Werke von diesem Manne zu verschaffen. Je mehr ich daran sammelte, (ich habe ihrer etwa fünfzehn) desto mehr entwickelte sich eine Attraction zu dem Verfasser, und zugleich meine Begierde, etwas Näheres von ihm zu wissen . . . Was mich vollends gewaltig an Hamann zog, waren unsre gemeinschaftlichen Freunde, Platon, Homer, Sokrates und vor allem die heilige Schrift, von der sein ganzes Wesen imprägnirt ist. Mit dieser hat sich Hamann in meiner Vorstellung dergestalt und auf eine Art, die ich mit Worten in einem Briefe nicht zu sagen vermag, eingewebt, daß ich wie an einem heimlichen Ansatz von Liebe zu ihm krank wurde, der mich trieb, etwas Näheres von ihm zu erfahren."

So wandte sie sich an jene, ihr von früher her flüchtig bekannt gewordene Gräfin Kaiserlingk in Königsberg, von deren Besuch bei Hamann im Jahre 1779 wir Erwähnung gethan (S. 146), mit der Bitte, etwas von des Letzteren Lebensweise und Charakter zu erkunden und ihr mitzutheilen. Wie dieser Auftrag

weiter ausgeführt wurde, erzählt Hamann selbst in dem Briefe an Buchholz vom Januar 1785: „Den 29. December erscheint des Morgens ein Bedienter aus dem Gräfl. Kaiserlingkschen Hause und ich werde zum Morgen darauf hingebeten. Ich erscheine den 30. zur bestimmten Stunde. Man machte mir einige Vorwürfe, daß ich nicht öfter käme, und endlich knüpfte die gute Gräfin mit der allgemeinen Bemerkung an, daß ich auswärts in gutem Andenken stände. Ich gab ihr hierin Recht, und einen Beweis davon, daß ich durch einen mir unbekannten Wohlthäter in den Stand gesetzt worden, gestern meine älteste Tochter bei der Baronesse Bondeli unterzubringen. Ohne Namen, Ort und Umstände zu verrathen, war ich meiner Zunge nicht mächtig — und ein Zusammenfluß von Ideen, die ich nicht detailliren kann, und die sich auf Data beziehen, macht mich bisweilen eben so beredt als stumm. Sie erstaunte, daß schon jemand ihrer mir zugedachten Freude zuvorgekommen war, und theilte mir endlich den Auftrag einer Fürstin Gallitzin mit, alle meine Schriften zusammenzubringen, und meine ganze Lage und Individualität von innen und außen ihr anzuvertrauen . . ." An Jacobi lautete der nämliche Bericht in dieser Hinsicht: „Nach der herzlichen Versicherung, daß ich durch ein Wunder einer mehr als väterlichen und mütterlichen Vorsehung aus meinen Drangsalen erlöst wäre, volle Genüge bereits empfangen hätte, und ich mich selbst für undankbar halten müßte, mehr zu wünschen oder zu begehren, auch mein gegenwärtiger Reichthum mir fast eben so viel Sorgen macht, als die Armuth — kam es endlich zur Erklärung des neuen Wunders und Abenteuers."

Das gute Andenken, in welchem der Königsberger Packhofverwalter auswärts stand, war also in Wahrheit ein dreifaches. Buchholz, die Gallizin in Münster und Jacobi in Düsseldorf hatten, bei allen Schwächen und Sonderbarkeiten des Mannes, der tiefsten Freundschaft und Verehrung für sein besseres Theil in sich Raum gegeben, welches Bessere sich zumal im Schriftsteller

und Briefschreiber ihnen kund gethan hatte. Von nun an gestaltete sich denn auch der Briefverkehr zwischen Hamann und Jacobi aufs lebhafteste, ohne daß der mit Buchholz, Herder und Anderen darunter gelitten hätte. War es zunächst ein literarisches Interesse — eine schriftstellerische Controverse Jacobi's mit Mendelssohn in Berlin über Spinoza und seine Philosophie — gewesen, was zum schriftlichen Gedankenaustausch Anlaß gab, so trat doch bald ein innigeres Verhältniß in den Vordergrund. Schon aus der Art der beiderseitigen Anreden leuchtet es hervor, wenn Jacobi seinen Königsberger Freund „Vater, lieber Herzensvater", dieser jenen aber „lieber Bruder Jonathan", oder auch lieber Fritz Ariel Jonathan nennt. Im August 1786 konnte Hamann seinen Brief an ihn mit dem Vermerk beginnen: „Liebster Fritz, ich erhielt im August 1783 Deinen ersten Brief, und gestern den 49. von Deiner Hand;" und dabei hatte zu Anfang der Verkehr noch etwa ein Jahr beinahe ganz geruht, wegen eines Todesfalls in Jacobi's Familie, der ihn, den weichherzigen und tieffühlenden Mann, zum Schreiben unfähig machte. Indeß ist der Hauptinhalt auch dieser Briefe mehr literarischer Art und hat somit weniger Werth für uns; nur eine Anzahl Goldkörner daraus bieten wir anderswo dar. Hier nur, was sich auf die Reise und die verhoffte, lange hinausgeschobene persönliche Zusammenkunft bezieht, und was gleichzeitig weitere Blicke in das Innere des Freundes öffnet.

Aus 1785 Folgendes. An Buchholz (im Februar): „Das Liebesverhältniß Ihrer eigenen Wahl wird für mich immer interessanter und inniger, je mehr ich von Ihnen selbst lese. Sie haben sich alle Verdienste eines Erstgebornen erworben und mich erst in den Stand gesetzt, ein Vater meiner Kinder zu sein, aber diese und mich selbst in die Furcht einer desto größeren Verantwortung und in das sanfte Joch einer desto gewissenhafteren Treue und aufmerksameren Gegenliebe . . . Vergeben Sie es einem so häuslichen alten Manne, daß er Sie an seinen Herd und Küchenfeuer

versetzt. An dieser kleinen Welt hab ich genug, und sie ist das einzige Observatorium, von dem ich die große zu beurtheilen im Stande bin, die ich nicht kenne, und für die ich mich auch nicht schicke. Um Sie die ganze Herrlichkeit meiner Schwäche sehen zu lassen, wünschte ich Sie hier, und krähe in meinem Herzen, wie ein Hahn auf seinem Berge, nach Ihrer endlichen Erklärung, von der mein Entschluß abhängen wird . . . Ihre Neugierde, einen Menschen zu sehen, dem Sie Ihr Entbehrliches, wie Sie es nennen, aufgeopfert, kann so groß und so stark nicht sein, als mein philosophisches Bedürfniß im physischen und metaphysischen Verstande — die Hand, durch welche Gott mein Alles, das schon verlorne All meiner häuslichen Genüge, Ruhe und Freude auf einmal wiederhergestellt durch ein meinem tiefen Glauben und Unglauben entsprechendes Wunder und Zeichen — diese Hand wenigstens zu fühlen und zu drücken. Ihre eigene Besorgniß wegen Ihrer Gesundheitsumstände, Lavaters Zeugniß, Sie das zweitemal kaum erkannt zu haben . . . machten mich eben so dringend Ihnen [mit einer Reise] zuvorzukommen und alles von meiner Seite anzuwenden, um keine Zeit zu versäumen. Auch hatte das überfließende Oelmaß meine halbverloschene Lampe in eine eben so unmäßige Gluth und meine Lebensgeister in solche Gährung gebracht, daß mir keine Mauer zu hoch schien, einen Sprung zu wagen. Eine Gesundheitsreise, meinen Herder noch einmal zu sehen, seine Familie und Claudius von Person kennen zu lernen, und meine beiden Gotteskinder — denn in meinem Vaterlande habe ich keine — diese Reise war eine Mine, an der ich Jahre lang gegraben, und den Gedanken daran schon ganz aufgegeben hatte. Auf einmal erwachte dieser eingeschlafene Riese. Weil die Unternehmung einer so weiten Reise, die ich unbeholfener Mann, der schon drei Anfälle des Podagra gehabt, aber das vorige Jahr davon verschont geblieben ist, gern in Gesellschaft meines Hans Michael thun möchte, das Schwerste von jenen beiden Entweder-Oder ist: so thut mir eine so alte Lieblings-

idee wirkliche Dienste, und meine Einbildungskraft pflügt gern mit diesem Kalbe auf den äußersten Nothfall. Ohne bei diesen Gedanken einer Leichtfertigkeit mir bewußt, oder eben ein Sklave meines Wortes zu sein, ist auch bei mir Ja, ja, und Nein ist nein, wie bei jedem ehrlichen Manne." . . . „Sollte Ihre Unpäßlichkeit [heißt es anderswo] und die Aerzte eine Reise widerrathen, so bin ich fertig, alles zu unternehmen mit Gottes Beistand, um unsre gegenseitige Sehnsucht zu befriedigen."

Allein diese Sehnsucht sollte, zu mehrerer Erprobung der Geduld und Gelassenheit Hamanns, sobald noch nicht die Erfüllung sehen. Inzwischen schloß ein Brief vom 9. März mit den Worten: „Ich halte mich mit Trost und Zuversicht und freudigem Muthe an den Mann [Jesum Christum], an den Sie mich wegen meiner abzulegenden Rechnung und Dankbarkeit weisen. Er lasse Sie die Seligkeit des Gebens, nach einem seiner von Paulo aufbewahrten Sprüche, nicht nur reichlich, sondern auch unbetrübt schmecken und lange genießen! — Gott segne Sie mit den Zeichen und Wundern Seiner Liebe, wie Er durch Sie an mich gedacht und das Heer schwarzer, ängstender, fressender Sorgen mit einem Reihen süßer, leichter, heiterer, unterhaltender Sorgen abgelöst hat!"

An Herder, 28. März, Ostermontag. „Ich habe Jahre lang wie ein Maulwurf daran gearbeitet, eine Reise zu meiner Gesundheit und Erholung unternehmen zu können, und um Sie noch einmal zu sehen. Da ich alle Hoffnung dazu schon aufgegeben hatte und mich dem traurigen Schicksal unterwarf, hier zu vermodern, wurde dieser beinahe erloschene Funke wie durch einen Wetterstahl wieder aufgeweckt und angezündet. Zu der ebenso natürlichen Sehnsucht, meinen unbekannten Wohlthäter kennen zu lernen, kam eine ängstliche Besorgniß, daß seine schwache Gesundheit ihm keine so weite Reise erlauben würde, und meine Ungeduld, dieser Ungemächlichkeit zuvorzukommen. Eben so zufällig fing sich hier der für mich so interessante und innige Briefwechsel

mit unserm Jacobi an . . . Aber, Er hats angefangen und nicht ich; Ihm will ich auch die Maßregeln, Weg und Bahn des Ausganges anheimstellen. Ich werde keinen Augenblick versäumen, Ihre theilnehmende Freundschaft zu befriedigen, sobald ich nur selbst so viel Licht habe, um meine eigenen Schritte unterscheiden zu können. Ich wünsche Sie nicht anders als in Ihrer Propstei zu sehen und uns einander da ganz zu genießen."

In demselben Schreiben kommt Hamann auch auf seine eigene Unwirthschaftlichkeit zurück. „Zinse einzutreiben und auszugeben, darauf verstehe ich mich noch; aber als ein kluger Haushalter ein Capital zu verwalten, sicher unterzubringen, und wie ein frommer und getreuer Knecht damit zu wuchern, davon verstehe ich nichts, und werde es kaum in meinem Leben lernen . . . Wenn es noch reine Freuden hienieden gibt, so haben sie wenigstens mit den irdischen, schmutzigen Metallen nichts zu schaffen. Erwerben, Haben, Erhalten, Anwenden und recht Brauchen sind mit solchen Martha-Sorgen und Mühen, Verfolgungen, Versuchungen und Zerstreuungen, und ich möchte fast sagen, Anfechtungen zur Rechten und Linken verbunden, daß ich mit eben so viel lebendiger Ueberzeugung, als sonst dunkler Ahndung ausrufen kann: Selig sind die Armen! Mir ist vor den Täuschungen der Nähe und Ferne so angst, daß Sie vielleicht statt des zufriedenen glücklichen Freundes, den Sie erwarten, auch nichts Anderes als einen irrenden Ritter trauriger Gestalt an mir mir finden werden . . . Doch der Himmel wird sich von selbst wieder aufklären, und alles schwarze Gewölke ins Klare und Heitere bringen. Der uns gibt Leben und Geblüt, wird auch des Lebens Mangel ausfüllen, und vom Seufzen und Geschrei unsrer langen Weile erreicht, uns Beiden zu seiner Zeit geben, was uns hoch erfreut und ihm zur Ehre gereicht."

In welcher Weise Hamann sein Verhältniß zu Buchholz übrigens bald auffaßte, und zwar nicht bloß in scherzhaftem Verstande, bezeugen folgende Aeußerungen. An Jacobi (im

Februar): „Meine philosophische Neugierde, den Mann zu sehen und zu genießen, dem ich die große Herzenserleichterung von Sorge und Kummer verdanke, ist noch mehr durch Ihre Nachricht als durch Herders und Lavaters Empfehlungen und meine eigene Sympathie der Empfindungen gereizt. Ich finde mich aber in einer Verlegenheit, mich selbst gegen ihn auszuschütten, weil alles den Schein eines bestochenen Urtheils und einer parteiischen Leidenschaft in beider Augen haben muß. Lachen Sie, liebster Jacobi, so viel Sie wollen. Bei meinem großen Glück an Freunden, mit denen ich mich gar nicht vergleichen darf, habe ich immer eine Leere in meiner Seele nach einem Alcibiades [dem jugendlichen Lieblingsschüler des alten Sokrates] gefühlt, und am letzten Jänner lag mir immer im Sinne: „Ich habs gefunden, habs gefunden!" Unter Tausenden habe ich einen Menschen funden, einen Jüngling, der sich nicht schämt, ein Christ zu sein." An Buchholz selbst Anfangs April: „Vorgestern erhielt ich Ihre erwartete Zuschrift vom 18. v. M. Die eingeschlossene Silhouette war das erste, was mir entgegenfiel und meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Wie Sie allen meinen Wünschen zuvorkommen und selbige errathen können! dachte ich oder rief ich aus. So sehr mich der Kopf interessirt und mich für sich einnahm, fand ich doch bei allem meinem Mangel eines physiognomischen und überhaupt irgend eines Kunst-Sinnes einen Widerspruch in mir, Ihren Schattenriß darin zu erkennen. . . Und mit wie viel getäuschter Sehnsucht habe ich wie ein anderer Diogenes einen Menschen oder vielmehr einen Nächsten gesucht, dem ich mich ganz anvertrauen und auf dessen herzliche An- und Aufnahme ich mich verlassen könnte, und der eben die Neigung hätte, Experimente mit mir zu machen, welche ich so oft gleich einem Arzte, der sich nicht selbst zu helfen weiß, mit jedem der mir in den Wurf kam versuchte, indem ich bloß die Erfahrung meines eigenen Elends anzuwenden und mitzutheilen suchte. Mit eben der Wahrheit, womit sich St. Paulus eine unzeitige Geburt nannte, sah ich mich selbst als eine große

Windelpuppe an, die noch immer auf ein, ich weiß nicht was für ein Wunder seiner Entwickelung, Ausbildung und lebenerweckender Liebe seines Pygmalion [Bildners] ohne Hoffnung gehofft. Sollten Sie der Jüngling sein, den Gott dazu ausgerüstet, mich alten versteinerten Sokrates — — Wenigstens wollen wir uns bei unsrer leiblichen und persönlichen Zusammenkunft weder heucheln noch schmeicheln, sondern Wahrheit soll unsre Freiheit oder die Rechte des Eigenthums untereinander entscheiden." An Jacobi aber schrieb der Nämliche über den Nämlichen: „Die Bescheidenheit, sich selbst so gleichgültig und unbedeutend aufzuführen, ist für mich der größte und bedeutendste Zug seines Charakters." Und Freude machte es Hamann noch besonders, des Jüngeren Namen als Verfasser eines Aufsatzes in einem Münsterschen Blatte zu lesen, das ein Anderer ihm zugeschickt hatte.

Das Erste, was indeß eine Reise zu verbieten schien, war ein ernsterer Krankheitsfall, welcher Hamann Ende Februar befiel und fast den ganzen März anhielt — „eine Art Kolik mit fieberhaften Krämpfen", wie er dem Freunde Dr. Lindner, damals in Halle, meldete. An Jacobi brachte dieser Fall folgende Aeußerung Ende März zuwege. „Was die Beschwerlichkeiten meiner Reise betrifft, so hat sich die Gährung meines Gemüths während meiner Krankheit ein wenig gelegt. Es ist weder Leichtsinn noch Wankelmuth. Wie sonst, schreib' ich auch jetzt aus der Fülle meines Herzens. Mein ernster Wunsch und Vorsatz ist unverändert, so der Herr will, und wir leben. Erlauben Sie mir aber alles dasjenige wieder zurückzunehmen, was meine lästige Art in meinen Briefen Ihnen vorgeschäumt. Zum Laufen hilft nicht schnell sein. Ich will das Spiel der Vorsehung durch keinen übereilten Schritt verderben. Wer es angefangen hat (nicht ich), mag es auch vollenden. Mein deutsches Ja! und herzliches Amen! soll von keiner wetterwendigen Elster meiner Lüsternheit oder guten Willens, sondern von männlichen Grundsätzen der Freundschaft und Pflicht, und von näheren Umständen und Gegebenheiten

der Vorsehung und ihrer Mittelsperson abhangen, deren Entwicklung und Aufklärung ich täglich erwarte. Ich bin noch bis auf diese Stunde in der Hauptsache völlig im Dunkeln. Wer aber des Nachts wandelt, der stößt sich, denn es ist kein Licht in ihm. Joh. 11, 10."

Aber dann wieder, Anfangs April an denselben: „Mein geerbter Schwindel macht mir bisweilen den Kopf so leer, stumpf und wüste, daß alles in mir und um mich herum zur Wüste, Einöde und fürchterlichem Chaos wird." Vierzehn Tage später: „Sie können sich meinen trostlosen Zustand nicht vorstellen, und wie ich an mir selbst verzage, weil ich keines gesunden vernünftigen Gedankens mir bewußt und gänzlich thierisch bin." 1. Juni: „Wie leicht ein Wald von Grillen in meinem Gemüthe aufschießt durch die Furie meiner dithyrambischen Einbildungskraft, ist mir noch unbegreiflicher. Außer der hypochondrischen Furcht wegen meines Reisepasses quälte ich mich mit der getäuschten Erwartung bei der wirklichen Erscheinung meiner lächerlichen Gestalt und leeren Figur, daß ich mich selbst nicht auszustehen und zu leiden im Stande bin, und je mehr man mir zuvorkommt, desto verstockter und ärgerlicher über mich selbst werde, und an Allem irre, was mich umgibt. Ist noch einige Erleichterung von diesem Radical-Uebel möglich, so bin ich auch der einhelligen Meinung, daß nichts in der Welt mir so zuträglich sein wird, als der Vor- und Nachschmack einer solchen Wallfahrt und heiligen Kreuzzuges, der seit so vielen Jahren wie eine unreife Frucht in meinem Gemüthe die tollsten Beschwerden und Sprünge gemacht hat."

Von der andern Seite hatte ihm Jacobi geschrieben im Namen der Freunde (im Mai): „Die Hauptfrage ist, ob Ihnen die Reise zuträglich sein wird. Buchholz fürchtet, Sie möchten aus Liebe manches, was Ihnen den Entschluß zur Reise schwer macht, verschweigen, und aus Großmuth zu viel unternehmen. Wir wollen ihn fragen, sagte ich, Hamann ist aufrichtig wie ein Kind. In allen Stücken, antwortete Buchholz, nur in diesem nicht; ich

glaube fast, daß er aus Liebe gar zu lügen fähig wäre. Dem sei wie ihm wolle, ich will fragen, und auch meine eigene Meinung nicht verschweigen. Claudius, Herder, Ihre Freunde, so viel ich deren kenne, sind der einhelligen Meinung, daß nichts in der Welt Ihnen so zuträglich sein würde als eine Reise. Es ist der Fürstin Gallitzin auf deren Verwendung von Berlin geschrieben worden, daß wenn Sie ein anderes Amt zu haben wünschten, man Ihnen leicht würde dazu verhelfen können. Es käme darauf an, daß Sie etwas Schickliches anzugeben wüßten."

Auf den letzten Satz indeß antwortete Hamann: „Daß ich mich weder zu einem Amte noch zum gesellschaftlichen Leben schicke, werden Sie selbst bald beurtheilen können. Unter allen möglichen Posten ist mein gegenwärtiger der einzige und beste, dem ich mit gutem Gewissen vorstehen kann."

„Daß alles zu Münster nach Wunsch geht", so schließt die Antwort, „vermehrt meine Ungeduld, da zu sein, als Augenzeuge und Mitgenosse. Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken. (Ps. 42.). Vielleicht ist meine ungezogene ohnmächtige Ungeduld selbst ein stotternder Dank. — Gottes Segen über Sie, Ihr ganzes Haus und Alles, was Ihnen lieb und werth ist. Daß dies der letzte Brief sei in gegenwärtiger Lage von Ihrem alten Freund und Diener Hamann, der alles Schreiben für das schmalste, leerste, elendjämmerlichste Ding des menschlichen Lebens hält — nicht mehr Liebhaber dieser Furie — weiland Muse!" —

Doch über diesen letzten wichtigen Punkt an anderm Orte. Zunächst galt es, die Ungeduld des Reisewunsches zu besiegen, und weil Hamann, der Mensch, das aus sich nicht im Stande war, kam ihm Gott darin zu Hülfe: was das Innere nicht vermochte, that ein Aeußeres.

Zu einer Reise bedurfte es eines Urlaubes seitens der General-Zolldirection, zur Reise außer Landes — Münster war damals noch nicht preußisch — außerdem einer unmittelbaren Erlaubniß

des Königs. Wegen des ersteren hatte sich Hamann 1. Juni an den ihm befreundeten nächsten Vorgesetzten gewendet mit einem Urlaubsgesuch auf drei Monate, als zur Herstellung seiner Gesundheit, welches Gesuch jener mit warmer Befürwortung nach Berlin sandte. Hier antwortete man indessen zehn Tage später: „Der Urlaub könne nicht bewilligt werden, da der Bittsteller in einer so bedeutenden Stadt wie Königsberg wohl ebenso geschickte Aerzte finden werde als in Halle," wohin letzterer sich wenden zu wollen erklärt hatte, weil der Freund Dr. Lindner sich dort aufhielt.

Wie nahm der also Beschiedene diese Antwort auf? Er schrieb noch am nämlichen Tage an Jacobi: „Aus meiner Reise für dieses Jahr wird nichts; wie ich immer die Ahndung davon gehabt, so sehr auch meine Freunde das Gegentheil behauptet. Kaum hatte ich den ersten Löffel Suppe zu mir genommen, als ein Sekretär von der Direction diesen Mittag mir die Antwort überbrachte, wovon ich die Abschrift beilegen werde. Ohngeachtet ich auf diese abschlägige Antwort im Herzen völlig zubereitet war, so rächte ich mich doch mit einem beinahe wüthenden Hunger an meiner Schüssel mit grauen Erbsen, um dann mit meinem Johann Michel aus dem Hause zu laufen und Luft zu schöpfen. In dieser ganzen Sache ist also weiter nichts anzufangen. Buchholz hat mir alle die Nachrichten mitgetheilt, welche er von der großmüthigen Fürstin erhalten. Es thut mir leid um ihre verlorne Fürsprache, die ohne mein Wissen und Willen geschehen. Danken Sie in meinem Namen, aber bitten Sie zugleich um Gottes Willen, der mir heiliger ist als Menschenliebe, weder ihren eigenen Einfluß noch ihres Herrn Bruders [des Grafen von Schmettau, eines höheren Beamten in Berlin] in einer so unbedeutenden und ekeln Angelegenheit zu verschwenden und zu mißbrauchen. Ich habe alles vorausgesehen und auf ein Haar getroffen; dem ohngeachtet kann ich meinen alten Esel nicht bändigen noch ihm das Ausschlagen verwehren, so weh ihm auch der Stachel thut.

Wie lange hat dies schwüle Gewitter schon über meinem Haupt geschwebt, das unter dem jetzigen Ausbruch des Donners ein wenig erleichtert worden. Ich bin aber noch nicht von meiner Betäubung wieder zu mir selbst gekommen. . . Meine Freunde verlieren nichts. Ich wäre zerrädert hingekommen, vielleicht unterwegs liegen geblieben, und alle Liebeszeichen hätten das Gefühl meiner eigenen Unmündigkeit mehr aufgebracht als besänftigt. Sie hätten ein krankes, elendes, hypochondrisches Geschöpf, ein Ecce homo! statt eines vernünftigen Gesellschafters auf dem Halse gehabt!"

Freilich war auch manches in dieser Demüthigung, was selbst dem natürlichen Sinne nicht ganz unangenehm sein konnte und es auch im Grunde nicht war. Einmal war es Hamann ganz lieb, daß er die Wohlthat des Urlaubs nicht den verhaßten Franzosen, die damals ja an der Spitze des Zollwesens standen, zu verdanken hatte. Dazu kam sein durch die eben überstandene Krankheit sehr geschwächter Körperzustand zusammt der rauhen Witterung, welche in diesem Sommer herrschte; andrerseits seine ausgesprochene Furcht, die Freunde könnten sich beim Anblick seiner Persönlichkeit und Weise zu sein und zu reden enttäuscht fühlen — ein bischen Eitelkeit also! — und endlich noch der ganz äußere Grund, daß Freund Buchholz, der sich im selben Monat Juni verheirathet, gleich darauf eine Hochzeitsreise nach Paris unternommen hatte, wo er längere Zeit zubringen wollte.

Ueber seinen innern Zustand verlautete er Ende dieses Juni an Jacobi: „Bei allem meinem gesunden Appetit zu essen, zu trinken und zu schlafen, ist Kopf und Herz bei mir so krank, daß weder ich noch irgend jemand mit mir das Geringste anzufangen weiß. Das Uebel noch ärger zu machen, lese ich den ganzen Tag, was mir in die Hände kommt, weil ich nichts anders zu thun habe, noch zu thun verstehe, und mache mir den Kopf vollends wüste. Ein Betrüger wäre ich immer in den Augen meiner Freunde geworden, in beiden Fällen gewissermaßen ohne

meine Schuld. Ich sehe aber, daß des Menschen Weg nicht in seiner Hand ist, sondern der Plan eines höheren Fingers, der meine innern und äußern Umstände regiert und lenkt, wie er will, zu unserem allgemeinen und besondern Besten. Er mischt sich in alle unsre Thorheiten, Vorurtheile, Leidenschaften, sie mögen so blind sein, wie sie wollen! — Mein Sohn hat das Meiste eingebüßt, und seine Freude hätte natürlicher Weise auch auf mich gewirkt; er weiß sich aber besser als sein Vater darein zu finden, und ist in manchen Stücken weit klüger als ich; wäre auch ziemlich das Factotum meiner Reise gewesen, und wir Alten hätten unsre Augenweide an der Freundschaft unsrer Kinder gehabt. Glücklich, wer mit Claudius' Laune alles ansehen kann, aber die ist nicht jedermanns Ding. Dich, glücklicher Leichtsinn, finde ich nicht mehr, und klügle mich elend." Zuletzt: „Denken Sie, lieber Fritz, doch an Ihren alten lendenlahmen Görgel. Gott gebe Ihnen viel Freude und erhalte Sie mit den lieben Ihrigen gesund. Eine strenge Diät bei Wasser und Brod gehört schlechterdings zu meiner Gesundheit, die wie mein Leben in guter Hand ist. Mit der besten Hoffnung ersterbe Ihr treuer Freund und Görgel." So suchte er denn sich und Andere zu trösten.

Am 10. Juli schrieb er an Herder: „Ich finde in dem ganzen Drama dieser Begebenheit einen unsichtbaren Leitfaden einer höheren Vorsehung und Regierung, dem ich blindlings zu folgen schuldig und willens bin. Außer dieser Pflicht des innern Menschen schien mir auch die abschlägige Antwort eine doppelte Wohlthat für mein Fleisch und Blut, eine Nahrung meines vielleicht lächerlichen Hasses, den ich aus patriotischem oder pharisäischem Eifer den welschen . . geschworen habe. Es wäre eine heimliche Last für mich gewesen, diesen Beutelschneidern ein solches Glück, als ich mir ehemals träumen lassen, zu verdanken zu haben. . . Nach der Lage aller Umstände weiß ich also nichts Klügeres und Besseres anzufangen, als stille und ruhig zu sein, bis mein un-

bekannter Wohlthäter aus Paris zurückkommt, denn ihn zu sehen ist mein Hauptgeschäft und das größte Bedürfniß, das ich allem lüsternen Genuß der Freundschaft vorziehen muß, zu dem ich stumpf und steif bin." — „Soll ich kommen", lautet der Schluß vn Jacobi, „so komme ich am besten zum Ziel durch Geduld und Warten."

Am 28. September an den Letztgenannten: „An Hoffnung uns einander zu sehen, fehlt es auch nicht. An Lust und Liebe noch weniger — aber leider an der Kraft, Berge zu versetzen, oder alte Eichen auszuwurzeln und in ein ander Element zu verpflanzen, trotz allem Geschmack an dem, was nicht jedermanns Ding ist."

So hielt er also selbst die Reise nur für aufgeschoben, keineswegs für aufgehoben. „Meine Reise ist eine Gewissenssache für mich", schrieb er am 23. September an Jacobi wieder, „sie ist Schuld und Pflicht in Ansehung meines Wohlthäters, meiner Freunde, meiner selbst und meines lieben Sohnes, zu dessen Bildung und Lebenserfahrung ich gern alles, was ich kann und vermag, beitragen möchte. Gesetzt, daß sich auch jedermann seines Urtheils und seiner vorgefaßten Meinung vor mir schämen möchte, so ist dem Reinen alles rein, und die Vorsehung wird auch die Weisheit ihrer Wege zu rechtfertigen wissen. Ich sage es Ihnen also zum letzten mal zum voraus daß Sie an mir einen armen alten Mann sehen werden, der, ohne allen Umgang noch Weltkenntniß, bisweilen gar nicht denken und kein kluges Wort vorbringen kann, seine Verlegenheit auch Andere empfinden lassen muß, mit dem lebhaftesten Bewußtsein dieser Unvermögenheit, ohne dem Uebel abhelfen zu können, wenn er scheu geworden ist."

Viel trug zu dem immer neu und stärker auftauchenden Reiseverlangen Hamanns körperlicher Zustand bei. Auf eines Freundes Anrathen hatte er ein ärztliches Gutachten darüber eingeholt und konnte davon an Jacobi (April 1786) berichten: „M. sagte mir, daß mein Uebel mit Fractur in meinem Gesichte zu

lesen wäre. Er hat untersucht und gefunden, daß meine Verdauung geschwächt, die Cruditäten der Säfte im Unterleibe durch Verstopfung gehemmt seien, daher hypochondrische und Nervenzufälle entstehen, und daß diese kränklichen Umstände eine Zerstreuung von Geschäften und eine stärkere Leibesbewegung erfordern, welche nur durch eine Reise nach dem Bade bewirkt werden möchten." Und in demselben Monat an einen Andern: „Seit dem 7. December habe ich den 1. d. Mts. zum ersten Mal bei unserm Oberbürgermeister geschmaust und mich den Tag darauf entschließen müssen, wie ich in England bereits zur Rettung meines Lebens versucht, mich auf Haberschleim, zwei Portionen Kaffee und drei Schillingssemmel einzuschränken. Mein Uebel scheint von einer Art der Dämonen zu sein, die nicht anders als durch Fasten und Beten, Diät und in Schooß gelegte Hände nebst Spazierengehen vertrieben werden können."

So dachte er nun ernstlich an Einreichung eines neuen Urlaubsgesuchs in Berlin, wie er an Reichardt schrieb, auf vier Monate, und ließ dasselbe durch einflußreiche Freunde befördern. Erst nach ziemlicher Zeit lief eine Rückfrage bei der Direction ein, ob seine Gesundheit wirklich so zerrüttet sei, wie angegeben! Und als erstere noch an demselben Tage zu Hamanns Gunst n antwortete, kam wieder einen Monat später der klare Bescheid: „Wir ermächtigen die Direction, Herrn Hamann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen Urlaub von einem Monat zu bewilligen; sollte er aber wider unsre Erwartung diese Zeit überschreiten, werden Sie seine Obliegenheiten durch einen Supernumerar auf seine Kosten versehen lassen, worüber Sie uns Nachricht geben werden, wenn der Fall eintreten sollte! Berlin, 8. Juni 1786." Der Bescheidgeber war derselbe französische Oberbeamte, welcher im Jahre zuvor das Gesuch abgeschlagen hatte.

Warum, könnte man hier fragen, wartete Hamann nicht länger auf göttlichen Wink und Weisung? Warum ging er schon so bald noch einmal dieselben Menschen an, welchen er doch

vorhin sich gefreut nichts schuldig geworden zu sein? Noch wenige Monate, und das Blatt würde sich in ganz anderer Weise, ohne sein Machen und Treiben, zu seinen Gunsten gewendet haben. Wie viele Demüthigungen ziehen wir uns zu durch eigene Schuld! durch unsre Begier und unsern Mangel an kindlichem Glauben, Warten und Stillesein!

„Das Erste, was ich nöthig fand," fügte Hamann der Mittheilung obigen Bescheides an Jacobi hinzu, „war zu Hause laufen und mir ein Glas Wasser geben zu lassen. . . . Auf eine so hämische Gnadenbezeugung war ich nicht gefaßt. . . Mein Kopf will mir beinahe bersten." Bald darauf aber, drei Tage nach Empfang des abschlägigen Bescheides: „Daß dieses Jahr nichts aus meiner Reise werden würde, ist meine Ahndung und beinahe mein eigener Wunsch gewesen. Ich habe Dir kein Geheimniß daraus gemacht. Dieser Umstand kann mir also nicht nahe gehen. Bekümmere Dich also um einen Menschen nicht, dem weder zu rathen noch zu helfen ist. Ich begreife nicht, wie ich in meiner gegenwärtigen Lage an meine Arbeit denken soll; und doch habe ich um selbige zu fördern, Ruhe mir gewünscht, wenigstens dies Jahr durch. Statt deren nichts, als eine noch größere Unruhe, die ich weder Dir noch mir selbst zu erklären im Stande bin . . . . Hätte ich Ja erhalten, so hätte ich mich an nichts gekehrt, und ich wäre mit Haut und Haar, wie ich ausgesehen hätte, abgefahren, hätte mich allem unterworfen, was mein Schicksal mir zu meiner Demüthigung oder Erquickung zugedacht hat. Nun bin ich mit meiner eigenen Baarschaft bezahlt, und durch meine Sophisterei gefangen.

„Schenkt mir Gott", heißt es in demselben Briefe weiterhin, „nur so viel Gesundheit und Kräfte, daß ich in meiner [schriftstellerischen] Arbeit weiter, nur weiter kommen kann, so bin ich für meinen Verzug belohnt, und kann mit leichterem Kopf und Herzen das Ende und Ziel meiner Wünsche sehen. Findest Du wohl in allem dem, was ich schreibe, Menschenverstand? . .

Ich kann diese Woche an keine Arbeit denken und muß die Gährung übergehen lassen. Absolution von Münster, Mitleiden von Dir, lieber Jonathan! Wenn es Euch Beiden Lehrgeld kosten sollte: so lernt niemand für gut halten, weder Euch selbst, noch Euren Nächsten. Wer hat es je besser gemeint als Dein Nachbar (Buchholz) und Du mit mir, und ich mit Euch? Was ist der gute Wille für ein schönes Seitenstück zur „reinen Vernunft"! Verdienen sie nicht beide einen Mühlstein am Halse? Gottes Barmherzigkeit ist die einzige seligmachende Religion, hat D. zu meinem Freunde in Riga recht gut gesagt."

Allerdings; wer nur dieser Barmherzigkeit Raum gibt in seinem Herzen! Sie ist es dann, die uns frei macht von unsern krankhaften Begierden und unsrer selbstgeschaffnen Pein, die das Herz rein und das Auge damit helle macht. Im tiefsten Innern, wie in mancher Aeußerung, der wir später noch begegnen, lebte hievon eine ahnende Erkenntniß in Hamann; „doch im Leben wie im Dichten ganz danach sich einzurichten" — die eigene Natur in göttlicher Kraft zu bezwingen, solches war ihm noch versagt. Doch konnte er anderswo bekennen: Die Vorstellung, ohne Willen und Wissen des Höchsten, bloß durch die unerlaubte Gefälligkeit seiner mir verächtlichen Creaturen gegangen zu sein, würde mich wie ein Gespenst unterwegs verfolgt haben; ich wäre immer in Furcht und Aengsten gewesen, von irgend jemand verrathen oder verleumdet zu werden, da ich nach meinem Gewissen nicht wohl gehandelt hätte."

So wallte und wogte es beinahe fortwährend in seinem Innern. War es doch nicht bloß die Sehnsucht der Reise, welche ihm keine Ruhe ließ, sondern auch, außer der Sorge für seine Kinder und für manche Andere noch, deren er sich allerdings mit Aufopferung annahm, die Unruhe einer Arbeit, die er eben jetzt unter Händen und im Kopfe, wie im Herzen trug; sollte es doch der ausgesprochene Beschluß seiner gesammten, fünfundzwanzigjährigen „Autorschaft" sein. Schon im März äußerte

er sich an Jacobi in dieser Hinsicht: „Meine Lebensgeister sind in solcher Ebbe und Fluth, daß ich gar nicht Meister davon bin, und was ich weiß oder nicht weiß geschrieben zu haben, macht mir öfter so viel Unruhe, daß ich mit einer ähnlichen meinen Freund gern verschonen möchte. Sie sind der Einzige seit langer Zeit, dem ich gegenwärtig zu schreiben im Stande bin. Ich fühle das Bedürfniß einer Reise je länger je mehr zur Wiederherstellung meiner Gesundheit und Gemüthsruhe." Ach, die wahre Ruhe des Gemüths, woher stammt sie doch allein!

So hieß es denn einen Monat wie den andern, wie in einem Schreiben an eine Befreundete in Königsberg: „Haben Sie Mitleiden mit einem alten Invaliden, der an nichts denkt als sein Haus zu bestellen oder reisefertig zu sein, der ohne Magen, Kopf und Stimme, sich von der großen Welt absondern und aus Noth die Einsamkeit seines wüsten Kämmerleins allem Geräusch und Gepränge vorziehen muß; dem Berlin noch gleichgültiger als ein welsches Irrenhaus oder ein chaldäisches Babel ist; der alle Salomonische Herrlichkeit nicht mit dem Loos eines Lazarus vertauschen möchte; der mit einer zuckersüßen Rache im schäumenden Munde — mit einem Muth, die nur ein nordischer Wilder, aber kein alles zermalmender Kunstrichter der „reinen Vernunft" nachzuempfinden fähig ist, das Ende aller Dinge und sein eigenes zum einzigen Augenmerk der wenigen ihm noch übrigen Augenblicke macht."

Ebenso noch vor erhaltenem obrigkeitlichem Bescheide an Jacobi, den er doch noch immer bald zu sehen hoffte: „Meine Säfte sind versauert, meine Gefäße verschleimt, erstarrt, gelähmt. Ich bin meiner Gedanken, Empfindungen, meiner Organe und besonders meiner Zunge nicht mächtig. Was Andere reizt und aufmuntert, unterdrückt und betrübt mich. Die Wirkungen der Reise auf mein verdorbenes System und dessen Oekonomie kann ich gar nicht absehen. Ein gekünstelter Greis, der sich eben so elend zu klügeln als glücklich zu träumen im Stande ist! Von

einem so elenden Geschöpf erwarte doch nichts, lieber Fritz Jonathan, als ein trauriges Ecce homo! Ich bin mir selbst ekel und sehe alle Liebkosungen für unnatürliche Erscheinungen an, die mich irre machen und eben so auf mich wirken, wie Licht auf ein krankes Auge. Es ist weder artig noch recht schicklich, was ich Dir sage, aber in dem Augenblicke, da ich es Dir schreibe, wahr und aufrichtig."

Bei all dieser so niedergeschlagenen, verzagten Stimmung hörte der Schreibende nicht auf, fort und fort an allen literarischen Erscheinungen regsten Antheil zu nehmen; seine Briefe sind voll davon! Er hatte, wie es scheint, kaum eine Ahnung, daß grade dieses Sitzen und Lesen und wieder Lesen und Sitzen und Wühlen in Gedanken — zwar sein augenblicklicher Genuß, aber ein solcher war, der das Uebel nur schlimmer machte, wenn er es nicht recht eigentlich hervorgerufen. Was er für Arznei und Stillung eines geistigen Bedürfnisses hielt, war in mancher Beziehung vielmehr Gift für Geist, Seele und Leib. Wußte er das aber auch, so hatte er doch keine Kraft in sich selbst, dieser Leidenschaft Herr zu werden! Er wußte, und wußte es nicht, sonst hätte er die höhere Kraft wohl angezogen.

Im April dess. Jahres meinte er: „Die Vorsehung, welche mich bisher so wunderbar erhalten, daß ich dem Uebel nicht unterlegen, scheint mir noch genug Hoffnung einzuflößen zu einer Erholung wenigstens. Ob ich die Wirkung nicht erst bei meiner Zuhausekunft empfinden werde, steht dahin, aber klüger hoff' ich zurückzukommen, wenigstens geschickter meinem Hause vorzustehen als ich es bisher in diesem Nebel und Schwindel habe sein können. Ohne Diät und Oekonomie lebt man nicht menschlich noch, glücklich, oder wenigstens ruhig und zufrieden mit der Natur und sich selbst, und ist man kaum im Stande sein Talent zu erhalten, geschweige damit zu wuchern, daß es Gott und Menschen gefällt."

Ueber eben dieses Talent und dessen letzte Verwerthung mögen folgende Klagerufe aus dieser Zeit genügende Andeutung geben.

„Ich habe“, schrieb Hamann im März an einen befreundeten Buchhändler (Hartknoch), „seit dem 17. December meinen Kopf ziemlich angestrengt, aber mit wenig Fortgang, um auf eine eben so feierliche Art meiner kleinen Autorschaft ein Ende zu machen, als der Anfang meiner sokratischen Denkwürdigkeiten gewesen. Von dieser kitzlichen Arbeit, zu deren Unternehmung ich Sie nicht mißbrauchen kann, hängt die Sammlung meiner Schriften ab, aber vorher die Ausführung meiner Reise. Geräth mir dieser Schluß, so können Sie sich desto mehr Vortheil von der Ausgabe versprechen. Mißlingt er, so mag alles mit mir selbst zu Staub und Asche werden.“ Im Mai an Jacobi: „Das Leben ist mir näher als die Autorschaft. Vielleicht ist es am sichersten, beide aufzuopfern. Wie Du mich führst und führen wirst, so will ich gerne gehen — über den Hügel Golgatha zum Scheblimini.“ An einen Andern etwas später: „Ich bin auf eine Höhe gerathen, wo ich Mast und Segel verloren sammt meinem Compaß, und nichts als meinen Anker und seine Taue übrig habe. Habe ich diesen Schlucken überstanden, so soll mir die Lust zum Schreiben vergangen sein auf immer und Zeitlebens.“

In diesem Stücke sollte unser „Autor“ die Wahrheit gesagt haben, wenn auch noch anders, als er selbst es dachte. Seine hochbedeutsame Vertheidigungsschrift der christlichen Glaubenswahrheit evangelischen Bekenntnisses, der er den vielsagenden Titel gab: Golgatha und Scheblimini [„Setze dich zu meiner Rechten“, das letztere hebräische Wort nach Ps. 110, 1], mit dem Nachstücke „Fliegender Brief an Niemand den Kundbaren“, womit er eben jetzt nach seinem eigenen beliebten und berechtigten Ausdruck schwanger ging, sollte die Krönung seiner Schriftstellerarbeit sein; und sie ward es auch. Zu eben der Zeit schrieb er die Worte an Herder: „Ich habe Halt gemacht, und will mir Zeit lassen mich zu erheben und zu besinnen, daß ich von neuem anfangen kann, wenn noch ein Leben für mich in Gottes Hand ist, woran ich nicht verzweifle.“

Im August dess. Jahres an Jacobi: „Trotz einer Erfahrung von 56 Jahren — denn „die Phrygier werden spät weise“ — wässert mir noch immer der Mund nach der verbotenen Frucht der Erkenntniß dessen, was gut und böse ist. Wenn es gut ist, daß ich verstumme und mein Leid in mich fresse, wenn es gut ist, lieber ein pythagorischer Maulaffe als sophistischer Kämpfer zu sein, warum soll ich ein Urtheil selbst meiner liebsten Freunde fürchten? Das Senfkorn meines Glaubens und Gewissens ist mir heilig. Von Curiren und nicht Discurriren ist die Rede bei mir jetzt. Ohne Praxis ist alle Theorie eine taube Nuß, und die aufzubeißen, habe ich meine morschen Zähne zu lieb.“ Hätte der erkenntnißreiche Mann sie doch wirklich zu lieb dazu gehabt! Hätte er doch stets das Curiren zu gründlicherem Genesen — dem Discurriren vorgezogen! Warum that ers nicht? Er selber gibt die Antwort in dem nämlichen Briefe noch: „Ich muß mich von allem absondern, und mich mit dem neuen Jahre zu mehr Bewegung zwingen, die ich eben so sehr als Umgang verabscheue. Nichts als Umstände, von denen ich nicht Meister bin, haben über mich Gewalt, weil es mir an aller Kraft in mir selbst und meinem Willen fehlt.“

Demnach kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ihn alsbald aufs neue Reisehoffnungen noch für das nämliche Jahr hegen und selbige auf nunmehr indirectem Wege zu verwirklichen suchen sehen. Dem Rathe einiger Freunde zu folgen und auf einen einmonatlichen Urlaub es ohne Weiteres zu wagen, wehrte ihm sein Rechtsgefühl, sein Gewissen. Dagegen hoffte er nun von den Bemühungen der Fürstin Gallitzin durch ihren Bruder besseren Erfolg. Er schrieb darüber im Juli an Buchholz: „Gott lasse die Unterhandlungen der Fürstin zu Erfüllung unsrer gemeinschaftlichen Wünsche gelingen und gedeihen. Selbst schreiben kann ich nicht, aus Ursachen, die Sie getroffen haben. Ich gehe, sobald ich die Erlaubniß auf eine sichere, anständige Art erhalte. Mein Bedürfniß, Sie zu sehen, muß natürlicherweise dringender sein

als das Ihrige. Komme ich im Herbst, so hoffe ich bei Ihnen auswintern zu können; der Winter ist mir von Jugend auf die geselligste Jahreszeit gewesen; ich glaube, daß mein Geschmack an der Dunkelheit auch damit übereinstimmt. . . Meine Seele ist ein wahres Echo der Ihrigen."

Noch am 3. August an Herder dieselbe Hoffnung. „In Münster wird noch an meinem Urlaube gearbeitet. Die Hoffnung uns einander zu sehen bleibt also noch immer fest und unverrückt. Bewegung, vornehmlich Ausspannung meines Gemüthes, ist das einzige Hülfsmittel, mein Leben zu erhalten. Aber ohne Zuversicht meines Gewissens eine solche Reise zu thun, wäre mir in keinerlei Absicht heilsam gewesen; mich aus dem Lande zu stehlen und den Feind im Rücken zu haben -- — Nein, liebster Gevatter, Landsmann und Freund, ein Passah, keine Henkersmahlzeit soll mein Abendbrod sein. . . Gott wird alle unsre Wünsche erfüllen, reichlicher und besser, als wir selbige malen und dichten können."

So raffte sich der innere Mensch des Geistes und des Glaubens immer wieder auf, ohne daß derselbe doch schon zur völligen Herrschaft über den äußern durchdringen konnte. War es doch der dritte Versuch der Selbsthülfe, welchen er in Betreff der Reise unternahm! Schreckte er auch vor offenbarer Unlauterkeit des Thuns zurück, sich selbst helfen und von Menschen die Gewähr seines unbezwinglichen Wunsches erlangen wollte er doch, trotz aller Winke und Weisungen von höherer Hand, die seinen Weg verzäunte, um sein Herz stille und gelassen zu machen. Wie nahe ihre Hülfe war, das sollte noch derselbe Monat ans Licht bringen.

Bevor wir dieses berichten, mag indeß erfreuen zu sehen, wie in aller Unruhe der Natur die Ruhe und Fassung des Innersten zu Gott, und das Mitgefühl mit dem Kummer Anderer nicht aufgehört hatte. Buchholz hatte im Juli dess. Jahres (1786) sein erstgebornes Kindlein durch den Tod ver-

loren. Auf die Nachricht davon erwiderte Hamann unter anderm Folgendes:

„Gestern Abend erhielt ich Ihre traurige Anzeige vom 9. D., wodurch die Freude, die Sie mir den 5ten mitgetheilt hatten, auf einmal niedergeschlagen ward. Das Erste, womit ich mich wieder aufrichten konnte, und das wie ein Wort der Eingebung auf mich wirkte, war der Ausspruch: Denn solcher ist das Himmelreich. Ich war allein und sagte es laut zu mir selbst, mit dem Wunsch, daß es auf Ihre und Mariannens [der Mutter des Kindes] Gemüth einen eben so starken und lebhaften Eindruck machen möchte, wie damals und jetzt auf mich. Lassen Sie den Schmerz sanft verbluten; das ist natürlicher und wohlthätiger als die Gewalt stillender Mittel. . . Der treue Schöpfer in guten Werken versteht sich besser auf ächte, wahre Vater= und Mutter=liebe als wir Sterblichen. Sollte es dem kleinsten Wassertropfen nicht besser gefallen, ein Element des großen Weltmeers zu sein, als im Triebsande der Erde zu versiegen? oder sollte es ein wirklicher Verlust und Schaden für Eltern sein, ihr Fleisch und Blut in eine höhere Natur, als ihre sinnliche und sichtbare ist, erhöht zu wissen? Besteht nicht hierin die höchste Seligkeit einer fröhlichen Kindermutter, so sie bleibt im Glauben und in der Liebe und in der Hoffnung sammt der Zucht, Gott Frucht zu bringen? . . Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht — sagte der Stifter des Taufbundes, der Lebendigen Gott; denn sie leben ihm alle, im Geist, die nach dem Buchstaben unsrer Sprache und Sinne todt heißen und scheinen, ohne es darum in der That und Wahrheit zu sein.

„Der kleine Joseph lebt nicht im Sinn und Herzen derer, die ihn geliebt und gesehen haben, sondern sein Leben droben wird auch wie ein Magnet wirken auf uns, zu trachten nach dem Ort und Zustande, worin er ist und wohin er unser Vorläufer geworden, um die Pflichten der Erstgebornen vielleicht wie ein Schutzgeist und guter Engel seines künftigen Geschwisters besser zu er=

füllen, als Fleisch und Blut zu dichten und zu leisten vermögend sind. Wer von uns weiß, wozu sein „unstätes schmeichlerisches Seelchen" vom Vater der Geister berufen war? Wärs auch nur, einige göttliche Gesinnungen in uns hervorzubringen, uns von dem sinnlichen Genuß zu entwöhnen, der doch nur vergängliche Speise ist und nicht bleibt in ein besseres Leben, noch zu einem höheren Genuß fördert. Die beste Hoffnung muß mit Resignation verbunden sein!"

Kehren wir zu des Schreibers eigener Sache nunmehr zurück. Der folgende Monat war der Sterbemonat Friedrichs des Großen. Von seinem Nachfolger erwartete man mit Recht eine Aenderung des bisherigen Zoll- und Finanzsystems und eine Entfernung der französischen Beamten. Damit war eine ganz neue Aussicht auch für Hamann gegeben, wenn sie sich auch nicht auf der Stelle verwirklichen konnte. In die ungemessene Zahl der persönlichen Bittsteller zu treten, welche bei der Anwesenheit des neuen Königs zur Krönung in Königsberg denselben bestürmten, verschmähte Hamann mit gutem Grunde. Vielmehr beschloß er jetzt, bis zum nächsten Jahre zu warten — und das sollte ihm Gelingen geben.

„Lassen Sie mich, mein auserwählter und gewünschter Buchholz, schlafen, ohne mich zu rühren, noch ein langes halbes Jahr", schrieb er Ende September. „Schreiben und Lesen lohnt für uns beide nicht." Und an einen Andern: „Ich bleibe diesen Winter zu Hause und will das zweite Jahrzehnt meines öffentlichen Lebens schließen. Der König ist bald erdrückt und erstickt worden mit Bittschriften. In so einem Gewühle wollte ich das Leben der meinigen nicht wagen. Alles redet von Veränderungen, deren Wahrheit ich auch für nöthig und klug finde abzuwarten." Im October an Jacobi: „Es ist nicht bloß um meinen Urlaub, sondern um meine ganze Lage zu thun, deren Veränderung ich nöthig finde gegenwärtig zu erleben. Ich mag suchen, wo ich will, so finde ich noch nicht, warum mir etwas gereuen und meinen

gefaßten Entschluß umstimmen könnte. Unsre Erwartung besserer Zeiten dürfte schwerlich in diesem Leben erfüllt werden.“ Im November an denselben: „Ich bin beinahe willens, nicht nur ins Cabinet zu gehen, weil den Gesetzen gemäß mein Urlaub da gesucht werden muß, und dem Minister mich zu entdecken, sondern auch an die General-Administration zu schreiben, und das Verfahren in Ansehung meines zweijährigen Gesuchs in diesem Briefe zu detailliren. . . Habe ich erst diesen Wust aus dem Kopfe, so bekümmere ich mich weiter nicht um den Ausgang und werde mit desto mehr Lust und Hunger an das Ende meiner Autorschaft denken. Bei einer so schwebenden und schwankenden Ungewißheit kann die Seele keinen sichern Schritt thun, sondern liegt auf der Folter und ist ihrer selbst nicht mächtig. In einem solchen Zustande, der ins dritte Jahr beinahe geht, hat man wenig Lust bei sich selbst daheim zu sein.“ Am Martinstage an denselben: „Ich muß wenigstens Einen haben, dem ich meine Schwachheit ausschütten kann, und das Schicksal hat Dich zum Märtyrer derselben gemacht. . . Ich habe hier kein anderes Ich, mit dem ich mich recht auslüften kann. Schreiben ist ein todtes frostiges Hülfsmittel sich mitzutheilen. Reisen, meine Freunde sehen, ist jetzt mein einziges Bedürfniß, meine einzige Leidenschaft, die ich zuvörderst befriedigen muß.“ Aehnlich Anfang December: „Meine Autorschaft steht mit meiner äußerlichen Lage in so genauer Verbindung, daß jede ein Theil des Ganzen ist . . . Ich habe eben so viel Sehnsucht wie Du, mündlich zu philosophiren. Das Auge sieht mehr, als das Ohr hören und die Feder plappern kann. Von meiner Seite ist es mehr als mein Bedürfniß und eine Nothdurft des Lebens, meinen Alcibiades, seine und meine Freunde zu sehen und zu sprechen. Aber es geht mir mit dem Reisen, wenn ich daran denke, wie es in dem alten Liede heißt: Beides, Lachen und auch Zittern! Säße ich nur auf dem Postwagen!“

Inzwischen waren die Verhandlungen wegen des Urlaubs in Berlin, zum Theil auch durch die freundschaftliche Vermittelung

Reichardts, immer noch erfolglos; es war, als ob die Menschenkraft und Menschenhülfe sich erst völlig erschöpfen sollte. Ein neuer Krankheitsfall, „Flußfieber mit Krampf und Husten", suchte ihn auch im Herbst heim. Nach ziemlicher Wiederherstellung bemerkt er an Jacobi: „Meine ganze Natur scheint sich geändert zu haben und ich bin völlig hergestellt bis auf den Mangel an Kräften und Lebenswärme. Seit Sonntag esse ich wieder Fleisch u. s. w. Uebrigens scheint auch diese Krankheit eine herrliche Zubereitung auf meine Reise zu sein, an die ich mit dem Anfange des neuen Jahres mit allem Ernst denke" . . Hatte er nicht auch bisher mit allem Ernst daran gedacht? —

Eines noch dürfen wir aus dem zurückgelegten Jahre nicht ganz verschweigen. Jener befreundete Buchhändler, Hartknoch, hatte ihm im Sommer das Anerbieten gemacht, für seine zweite Tochter die dreijährige Pension bei der Baronin von Bondeli, der Erzieherin der ältesten, zu bezahlen, wofern Hamann letztere der eigenen, verzogenen Tochter zur Gesellschafterin in sein Haus gäbe. Dieser, welcher die Berechnung durchschaute, stand keinen Augenblick an, das nur scheinbar großmüthige Anerbieten auf die feinste und wenigst verletzende Weise abzulehnen. Er schrieb an jenen: „Nicht Delikatesse zu nehmen, was mir gegeben wird, sondern meine Selbsterkenntniß, die, so schwach sie auch sein mag, doch immer der Maßstab sein muß, nach dem ich meinen Nächsten beurtheilen und mein Verhalten gegen ihn vor meiner Vernunft sowohl als meinem Gewissen rechtfertigen muß — meine traurige Selbsterkenntniß verbietet mir schlechterdings, die meinem Kinde zugedachten Wohlthaten anzunehmen und davon für sie und mich Gebrauch zu machen. Ihr guter Wille bleibt in Gottes Augen und auf meiner Rechnung für die That. Ich erkenne den Werth desselben; aber um diesen guten Willen in Ihnen und für mich zu erhalten, kann ich zur Ausführung derselben mein Ja nicht geben. Von den Verbindlichkeiten, die Sie mir schuldig zu sein vorgeben, weiß ich kein lebendiges Wort; aber die meinigen

gegen Sie sind desto tiefer in mein Gemüth eingegraben. Unsre Grundsätze sind so ungleichartig als unser Stand. Sie ein thätiger Kaufmann, ich der unthätigste Grillenfänger. Wir können also bei aller unsrer gegenseitigen Freundschaft uns in kein gemeinschaftliches Joch von Interessen einspannen lassen, ohne einen unaufhörlichen Widerspruch vorauszusehen, der unsrer Gesinnung nachtheilig sein würde. . . Als Kaufmann können Sie für eine solche Speculation, für die Erziehung meiner Kinder, nicht 1200 Gulden aufopfern, und ich ein solches Opfer ebensowenig annehmen, ohne mich selbst verächtlich zu machen gegen meine eigenen Kinder." Und später: „Ich kann den guten Willen der Baronin eben so wenig mißbrauchen, als von Ihrem, liebster H., größere Opfer der Liebe und Freundschaft annehmen, als ich zu verantworten und zu verdauen in Stande bin. . . Ist meine älteste Tochter des Guten fähig, das die Pflegemutter ihr zutraut, so soll sie keine Gesellschafterin werden, sondern als Schwester, als Tochter ihre Pflichten erfüllen."

Es mag an den angeführten Worten genügen zum Beweise, wie rechtlich und redlich Hamann zu handeln pflegte gegen Andere, und wie klüglich zugleich. Besonders an Ersterem hatte er es, das dürfen wir ihm zur Ehre hinzufügen, seit der großen Umwandlung seines Innern auch niemals fehlen lassen.

In Bezug auf sich selbst und seine Reisewünsche finden wir ihn freilich im Jahre 1787, dem letzten in Königsberg, kaum anders als die Jahre zuvor; und es ist gewiß interessant, den Regungen dieser Menschenseele, als einem Spiegel für uns selber, bis zum Ende zu folgen. Ende Januar schreibt er u. a. an Jacobi: „So lebe ich, lieber Jonathan, herrlich und in Freuden, trotz einem reichen Manne, und zugleich wie ein Lazarus, der vor seiner Thür liegt und auf Engel wartet, die ihn forttragen sollen, weil er weder Hand noch Fuß rühren kann." Ferner: „Begnüge Dich mit der Nachricht, daß ich noch lebe und noch immer Lust habe zu leben, so sauer es mir auch wird, [indem ich]

weder ein wankend Rohr in der Wüste, noch ein Höfling in weichen Kleidern bin, sondern mich wie ein Thon dem Finger des Töpfers überlasse, was er für ein Gefäß aus mir machen will; und darin sind wir alle gleich!"

An Herder um dieselbe Zeit: „Meine lächerliche Autorschaft ist ins Stocken gerathen und mit meinen Reise-Entwürfen geht es eben so wenig vom Fleck. Ich bin wie angenagelt und gebunden, nicht im Stande mich zu rühren. Das Ding mag heißen wie es wolle, Einbildung, Hypochondrie, Eigensinn, Ahndung — nur daß ich die wahren Ursachen mir selbst kaum deutlich machen kann, die Wirkungen aber desto nachdrücklicher fühle . . . Meine Reise ist Pflicht, und damit scherze ich nicht. Meine Autorschaft ist Thorheit und meine Verwünschungen sind Thorheiten, aus denen ich mir eben kein Gewissen machen und noch weniger mich schämen würde, selbige eben so feierlich zu widerrufen als ich sie ausgeschüttet. Aber es ist etwas Anderes, das mir im Herzen wehe thut und mir in meinen Nieren sticht, und das ich nicht anders los werden kann, als durch Reden und Schreiben [?], das mir dadurch ebenso zur Pflicht wird, wie die Reise selbst. Irre ich hierin, so geschieht es auf meine Kosten, und ich denke, daß mir der Kitzel mit der Zeit ebenso von selbst vergehen wird, wie ich von selbigem angefochten worden bin." Was nannte hier der Schreibende Pflicht, und was war es wirklich vor dem höchsten Richterstuhl? — Zwei Tage nach dem Vorigen schrieb er an Jacobi: „Buchholz hat Recht, daß wir noch nicht für einander reif sind; und wenn ich nicht eine Hand der Vorsehung ahnete, die auch unsre Vorurtheile, Thorheiten und Schwachheiten regiert und den Gang der Dinge zur höchsten Ehre und zu der Menschen wahrem Besten lenkt, so würde ich vielleicht wirklich in all das Elend schon gerathen sein, das ich jetzt nur fürchte und mir einbilde."

Mitte Februar: „Alles ist für mich in einem dicken Nebel, daß ich nichts abzusehen im Stande bin. Gott mache mich zu allem fertig und gefaßt — aus dem Zauderer einen ebenso guten

Ueberrumpler. Sie können nicht glauben, was es für ein Druck ist, so lange in der Schwebe zu leben, und wie sehr meine ganze Oekonomie, äußere und innere, dabei leidet." Und dann wieder unmittelbar darauf: „Dein Wille geschehe! Wie schwer ist es unserm Eigenwillen, den höchsten für den besten zu erkennen!" Freilich, freilich!

Anfangs März wurde er schwer mitbetrübt durch die Nachricht von dem Tode eines noch jungen, hochbegabten und frommen Mannes, Thomas Wizenmann aus der Schweiz, der ein naher Freund Lavaters und Jacobi's gewesen war und durch mehrere Schriften philosophischen und besonders theologisch-biblischen Inhalts sich ein bleibendes Verdienst erworben hatte. Sein Ende war das eines Erlösten und Geheiligten. Jacobi schrieb von seinem letzten Krankenlager: „Wizenmann war schon so gut als todt [als die Fürstin Gallitzin und Buchholz ihn noch einmal zu sehen kamen], aber nicht ohne ein tiefes Allein-Leiden, das einem durch die Seele ging. Ich habe eine tiefe, tiefe Schwermuth an diesem Bette geholt." Er fügt hinzu: „Buchholz' Begierde, daß Du kommen mögest, ist unaussprechlich."

Hamann antwortete: „Das schwarze Lack Deines Briefes erinnerte mich gleich an unsern seligen Märtyrer, der mir jeden Morgen und Abend im Sinne gelegen. Ich habe mehr Freudenthränen vergossen, als mich über seinen Verlust betrüben können... Gott Lob, daß er überstanden hat und Du, lieber Treuer, auch eine Last weniger hast. Die tiefe tiefe Schwermuth enthält einen hohen Trost, der nicht ausbleiben wird." Tags darauf fügte er u. a. hinzu: „Nun, lieber Herzens Jonathan, laß die Todten schlafen und ruhen von ihrer Arbeit . . . In meinen früheren Jahren war dies das einzige Glück, das ich mir wünschte, wie der selige Wizenmann bei einem Freunde zu hausen, und ich hoffte dies von meinem einzigen Bruder. Gott hat mich ganz andere Wege geführt, die besser gewesen sein müssen als meine thörichten Entwürfe. Nun bin ich auf meine alten Tage in ein

neues Labyrinth gerathen, aus dem ich ohne neue Wunder und Zeichen keinen Ausgang zu finden weiß, nichts als Finsterniß in mir und um mich sehe. Wie kindisch — wie nichtig mir alles vorkommt! Was ist der Mensch, daß Gott seiner denkt! Unser Verdienst und Würdigkeit bewegt ihn gewiß nicht dazu. Seine grundlose Barmherzigkeit ist das Einzige, worauf wir im Leben und im Tode uns verlassen können."

---

6. Letztes Wanderjahr.

Wir kommen zum letzten Abschnitt in Hamanns Leben, dem, welcher alle Räthsel desselben lösen sollte durch seiner Lehr- und Wanderjahre, wie seiner Dienst- und Ruhejahre Vollbeschluß.

Nach längerem Zögern entschloß er sich im April des beregten Jahres (1787), an den neuen Minister v. Werder ein ausführliches Schreiben zu richten, worin er nicht nur sein eigenes amtliches Verhältniß, die Unbedeutendheit, zu der sein Posten herabgesunken, das Unrecht, welches er erlitten, sondern auch die Schäden der Verwaltung überhaupt ausführlich darzulegen suchte und schließlich, zum dritten Mal im Ganzen also, um einen längeren Urlaub bat. Er schloß mit der Bitte, der Minister möge ihm „seinen höchst kräftigen Schutz gegen alle heimtückischen Eingriffe seiner Ruhe und Gesundheit bei dem verwickelten Knoten seines Schicksals angedeihen lassen, weil er nichts so sehr wünsche, als mit neugeschöpften Kräften und verjüngtem Diensteifer Sr. Excellenz mehr mit Früchten als mit Worten die dankbare Ehrfurcht beweisen zu können.“ Gleich darauf schrieb er an den Freund in Düsseldorf: „Gestern habe ich den dritten Bettelbrief um meinen Urlaub nach Berlin geschickt. Nun ist es Zeit, lieber Bruder, dort nachzuhelfen durch den Bruder unsrer Fürstin, wenn sie noch ein Werk der Barmherzigkeit an mir thun will.“

Acht Tage nach Absendung des ersteren Schreibens erging der folgende „Specialbefehl“ von Berlin an unsern Bittsteller,

der denselben indeß erst nach weiteren vierzehn Tagen behändigt erhielt.

„Daß bei der jetzigen Stelle des Packhofverwalters von Hamann zu Königsberg wenige und theils unnütze Geschäfte zu versehen sind, solches ist hier schon bekannt, und wird in dessen unterm 16. anhero eingereichten Vorstellung von ihm selbst bekräftigt. Da nun die überflüssigen Posten bei der jetzigen Accise-Einnahme auf ausdrücklichen Allerhöchsten Befehl eingezogen, die wenig beschäftigten aber mit andern verbunden werden sollen, so ist des Supplicanten Stelle mit der Licent-Buchhalterei vereinigt, er aber auf eine verhältnißmäßige Pension gesetzt worden, wodurch er bei seinen kränklichen Umständen zu der gewünschten Ruhe gelangen wird. Sobald also derselbe, nach dem Anfange des neuen Etatsjahres, die Packhofniederlage an den dazu ernannten Bedienten übergeben, und von der dortigen Direction die gewöhnliche Decharge darüber erhalten haben wird, steht ihm frei, die vorhabende Reise auf so viele Monate, als er will, anzutreten; bis dahin muß er in Königsberg verbleiben; welches ihm auf sein desfallsiges Gesuch hiemit zum Bescheide eröffnet wird.“

„Gleich nach dem Mittag“, berichtete der Empfänger sofort nach Düsseldorf, „erhielt ich diesen Brief auf dem Bette, mein herzenslieber Jonathan. Ich schließe also mein bisheriges öffentliches Leben in einer kleinen Warte, wo ich zwanzig Jahre lang Schildwache gehalten habe. Was ich jetzt anfangen werde, weiß ich nicht. Ich sehe diese letzte Krisis meines Lebens als eine Wohlthat der Vorsehung an, selbst von der unangenehmen Seite, die bei allen, auch den glücklichsten Veränderungen unvermeidlich ist. Vor meiner abgelegten Reise kann ich an keinen Plan denken, und will also bloß sorgen, meine drei Mädchen und ihre Mutter in Sicherheit zu bringen. Neigung für . . . habe ich niemals gehabt, sondern mein Vaterland mehr aus Pflicht oder Schuldigkeit geliebt. Die Erde ist des Herrn, und in diesem

Sinne bin ich ein Weltbürger. Ich bin in keinem einzigen Fache zu Hause, weder zum Gelehrten noch zum Geschäftsmann bestimmt, weiß nirgends Bescheid. Nichts bleibt mir übrig, als mich der mütterlichen Vorsehung in die Arme zu werfen. Sie hat mich erzogen, sie mag es verantworten, und am besten wissen, wozu sie mir und durch mich meinen Kindern das Dasein gegeben und bestimmt. — Wir sehen uns also, herzenslieber Jonathan, wann und wie Gott will, noch diesen Sommer. Die Bahn ist gemacht, das Eis gebrochen — das ist alles, was ich Dir zu melden weiß. Kurz, ich reise in jedem Sinne, werde mich um nichts bekümmern, so wenig ein Mentor meines Sohnes als mein eigener sein. Ein guter Engel mag beide hüten; der Alte hat es so nöthig als der Junge."

Noch am selben Abend mußte er hinzufügen, daß laut eben erhaltener Nachricht seine in Aussicht gestellte „verhältnißmäßige" Pension auf ein Sechstel seines monatlichen 25 Thaler-Gehaltes sich berechnen würde. „Dies war der Anfang meiner Unruhe. Bald darauf erscheint der ehrliche Kr., [Prof. Kraus], hat ein wenig von der Galle des Tobiasfisches [Tob. 6, 6. 10] in der Tasche mitgebracht und meine Augen so damit gesalbt, daß die Schuppen ziemlich abgegangen sind; mir die Nothwendigkeit ans Herz gelegt, meinen vollen Gehalt zur Pension auszubedingen oder mir bei wiedergestellter Gesundheit einen andern Posten vorzubehalten. Ich habe in dem Freudentaumel meines Herzens nichts von den Folgen verstanden, und von der Unmöglichkeit, mich und meine Kinder lange zu unterhalten, ohne meines Buchholz Wohlthat unverantwortlich zu verschleudern. Die Freiheit, über die ich gejauchzt, wäre also mein augenscheinlicher Untergang. Kr. hat mir gewiesen, wie leicht es mir sein würde, alles, was ich an den Minister geschrieben, in diesen Sinn einzulenken. Ich sehe nunmehr meine Thorheit ein. Vor Freuden, meinen Willen gekriegt zu haben zu meiner Reise, bin ich zum Kinde geworden. Dem Rathe meines Freundes will ich folgen, ich kann

mir kaum viele Wirkung davon versprechen; aber Buße will ich thun in Staub und Asche. Wollte Gott, daß mein Fall zum Aufrichten Anderer etwas beitragen könnte! Wenn ich gleich sinke, bin ich deshalb noch nicht untergegangen. Die ganze Lauge werde auf diesen alten, grauen Schädel ausgegossen! Gott wird meine armen Kinder und ihre ehrliche Mutter schonen. Ich will alle meine letzten Kräfte zusammennehmen, an den Minister zu schreiben, und ihm das Mißverständniß und die Folgen für mein Schicksal vorzustellen, um wenigstens bei meiner Rückkunft gesichert zu sein. Gott mag das Uebrige entscheiden und entwickeln." Endlich: „Sei ruhig, lieber Jonathan, sorge und fürchte nichts! Gottes Wille geschieht, wenn unserer gebrochen wird."

Hamanns Königsberger Freunde, Oberbürgermeister Hippel, Professor Kant und Andere, sogar sein nächster Vorgesetzter waren entrüstet über den Entlassungsbescheid; Jacobi nannte ihn ein Tyrannen-Urtheil. Alle boten ihren Beistand zur Erlangung eines besseren Bescheides an; der Erstgenannte wollte selbst an den Minister schreiben, falls Hamann, welcher überdies an erneuten Krankheitszufällen litt, es nicht könnte. Doch lehnte dieser die Hülfe dankend ab, machte sich selbst daran, in einem, wie er ihn im Gegensatz zu seinem noch unvollendeten „Fliegenden Briefe" [an das Publicum] nannte, kriechenden Briefe seine früheren, obzwar nicht ungerechten, aber so ganz unfruchtbaren und auch unklugen Anklagen der Verwaltung zurückzunehmen. Vier Tage nach jenem Empfang fügte er dem Briefe an Jacobi die Worte bei: „Gott schenkt mir so viel Trost ein, daß ich mehr vor Freuden weine als vor Kummer, und der Becher überläuft. Seit meines Alcibiades Buchholz' Brief habe ich keinen solchen Tumult in meiner Seele erlebt, als den 9. beim Empfang der Hiobspost, und ich habe noch bis diese Stunde alle Augenblicke mit Uebermuth zu kämpfen. Gott hat mir an Kr. einen Magister Philipp [Melanchthon!] gegeben, der am Ende immer Recht

behält. Curatel und Tutel habe ich nöthig und Gott läßt es daran nicht fehlen. Besser wäre es freilich, wenn ich ihrer entbehren könnte. Im Grunde scheint mir meine Unenthaltsamkeit Schwäche zu sein und keine Stärke [!]. Die Zeit, als eine Tochter der Vorsehung, versteht sich auf die große Kunst, irrende Ritter zu bekehren. Ich will sie daher walten lassen. Am Himmetfahrtstage hoffe ich mit meinem Briefe nach Berlin fertig zu sein, und dann mag es gehen, wie es gehe, mein Vater in der Höhe weiß allen Sachen Rath. Ich fühle neue Lebenskraft in einem Aufschluß von dem Werke, das mich immer aufmerksam gemacht, ohne daß ich es recht verstanden habe: Gott gibt den Geist nicht nach dem Maß Joh. 3, 24. Mehr kann ich heute nicht und weiß auch nicht. Lebe wohl, lieber Jonathan, und schreib keine Zeile weiter, bis ich komme. Gott gebe bald — bald — bald!"

Somit schrieb Hamann noch im Mai einen Brief an den Geh. Finanzrath K. in Berlin und einen zweiten an den Minister selbst, während Freund Kraus einem andern hohen Beamten in Berlin eine Vorstellung über Hamanns ganze Lage einreichte und der Fürstin Gallitzin Bruder nebst Reichardt auch nicht aufhörten, für Erhöhung seiner Pension, wo nicht für die Aussicht späterer neuer Anstellung thätig zu sein. Fragen freilich möchten wir auch hier: wozu und warum diese vielfachen Mühen, Mittelsversuche und Inanspruchnahmen? Warum die menschliche Mache in dieser Sache? „So du glauben würdest, solltest du sehen", sagt die Schrift, und Hamanns eigene vielfache Erfahrung, wie die Tausender vor und nach ihm, bestätigt es. Er sprach auch so gern, und gewiß aufrichtig, von göttlicher, mütterlicher Vorsehung, die sich an ihm bewiesen, und konnte sie doch nicht ganz walten und wirken lassen. Er erhielt zwar auch so zuletzt, was er sich wünschte, aber nun nicht mehr als völlig freies Geschenk aus Gottes Händen, sondern gleichsam als von Menschen, dazu mit immer neuen Demüthigungen unter diese, vor denen er als

Kind eines himmlischen Vaters wohl hätte bewahrt bleiben können. Ueberdies sollte ihm alles Bewilligte nicht lange nützen — seine Lebenstage waren schon gezählt.

An den Geh. Rath lautete sein demüthiges Schreiben vom 20. Mai u. a.: „Ew. Hochwohlgeboren sind schon längst durch einen Landsmann und Freund, Herrn Kapellmeister Reichardt zur Theilnehmung meines Schicksals bewogen worden und die Verschlimmerung desselben durch meine eigene Schuld wird Ihnen, hochzuehrender Herr, dort eher und näher als mir selbst bekannt geworden sein. Es hat mir nur in einem schweren Anfall der höchsten Hypochondrie [!] einfallen und gelüsten können, an des dirigirenden Herrn Etats-Minister von Werder Exc. eine Supplique zu schicken, die mir dessen Ungnade und zur Strafe meiner Unbesonnenheit eine Resolution zugezogen hat, die ich am 9. d. erhalten und dadurch dergestalt übertäubt worden bin, daß ich nach einem harten Zweikampfe nicht eher als gestern frühe nach einer schlaflosen Nacht mich zu erholen vermocht habe. Ich erkenne freilich die verdiente Züchtigung, durch welche ich treulich gedemüthigt worden bin, getröste mich aber gleichwohl, durch eben dieselbe Hand, welche ich mit kindlicher Ehrfurcht küsse, von meinem tiefen Fall wieder aufgerichtet und von meinen Wunden geheilt zu werden. Mit Reue und Leid bekenne ich mein Vergehen und flehe zugleich um Vergebung und Erlassung der schmählichen Todesstrafe, zu der ich durch einen plötzlichen Abschied verurtheilt worden bin, mit meinem ganzen Hause umzukommen und zu verhungern.“ Er führt dann in dem Briefe aus, daß sein Verbrechen im Innersten seines Herzens ein blinder, unzeitiger Diensteifer gewesen und daß der Wunsch, durch die geöffnete und gewiesene Thür des Abschiedes zur Ruhe zu gelangen, ihm weder in den Sinn noch Gedanken gekommen sei, sondern ihm just die bei der jetzigen Packhofverwalterstelle stattfindende leere und lange Weile zur schwersten Last und Schande gereicht habe und er vielmehr im Gegentheil gesonnen und entschlossen gewesen, nach über-

standener Reise mit erneuerten Kräften und erleichtertem Herzen sich mehreren und nützlicheren Geschäften aufzuopfern. „In dieser Rücksicht (bemerkt er weiter) war es mir nur möglich, mit so vieler Gleichgültigkeit die jetzt täglich zunehmende Beförderung jüngerer Leute zu sehen, die lange nach mir und theils unter mir gedient hatten bei noch weit wenigern, unbestimmtern und entbehrlichern Geschäften, als die meinigen je gewesen, und mit desto freigebigerem Gehalt ausgestattet worden sind und werden.“ Also doch wieder Anklagen! Wie schwer ist es, ja wie unmöglich der Natur, des Herzens Ichheit zu stillen.

Den Minister aber bat Hamann in einem am Abend vor Pfingsten geschriebenen Briefe, seine Familie in dem bisherigen Genuß der halben Freiwohnung zu schützen; ihm selbst würde, da er als ein ohne seine Schuld außer Thätigkeit gesetzter königlicher Beamter laut eines ausdrücklichen allerhöchsten Befehls auf ein volles Gehalt Anspruch machen könne, das allerkleinste Verhältniß zur Genugthuung des erlittenen und neuerdings seinem ganzen Hause zugedachten Uebels das Doppelte des [ihm inzwischen zur Pension ausgesetzten] halben Gehaltes sein; sowie er zum Ersatz des bezahlten Porto's einen königlichen Freipaß zu seiner Reise zu erhalten sich schmeichle. Freimüthig wie immer und klug zugleich schloß er: „Gott wird Ew. Excellenz und Dero hohes Haus nicht unbelohnt, noch meine beständigen Seufzer für das unverrückte Wohl desselben unerhört lassen. Seine Ehre ist es, eine Sache zu verbergen; aber der Könige und der Minister Ehre ist es, eine Sache zu erforschen (Spr. Sal. 25, 2) . . . Die Fabel erzählt, wie eine pfeifende dankbare Spitzmaus sich um einen im Netze des Jägers verstrickten Löwen verdient gemacht haben soll.“

Zugleich mit diesem Briefe hatte er in einem ausführlichen Aufsatz seine ganze amtliche Laufbahn dem Minister frei dargelegt; schließend: „Da ich alles, was zur Sache gehört, nunmehr glaube gesagt zu haben, so werde ich es weder für nöthig noch

heilsam finden, zum drittenmal zu schreiben.“ Wirklich erhielt er zu der bereits bewilligten Pension von 150 Thalern noch 50 zugelegt.

Nach Beendigung all dieser mühevollen Verhandlungen konnte er Anfangs Juni an Jacobi schreiben: „Ich bin wie neugeboren und, Gott Lob, nach dem überstandenen Sturme kommt eine Stille und ein desto heitereres Wetter. Ich sehe allenthalben Spuren der Vorsehung, die jeden meiner Schritte lenkt und mir den rechten Weg zeigt. Aber gearbeitet habe ich wacker, und meine Freunde haben mich beinahe binden müssen . . . Vorgestern geschah die Abnahme [Uebergabe der Stelle] und ging zu meiner Zufriedenheit von Statten. Heute habe meine Decharge erhalten, bin mit meinem Hause zur Beichte gegangen. Ich fand ein Lied, in dem mein ganzer Zustand abgemalt ist, und mit dem ich mich zugleich tröstete. Auf Gerathewohl setze ich den Anfang her: O Jesu, sieh darein.

„Ich gehe grade nach Münster, und werde schon in dieser Woche Anstalt machen. Ich gehe so leicht als möglich . . . Vielleicht bin ich vor Ende der nächsten Woche unterwegs. Gott sei mit uns allen.“ — Jacobi aber hatte geschrieben: „Wenn Du Deinen ganzen Gehalt als Pension behältst [worauf die Fürstin Gallitzin in Berlin damals hinwirken ließ], so wüßte ich nicht, was Dir Glücklicheres hätte begegnen können, als eine solche Entlassung. O, wenn Du doch mit Weib und Kindern zu uns kommen wolltest!“ Worauf Hamann: „Ihr macht es ja wie der Patriarch Joseph mit seiner Familie, 1 Mos. 45, 20.“

So schnell indeß, als er es sich dachte, ging das Reisen nicht. Zwar sein Haus konnte er bald verkaufen, wenn auch weit unter dem Preise. Aber ein Kranksein überkam ihn aufs neue und legte ihn für acht Tage aufs Bett, wobei er doch nicht abließ, allerlei zu lesen und später wie gewöhnlich dem Freunde darüber zu berichten. Ein jüngerer Bekannter Namens Hill, der eine Zeitlang seine Kinder in Sprachen und Musik

unterrichtet hatte und von ihm selbst zu einer Reise in verschiedene europäische Länder auf alle Art unterstützt worden war, fand sich inzwischen gern bereit, seine und des Sohnes Stelle im Hause während beider Abwesenheit zu versehen; geschah ihm, dem grade Stellenlosen, damit doch selbst ein großer Dienst. Von Berlin ab aber wollte zu des Reisenden Freude der alte Freund Dr. Lindner sich ihm zur Weiterreise bis Münster anschließen. Doctor Raphael nannte er ihn deshalb fortan in seinen Briefen (nach Tob. 5, 5. 6. 18). Der Brief vom 11. Juni, worin er an Jacobi dieses mittheilt, schließt: „Du, mein lieber Jonathan, wirst einen verwöhnten alten Kerl an mir finden, den Du viel zu gut wirst halten müssen, und wirst dem Himmel danken, das wieder los zu sein, was Du Dir gewünscht hast. Wenn es nicht gut wäre, daß wir uns einander sähen, würde es uns Allen nicht so sauer geworden sein [!]. Der äußerliche Mensch hat kein Warum. Gottes Wille hat kein Warum. Widersprüche zu verdauen, ist noch immer eine Sucht meines alten Magens, der des Spieles nicht satt werden kann. Nach einem Gelehrten, nach einem Philosophen suche auch nicht bei mir; Du findest wahrhaftig nichts von alledem, was Du mir zutraust. Mein Koffer ist da. Ich hoffe vor Freuden gesund zu werden, sobald ich auf dem Postwagen werde Platz genommen haben. Heute über acht Tage, so der Herr des Lebens will, daß wir uns sehen und genießen sollen.“

In der That, „das Eis war gebrochen“: nicht geschmolzen durch den sanften Thauwind des Himmels zunächst, sondern mehr gebrochen durch menschliche Bemühung und Anstrengung. Aber die Bahn war doch frei geworden, und nicht ohne göttliche, zu der menschlichen Schwachheit sich herablassende Hülfe. Das war klar, das fühlte Hamann im Grunde; er sollte es auch noch im weiteren Verfolge inne werden. Gott sah in dem Vielungeduldigen, Vielirrenden und Strauchelnden dennoch das an, was Er selbst in ihn Jahre zuvor gelegt hatte, und was als heiliger Herzenssame

von dem Ende seiner ersten Lehr- und Wanderjahre bis an dieses letzte Dienst- und Ruhejahr ihm nicht verloren gegangen war. Denn sein Grund war aufrichtig, denn Demuth wohnte auf diesem Grunde.

Jacobi aber, der Freund, schrieb damals zurück (22. Juni): „Lieber Herzensvater, ich habe Dir nicht schreiben können, weil ich krank war und immer kränker wurde. Ich habe viel ausgestanden und weiß nicht, ob ich sagen darf, daß es anfange etwas besser zu gehen. Deine drei Briefe sind richtig eingelaufen. Es soll also doch wahr werden, daß ich Dich sehe! Guter Gott! — Ich danke Dir herzlich für alles, was Du mir mitgetheilt hast; aber ich bin so matt, daß ich über nichts das Herz habe, den Mund aufzuthun. Ich halte mich an dem Wenigen, was ich von einer Kraft weiß, welche die Welt überwindet. — Die Vorsehung, nicht die bloße Zusehung walte über Dich und Deine lieben Begleiter. Hamann — Vater — o wenn Du vor mir stehen wirst! Ich fühle Genesung in allen meinen Gebeinen, in dem Augenblick, wo ich dies schreibe!“

Am 21. Juni trat Hamann in Begleitung seines Sohnes endlich seine Reise an. Jedermann dachte, so schwach und krank war er noch zuletzt gewesen, daß er unterwegs liegen bleiben werde. Doch kam er bei wenig Aufenthalt und, obschon ganz erschöpft und mit geschwollenen Füßen, bei schlaflosen Nächten, nach acht Tagen in Berlin an. Er wollte Dr. Lindner daselbst nicht versäumen, den er zugleich seinem Buchholz als Arzt mitzubringen wünschte. Reichardt empfing ihn im Posthause in Berlin aufs freundlichste und bewirthete ihn gleich so gut, daß sein Magen sofort wieder erkrankte und er nun eine Woche lang nicht aus dem Hause kam, wobei er freilich von allen Seiten aufs Beste verpflegt wurde, so daß seine Feder von Dank überfloß. Doch „ungeachtet der zärtlichsten Freundschaft und Pflege, schrieb er Anfangs Juli an Herder, habe ich hier keine Ruhe und wünsche nur das Ziel meiner Wallfahrt zu erreichen. Von einem solchen Heimweh

nach Wellbergen werde ich gedrückt und gezogen. Morgen setze ich meinen Wanderstab, wills Gott, weiter." Die Weiterreise verzog sich indeß noch um weitere drei Tage. „Früh Morgens, den 6. Juli gingen wir mit einem Magdeburger Fuhrmann ab, mit dessen bequemer Kutsche und gutem Verhalten wir so zufrieden waren, daß wir ihn bis nach Bielefeld mitnahmen." In Magdeburg, an einem Sonntage, wurde Rasttag gemacht, und Hamann hörte das für ihn so bedeutungsvolle, immer wieder an sein Herzensohr klingende Evangelium vom Fischzug Petri mit großer Aufweckung. „Unser weiterer Weg ging über Helmstedt, Braunschweig, Hannover und Minden, aber wir haben uns an keinem Orte über 2 Stunden [bei Tage] aufgehalten," schrieb der Sohn, welcher sich die Reise durch Besichtigung alles zu Sehenden, wie durch allerlei gute Bekanntschaften interessant zu machen wußte.

Am 16. Juli Abends kamen die Reisenden in Münster an. „Den Willkommen von meinem Vater und Buchholz, schrieb der letztgenannte nach Königsberg, kannst Du Dir leicht vorstellen. Es hatte auf beide einen so starken Eindruck gemacht, daß sie erst heute morgen (17. Juli) sich von der Alteration erholt haben. Mein Vater findet hier alles, was er sucht und wünscht, und hat B. schon zugesagt, wenigstens den Winter über hier zu bleiben." Hamann selbst schrieb am Tage darauf an Reichardt, nachdem er ihm nochmals lebhafteste Dankgefühle für „unvergeßliche" Wohlthat und Pflege kundgegeben: „Noch kann ich mich kaum besinnen, wie ich hieher gekommen bin, und unser lieber Reisegefährte Raphael erklärt meine gegenwärtige Entkräftung für eine natürliche Folge der Reise . . . Ich hoffe alles hier gefunden zu haben, was ich gesucht und gewünscht habe; und ein freies neues Herz zum Genuß der Freude und des Lebens wird die Ausbeute meiner Wallfahrt hier bald sein. Alles was mir in Ihrem Hause gefallen hat, finde ich auch hier, nur concentrirter. Der einzige Unterschied liegt in meinem Geschmack, der mehr für das Mönchs- als Hofleben gestimmt ist. Die Fürstin

lebt auf dem Lande und wird morgen erwartet. Sie soll ein Goethe ihres Geschlechts sein."

Das war denn doch Eine erfüllte Hoffnung; denn „finde ich bei Ihnen keine Ruhe, so giebt es hienieden keine mehr für mich!" hatte er kurz vor der Abreise von Königsberg an Buchholz geschrieben. „Aber auf Kosten der Ihrigen, hatte er hinzugefügt, mein auserwählter, mein erwünschter Franz; ist freilich ein Opfer, dessen Sie nur fähig sind und unser treuer Nachbar in Pempelfort" [Jacobi's Landsitz bei Düsseldorf.] An Letzteren berichtete er gleich: „Mein Alcibiades entspricht ganz dem Ideale meines Herzens. Ich liege hier wie in Abrahams Schooß und lebe als Augenzeuge einer Harmonie, die der erste Philosoph unter den Sternen wahrzunehmen glaubte. Laß mich, so lange ich will und kann, träumen und schlummern in meiner empfindseligen Lage. Mich verlangt, Dich zu sehen."

Die „Lage", das Zubetteliegen war allerdings die erste Zeit nach der Ankunft erforderlich wegen des kranken Magens und der geschwollenen Füße: Folgen der Reise zunächst, aber zugleich an Schlimmeres gemahnend. Sonst waren die Schmerzen geringe und der Muth von der Freude und dem Wohlthun Aller belebt. „Mein Gemüth scheint sich wirklich zu erholen und zu erheitern, heißt es an Jacobi wenige Tage nach dem Vorigen, daß ich gute Hoffnung habe zu einem kleinen Rückwege in meine Jugend. Mir ist wohl, und besser als ich und meine Freunde es mir zugetraut haben. An Fähigkeit zum Genusse scheint es mir noch gar nicht zu fehlen . . . Ich hoffe Dich, lieber Jonathan, noch diese Woche zu sehen und zu umarmen."

Schon am folgenden Tage geschah dieses bei Jacobi's Ankunft. Mit Ende des Monats vermochte der Kranke sein Lager zu verlassen und noch vor Mitte August dem ersteren, der früher zurückgekehrt war, in sein ländliches Pempelfort nachzufolgen, wozu ihn mit die Rücksicht auf ein bevorstehendes Familienereigniß in Buchholz' Hause bewog. Vorher hatte er aber noch u. a.

zwei wichtige Bekanntschaften gemacht: die der Fürstin Gallitzin, welche ihn am andern Tage nach der Ankunft in Münster besuchte, und deren Freund, den obengenannten Minister von Fürstenberg. Sich selbst auch hier in der Gestalt und Rolle des Sokrates vorstellend, ward ihm jene zu Aspasia, dieser zu Perikles. „Hemsterhuys' Diotima [Name der Freundin des wahren Sokrates], schrieb er an Reichardt, ist eine so einzige Erscheinung in ihrer Art, daß ich armer Invalide ebenso viel Zeit nöthig haben werde, den Schatz ihres Geistes und Herzens, als ihrer in allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten reichen Sammlung zu übersehen." „Die Fürstin ist ein wahres Wunder ihres Geschlechts", — „an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens siech:" so lauteten seine Worte an Andere. „Der alte Perikles von Fürstenberg und mein junger Alcibiades Buchholz sind ihre vertrautesten Freunde."

Von Pempelfort, wo er eine Brunnenkur durchmachen wollte, und von der aus zwei Schwestern und einigen Kindern bestehenden Familie seines philosophischen Freundes Jacobi ward er nicht weniger erfreut. Vornehm genug ging es daselbst zu, fast zu vornehm für seine Gewohnheiten. „Zwei Bediente, ein Kutscher, ein kleiner Bursch von Copisten, eine französische Kammerjungfer, ein Stubenmädchen: lauter ausgelernte, gesittete, zugestutzte Leute, die alles mit lachendem Munde, im Singen und ohne Zwang ihre Arbeit thun." Mochte solches den Ostpreußen wohl befremden? Ohne Grund!

Es mag genügen, seine fernere Stimmung aus seinen Briefen zu entnehmen. Vom 19. August an eine befreundete Dame in Königsberg: „Die zärtliche Sorgfalt meines Jonathans und seiner ihm ähnlichen Schwestern übertrifft alles. Ich bin von allem übertäubt und, wie man bei uns sagt, verblüfft. Mit meinen Füßen geht es ziemlich, aber Kopf und Magen bleiben noch zurück. Hofrath A., der Hausarzt, und mein freundschaftlicher Reisegefährte [Dr. Lindner] haben heute gemeinschaftlich

beschlossen, daß ich morgen den Pyrmonter Brunnen anfangen soll. Oft sinkt mir alle Hoffnung, Preußen wiederzusehen [!]... Was für ein Ausbund von menschlichen Herzen, in deren Mittelpunkt ich lebe, gelebt habe, und Hoffnung behalte, verjüngt noch länger zu leben — besser im Geist, als nach Fleisch und Blut, das ohne ein kleines Kreuz bald übermüthig würde. . . "

Am 28. desselben Monats, den Tag nach seinem Geburtstage — es war dies der letzte, den er erleben sollte — konnte er seinem Buchholz zu einem neugeborenen Töchterchen gratuliren: „die Gott erhalten und segnen wolle mit reichen Wohlthaten des Lebens in Zeit und Ewigkeit." Weiter erzählte er: „Ich wurde von den beiden Tanten hier mit einem Angebinde zu meinem 58. Jahre überrascht, das mir desto rührender war, weil ich mir denselben Morgen einen Schlafrock insgeheim gewünscht hatte und wenig Wahrscheinlichkeit vor mir sah in diesen Gegenden zu einer solchen Bequemlichkeit. Alle Wünsche, alle Begierden meines Herzens und meiner Seele sind und werden täglich erfüllt. Trotz dieser lebendigen Erkenntniß kann ich das Schema eines traurigen Ritters und die äußere Gestalt desselben nicht abwerfen und mich selbst aus einem kriechenden in ein fliegendes Insect verwandeln."

Der ältesten Tochter, welche bis zum Ende des Jahres noch in der Pension der Baronin Bondeli war, schrieb Hamann an seinem Geburtstage den ersten und vierzehn Tage später den zweiten Brief, zugleich für deren Mutter und Geschwister. Er beschrieb ihr kurz die Reise und dann ausführlich die Lage und Einrichtung des Pempelforter Schlosses und seines außerordentlich großen und schönen Gartens mit den allerlei südlichen Gewächsen, Teichen, Gebüschen, Alleen, neben Düsseldorf „der schönen Stadt". Der erste Brief schließt mit folgenden Aussichten und Erinnerungen:

„Wenn Du bedenkst, herzensliebe Tochter, wie lange und in welchem Joche ich gelebt, — die plötzliche Veränderung und Uebertreibung meiner geschwächten Kräfte zur Reise, — so kannst

Du leicht erachten, daß ich wenigstens im Winter nicht an die Rückreise denken kann, und meine angefangene Kur gänzlich wieder zerstören würde. Zu meiner künftigen ökonomischen Einrichtung muß ich auch Anstalt machen, wenigstens von weitem, und den Gang der Vorsehung über mein künftiges zeitliches Schicksal näher zur Entwickelung abwarten mit gesunder und reifer Ueberlegung. Alles was Du mit den Meinigen thun kannst, ist zu beten, und unserm Vater im Himmel alles anheimzustellen. Er wird es wohl machen, und hat es bisher mit der That bewiesen, daß er die Seinigen weder verläßt noch versäumt, sondern allem menschlichen Dichten und Trachten an Mitteln und Wegen unendlich überlegen ist. Wie und wohin selbige abzielen, davon weiß ich selbst nichts, will es auch nicht wissen. Die Zeit wird es uns lehren, und offenbaren, was sein Wille und unser Bestes ist." — „Den 31. Heute habe ich wieder einen schlimmen Tag gehabt. Dein Bruder wird Dir mehr Nachricht ertheilen. Uebe Dich, herzensliebe Tochter, einfältig, kindlich und herzlich zu schreiben an Deinen alten Vater, nicht witzig und künstlich. Suche mit aller Treue die noch übrige Zeit bei unsrer Wohlthäterin anzuwenden, und brauche den Schatz zum Troste Deiner Mutter und zum Heil Deiner Schwestern, damit ich desto mehr Ursache habe, Gott zu danken und mich Eurer zu freuen bei meiner Heimkunft." Der andere Brief schloß: „Fürchte Gott, liebes Kind, und vergiß Deine Eltern und Geschwister nicht, wie ich Euch alle in meinem Sinn und Herzen trage."

Wohl wußte Hamann nicht und konnte nicht wissen, was Gott mit ihm und seinem Leben vorhatte. Um so lieber lesen wir Worte des Herzens wie diese, Worte des heiligen Ernstes zugleich. Er gebrauchte indessen die Pyrmonter Brunnenkur im Hause des Freundes bis Mitte October, trank die vorgeschriebenen vierzig Flaschen und bewegte sich dabei so viel als möglich im Garten, wenn ihn nicht neue Anschwellung der Füße und andere alte Leiden ans Lager fesselten. Dabei versäumte er nicht, oder

konnte es, wie er selbst sagte, nicht lassen, die reichhaltige Bibliothek seines stets zuvorkommenden Wirthes zu durchstöbern und so viel zu lesen, als ihm gerade möglich und vom Arzte erlaubt war, während in den übrigen Stunden an Unterhaltung mit dem philosophischen Freunde und Andern kein Mangel war: hatten die beiden doch viele Gegenstände ihres literarischen und herzlichen Interesses grade für dieses Zusammensein aufgespart. An eigentliche Ruhe war demnach für Hamann nicht zu denken; wohl an Muße, die er auch nach Herzenslust ausnutzte. Der Tochter aber konnte er im zweiten Briefe (von Mitte Septbr.) bemerken: „Die Liebe und Ehre, so Dein alter, kranker Vater in diesem ganzen Hause hier genießt vom Größten bis zum Kleinsten, ist unbeschreiblich, und ich habe Arbeit nöthig gehabt, sie zu erdulden und mir zu erklären. Alles was mir nur an den Augen abzusehen ist, dafür wird gesorgt mit eben so viel Geschmack als Gutmüthigkeit.“ In demselben Briefe, wie in einigen andern aus dieser Zeit, nannte er Pempelfort sein Elysium, und schrieb einem Freunde in Königsberg: „Gott hat mir diese Muße gegeben [nach dem Wort des römischen Dichters]. Ich lebe in einer wahren Feenwelt.“

Seine Freude wurde erhöht u. a. durch die Nachricht seitens der Tochter, daß sein „ältester Jugendfreund“, Christoph Berens, sein Haus in Königsberg besucht habe, in der Absicht, ihn mit seiner Familie in seiner eigenen Kutsche nach Berlin mitzunehmen! Daraufhin bat er Reichardt: „Wenn Sie einen meiner ältesten Freunde, den Rathsherrn Christoph Berens in Berlin zufällig sehen, so erkennen Sie ihn dafür und danken ihm für die Liebe, womit er in meiner Abwesenheit sich um die Meinigen bekümmert hat. Sagen Sie ihm, daß ich so glücklich bin, als ein abgenutzter Greis auf der Welt Gottes bei allen unvermeidlichen Uebeln der besten Welt unter den Trümmern einer guten Natur sein kann.“ Vergleichen wir hiermit seine Worte, die er von Berlin aus an Herder schrieb: „Alle unsre Glückseligkeit besteht

doch in nichts als einem Vorschmacke einer bessern Welt, und daran müssen wir uns hienieden begnügen lassen."

Weil der so Schreibende seine natürliche Ungenügsamkeit in einem gewissen Stücke kannte, dieselbe aber von innen heraus, durch höhere Kraft, nicht zu tilgen verstand, gebrauchte er ein äußeres Mittel — Radical-Mittel, nicht Radical-Kur! — indem er sich plötzlich mit einem polnischen Abschiede, wie er sich ausdrückt, von dem Freunde losmachte, nachdem er noch nach beendigter Kur in Pempelfort einige Tage in dem schönen, ja prächtigen Hause desselben in der Stadt selbst zugebracht. „Hier wurde, schrieb er, die Versuchung noch größer bei der ganzen Bibliothek für meinen wüsten, schwachen Kopf und unersättlichen Magen. Ohne Gewalt war die Scheidung unmöglich und ein neuer Rückfall meiner gestützten und geflickten Gesundheit noch gefährlicher." Was ihn sonst etwa noch zu so schneller Rückkehr nach Münster veranlaßte? Er fühlte, daß er dem gastlichen Freunde das nicht sein oder bieten konnte, was er selbst wünschte und was dieser bedurfte; er wollte ihn nicht länger in der Ausarbeitung einer Schrift (über Spinoza), mit deren Gedanken er überdies nicht einstimmte, stören; es drückte ihn die übergroße Wohlthat; es zog ihn zurück zu Buchholz und auch zu seinem Dr. Raphael, der in Münster verblieben; endlich und ihm selbst verborgen, wollte Gott ihn dort noch brauchen! . . Daß kein eigentliches Zerwürfniß die Ursache der unverhofften Abreise war, das bezeugen Jacobi's wie seine eigenen Worte aus nächster Zeit. Ersterer — dessen Gesammturtheile über Hamann wir einem andern Orte vorbehalten — schrieb zehn Tage nach dessen Abreise an Lavater: „Er wurde unruhig in seinem Gemüthe wegen Buchholz, der seit geraumer Zeit kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Briefe aus Königsberg, die ihm Gedanken machten, daß er zweifelte, ob er nicht gleich mit dem Frühjahr die Reise antreten müßte, beförderten seinen Entschluß. Es hat mich gekostet, ihn zu lassen! Von einer andern Seite aber mag es gut sein,

daß er mir entzogen wurde, damit ich einmal wieder mich ganz sammeln und ungestört arbeiten kann."

Hamann berichtete dem Freunde nachher alle Umständlichkeiten der Reise, welche mehrere Tage in Anspruch nahm und für ihn manche Beschwerlichkeit hatte. „Ich kam den Abend, heißt es in einem spätern Briefe, bei guter Zeit an und freute mich, Münster zum ersten Mal in seiner nächtlichen Beleuchtung zu sehen. Die Straßen schienen mir lauter Hallen eines vom Altare erleuchteten großen Tempels zu sein [!]. Meine Ankunft war ein sehr herzliches Willkommen und meine Reisegefährten außerordentlich damit zufrieden, daß ich sie eines ausdrücklichen Briefes überhoben hatte, durch den sie eben im Begriff gewesen waren, mich auf den 11. Novbr. auf Franzens [Buchholz] Geburtstag feierlichst einzuladen. Ich war also ihrem Wunsche ohne es zu wissen zuvorgekommen. Der erste Abend wurde also sehr vergnügt zugebracht." Unterm 17. Novbr. lauteten die Worte noch inniger: „Noch ehe wir uns gesehen hatten, herzenslieber Fritz, warst Du der Jonathan meiner Seele, und wirst es sein und bleiben, so lange ich meines Daseins und Lebens mir bewußt sein werde, nach so vielen und großen Verbindlichkeiten für all das Gute, was ich von Dir und Deinen würdigen Schwestern besonders, und überhaupt von Allen, die zu Deinem Hause gehören, bis auf die fromme Magd Deiner Küche, reichlich mit allen äußern und innern Sinnen, aber auch gedeihlich genossen habe. Du mußt und wirst Dich an meinem Herzen begnügen, wie ich alles dem Deinigen zu verdanken habe. Weil ich den Genossen und Werkzeugen Deiner Wohlthaten nicht erkenntlich sein kann, so ist mir auch nicht viel daran gelegen, es ihnen zu scheinen [!]. Was ich Deinem dienstfertigen, unverdrossenen Peter zugebracht habe, bleibt ihm aufgehoben."

Nicht anders war der Ton an Reichardt, im selben Monat. „Sie kennen meinen Jonathan und seine beiden würdigen Schwestern. Um alles kurz und sinnlich zu sagen, bin ich dort eben so ver=

pflegt worden, als in Ihrem erwünschten Hause und von Ihrer Familie, an die ich ohne die lebhafteste und zärtlichste Erinnerung nicht denken kann. Wie geizig ich die Nachmittage genutzt, ungeachtet meiner Brunnenkur, meine Neugierde und Lüsternheit unter den Büchern zu stillen, und wie viel mir zurückgeblieben, können Sie leicht erachten — und daß ich es schlechterdings nöthig fand, mich auf einmal und plötzlich loszureißen."

Diese Brunnenkur freilich, überdies gegen Dr. Lindners Rath, welcher nicht stärkende, sondern reinigende Mittel verordnet hatte, unternommen, brachte nur wenige, wenn auch immerhin einige Erleichterung der alten Uebel, sodaß er nach Königsberg berichten konnte: „Mit dem Gefühl meiner Erholung wurde auch meine Munterkeit mir und Andern gefährlich." An Jacobi dagegen: „Als ich den Morgen nach meiner Ankunft in Münster meine Füße ansah, die eben so dick zurückkamen, als ich sie in Königsberg aufgeladen hatte, ging es mir durch Mark und Bein . . ." Und an Reichardt: „So sehr ich auch Ursache habe, Gott für die Erleichterung meiner Uebel zu danken, so kann ich doch meinem Kopfe ebensowenig als meinen Füßen trauen. Mein Magen und meine Eingeweide sind noch ebensowenig in meiner Gewalt, und der Appetit zum Genießen noch nicht so gebändigt, wie es die traurige Disciplin der Medicin ihren Candidaten oder Märtyrern vorschreibt. Mit der leidigen Arbeit des Denkens und Schreibens will es gar nicht fort; und ich habe keine Hoffnung mehr, ein brauchbarer und thätiger Mensch zu werden. Die zwanzig Jahre des Jochs, das ich getragen habe, sind nicht mehr zu ersetzen, und das Einzige und Klügste, was mir zu thun übrig bleibt, ist ein „Das Ende krönt das Werk" . . . Ich kann mir ebensowenig mit völliger Wiederherstellung meiner Gesundheit schmeicheln, als aus einem Greise ein Jüngling zu werden. Aber desto mehr habe ich Ursache, Gott zu danken, daß alles erträglich ist, und dem besten und letzten Ziele meiner Reise [!] so nahe als möglich kommt. Ist dies nicht schon genug und über all mein

Verdienst und Würdigkeit?" — Am Tage darauf: „Ich habe schwere, finstere Träume gehabt, da ich fast gar nicht zu träumen gewohnt bin . . . So vergehen unsre Stunden und Tage wie ein Geschwätz, das aus Wohl- und Mißtönen zusammengesetzt ist zur Harmonie des Ganzen. — Nichts von dem schönen Stoffe zu witzigen Briefen und langweiligen Reisebeschreibungen, die sich zum Lesen und Schreiben qualificiren!"

Klopfte Todesahnung hier an seine Pforte? wir wissen es nicht. Wenige Tage später liefen in einem Brief an die Befreundete in Königsberg die Worte ein: „Sie werden uns also, liebste Freundin und Gevatterin, mit göttlicher Hülfe in Ihrem Hause wiedersehen; aber die Zeit ist in seiner Hand und nicht in unsrer. Der mich unter so viel Wunder und Zeichen hergeführt hat, wird mich auch mit Fried und Freud' heimbringen ins rechte Vaterland, Kyrie Eleison! und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wissen."

Einstweilen aber ließ Hamann sich das Münstersche Freundeshaus doch noch gern ein irdisches Elysium sein. „Ich weiß oft nicht, wie mir zu Muthe ist, schrieb er Ende Novbr. an den Freund in Königsberg, und durch welche Wege der Vorsehung ich hierher versetzt worden bin ohne all mein Verdienst und Würdigkeit. Nach so vielen harten und bittern Prüfungen, die sich kein Andrer vorstellen kann, der nicht in meiner Stelle und Lage gewesen, lebe ich in einem solchen Ueberfluß und Genuß desjenigen, was mein Herz und Kopf sich nur irgend wünschen kann." Dazu gehörte selbstverständlich der gleich wieder bekundete Genuß der Büchereien der dortigen Freunde, welche ihm solche „sehr großmüthig angeboten hatten."

Ein magnetischer Heilversuch des Dr. Raphael, den Hamann selbst auf Grund der dazumal Aufsehen erregenden Heilungen ähnlicher Art mit sich vorgenommen zu sehen wünschte, hatte (vielleicht wegen der Unfähigkeit des Mediums!) keinerlei Wirkung; und ein Fontanell, zu welcher der Genannte als einziges

Mittel rieth, wollte der Leidende wieder nicht, weil er — keine Wunde an seinem Leibe haben wollte. „Ich eine Wunde an meinem Leibe! — ohne die höchste Noth — kam mir als das widersinnigste Ding vor und bestärkte mich desto mehr in meinem Vorurtheil für den Weg der Stärkung [statt dem der Reinigung], der meiner Neigung mehr schmeichelte und wozu ich leider! die meisten Stimmen für mich hatte." Also bekannte er später selbst. Zu spät erkannte er es.

Sein Wunsch war, noch vor dem Winter den ländlichen Sommersitz der Fürstin in Angelmodde zu sehen und dann auf Buchholz' Stammschlosse Wellbergen auszuruhen. Ersterer Wunsch ging am 1. December, dem Sonnabend vor dem 1. Advent, in Erfüllung, wo er mit Buchholz zusammen in dessen Kutsche die kleinen zwei Stunden Weges zurücklegte. „Die Fürstin kam, schrieb er nachher an Jacobi, und wollte mir einen Vorschmack der schönen Gegend geben, bis an den Zusammenfluß der beiden Bäche [der Angel und der Werse, welche von zwei Seiten das schattige Kirchdorf umgeben]. Ich lief, daß mir der Athem verging. Der Weg ging über eine lange hohe Brücke u. s. w." Noch heute mag übrigens der Wanderer den Weg und das etwas abseits gelegene Bauernhaus mit schönem Garten erkennen, in welchem „die Fürstin" fast den größten Theil jedes Jahres, so ziemlich ein Menschenalter hindurch, anfänglich mit ihren beiden Kindern zusammen, dann mit der Tochter allein zubrachte, und sich glücklich fühlte bei Gebet und Wohlthun und im Verkehr mit den besuchenden und wieder besuchten Freunden von Münster. Hamann war dasmal der bevorzugte von allen. Zum Mittagessen, bei welchem „die Gerichte wie eine kleine Flotte ausgerüstet dastanden", kam man an, und bei dunklem Abend fuhr man zur Stadt zurück. Folgender Zug sei bezeichnend. „Ich saß schon wieder in der Kutsche, erzählte er, als das ganze Dorf über meinen Namen ein Gelächter erhob. So außerordentlich kam es den Bauern vor, daß es einen Menschen auf der Welt geben

könnte, der Hamann hieße!" — Ihn störte die ländliche Neugier und Lachlust natürlich nicht. „Ich sang vor Freuden unterwegs einige Lieder vor, mit denen ich den Sabbath jeder Woche zu weihen gewohnt bin, so heiser wie ein Rabe . . . So wurde der erste des Christmonats gefeiert — einer der schönsten Tage, dergleichen ich in meinem Leben genossen habe", bemerkte er noch weit später. Es war aber auch der letzte Christmonat seines Erdenlebens. Eine ernste Zwiesprache mit der mehr als gastlichen Fürstin hatte ihn geweiht.

Vier Tage darauf ging die Uebersiedelung nach dem vier Meilen entfernten Wellbergen vor sich, trotz aller körperlichen Beschwerden, welche immer zuzunehmen schienen, wennschon mit Unterbrechungen. Dennoch hegte er meistentheils gute Hoffnung. „Wie angenehm mir dieser Winter verlaufen wird, wenn Gott Gesundheit erhält und meiner Genesung Anfang fördert", schrieb er nach Königsberg, „können Sie leicht erachten. Jonathan hat mir Bücher mitgegeben" u. s. w. An letzteren berichtete er schon am 6. December: „Mein liebster Jonathan. Zu meinem Glücke reiste ich vorgestern ab und kam des Abends an. Ein Tag Aufschub hätte den Weg grundlos und meine Reise unmöglich gemacht. Hier sitze ich eingeschlossen wegen der elenden Witterung in guter Hoffnung, daß der Himmel sich aufklären werde. Das Schloß gefällt mir außerordentlich. An Gegenständen fehlt es mir nicht für meine Neugierde und Aufmerksamkeit. Es wird mir nicht leid thun, meinem Instinct hieher blindlings gefolgt zu sein, so ähnlich er auch dem Impromptü aussah, mit dem ich Dein Haus in Düsseldorf verlassen mußte." Er war nämlich mit Extrapost ohne vorherige Rücksprache mit dem seiner Frau wegen noch in Münster verweilenden Buchholz dorthin aufgebrochen — der gewohnten ungestümen Art dieses Feuergeistes gemäß. Schrieb er doch nach Königsberg: „Jeder Posttag brachte in Jonathans Elysium Neuigkeiten oder Briefe, an deren Inhalt ich immer Antheil nahm. In Münster war der Genuß der Freund-

schaft noch zerstreuender für mich und ich war noch weniger mein eigener Herr. Ich kam also in guter Hoffnung her, ein wenig mehr Ruhe zu finden." Auch den Büchern wollte er auf diese Weise entfliehen, denen er, wenn sie ihn umgaben, sich zu entziehen nicht die Macht hatte! Woher sollte da die Ruhe kommen?

Er war nun die erste Zeit allein in Wellbergen, verpflegt von der Familie des dortigen Stellvertreters des Gutsherrn, eines ihm schon bekannten Arztes. Anfangs hielt es sich einigermaßen mit seiner Gesundheit, und an den mit dem Sohne ebenfalls in Münster verbliebenen Dr. Lindner konnte er nach acht Tagen schreiben: „Ich habe hier Zerstreuung und Arbeit gefunden, an die ich gar nicht gedacht habe, und mit der ich auch bald fertig zu werden denke und dann auf mich selbst zurückzukommen und das Ziel meiner kleinen Ausflucht." Allein zwei Tage zuvor schon hatte es an einen Andern gelautet: „Mein armer Kopf geht mit Grundeis, daß ich gar nicht an meine mitgebrachte Arbeit [er hatte sich philosophische Studien über Spinoza und Hemsterhuys vorgenommen] denken kann. Meine geschwollenen Füße nehmen nicht ab wie bei meiner Ankunft in Münster, wo ich völlig hergestellt wurde [?]; ich habe einen Fluß in der Achsel, daß ich meinen rechten Arm nicht brauchen kann; und eine Flechte, an der ich Jahrelang gequält und von der mich mein guter Raphael zweimal glücklich kurirt, meldet sich wieder und beunruhigt ärger als sonst." Außerdem litt er in Wellbergen an einem Uebel, von dem er, wie er versicherte, sonst in seinem Leben wenig heimgesucht wurde: an Kopfschmerzen nämlich, die er den eisernen Oefen zuschrieb, an deren Dunst er sich schon in Münster nicht habe gewöhnen können.

Um die Mitte desselben Monats legte er sich, um für längere Zeit das Bett nicht zu verlassen. Sein Pfleger bat deshalb dringend um die Herüberkunft des Dr. Lindner wie des jungen Hamann, deren Ankunft den alten denn auch am zweiten Weihnachtstage erfreute. „Gleich einer englischen Erscheinung, schrieb

er, wurde mir die Ankunft des Dr. Raphael und Gehülfen Michael gemeldet. Ich mußte alle meine Kräfte zusammenraffen, um nicht vor Freude und Bewunderung in Ohnmacht zu fallen." Weil Lindner inzwischen eine Kur an Frau Buchholz in Münster glücklich beendet, konnte er nun ganz dem Freunde und Reisegefährten sich widmen, wobei Buchholz selbst ihm „wiederholt auftrug, nicht zu sparen und keine Kosten zu scheuen."

Lindner begann jetzt mit reinigenden Mitteln — spanischer Fliege u. s. w., und doch wollte nichts wirken: „Die schlaflosen Nächte hörten nicht auf oder wechselten höchstens; weder Arzneien noch Nahrungsmittel konnten meine Natur zu einer förmlichen Erklärung bringen", schrieb später der Kranke. „Den 17. und 18. Januar zeigte sich auf einmal ein Gallenfieber: Meine bisher schwarze und zottigte Zunge wurde in einer Nacht rein. Ich konnte wieder ein wenig lesen. . . Kurz darauf brach ein flechtenartiger Ausschlag auf den äußern Fingern aus, inwendig wurde die Haut unempfindlich wie Pergament und mein Rücken soll ein Blumenstück von allen möglichen Arten von Friesel-Ausschlag und kleinen Geschwüren gewesen sein; ein einziges auf der Brust, das ich statt einer Probe der übrigen selbst ansehen konnte — ein paar unter der Achsel machte mir viel Schmerzen. Zwei auf dem Rücken unterschieden sich aber durch ihre Größe und Fülle unter einer Brut von kleinen, die erweicht und geöffnet werden mußten, wozu ein Wundarzt erfordert wurde."

So mußte er sich denn doch zuletzt entschließen, Wunden an seinem Leibe zu leiden. Mit Hülfe des Wundarztes wurde von Lindner eine Operation an ihm vorgenommen, die auch einige Erleichterung schaffte. „Mein freundschaftlicher Raphael", schrieb er nach Königsberg, „hat englische Geduld und alle medicinische Gelehrsamkeit und Künste nöthig, sich in die Widersprüche und Launen des Patienten sowohl als in seine verjährten, verwickelten und hartnäckigen Uebel zu schicken und zu finden. . . Er über-

ließ mich dem Instinct meines Magens. Das Uebel nahm überhand, aber keine Kräfte, mußte also wieder auf den schmalen Pfad des Hungers und der Enthaltsamkeit zurück."

„Will die Vorsehung," fährt er in seinem Briefe fort, „durch Raphaels Hand ein Wunder thun zu meiner Wiederherstellung, so ist sie allein im Stande, ihm zu vergelten; denn ich muß mit Tob. 9, 2 zu Gottes und meines Freundes Ehre sagen. Liege ich meinem Schicksal unter, so ist es nicht seine Schuld. Auch nicht meine, wenn ich zu viel thue [!]: so wenig als mein Verdienst, wenn ich mäßig bin. Der alle meine Schulden getragen, hat auch für diese Sünde büßen müssen und nöthig, mir selbige täglich zu vergeben. Wie ich darunter leide und kämpfe! ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes! Ich danke Gott durch Jesum Christum unsern Herrn. Röm. 7, 24. 25. Ein guter Geist hat mich wenigstens in diese Wüste geführt, wo ich Ruhe gefunden habe zu meiner Besserung sowohl als Genesung. Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen. [Psalm 118]. In welcher Unruhe würde ich sein, wenn ich nicht die Gnade genossen hätte, die ich damals nicht erkannte, vom Joche aller Geschäfte ausgespannt zu sein. Ich weine nichts als Freudenthränen. Die Meinigen und alle meine dortigen Freunde wären nicht im Stande, mir die Pflege angedeihen zu lassen, die Wohlthaten, welche ich hier genieße. Wie ist ihrer eine so große Summe. Ps. 139, 17. 18."

Je und dann besuchte ihn sein treuer Franz, wie er Buchholz meistens nannte, welcher die übrige Zeit des Winters in Münster aus beregter Ursache wohnen blieb. Er brachte dem Kranken manche literarische Neuigkeiten mit, die dieser noch immer in gewohnter Weise „verschlang." Ende Februar besserte sich sein Zustand in etwas, doch war an eine auf Anfangs März festgesetzte Abreise von Wellbergen nicht zu denken. „Ob meine

Gesundung diesseits oder jenseits liegt, schrieb er, weiß Gott am besten.“ Aber auch: „Wenn meine Hoffnung einer völligen Genesung hier erfüllt werden sollte, wird Wellbergen meinem Andenken heilig und gesegnet sein.“

Anfangs Mai sagte er: Meine Entkräftung geht fast bis zur Ohnmacht. Einige Wochen später jedoch war eine Besserung merklich, sodaß gute Laune und Wissensdrang sich in vollem Maße wieder einstellten: „Gottes Vorsehung, schrieb er, hat durch diesen Engel Raphael Wunder an mir gethan und ist am besten im Stande, seine englische Geduld und Klugheit gegen die Winkelzüge meiner Natur und ihres Schadens, und gegen die Zweideutigkeiten und Weitschweifigkeiten meiner Zunge in Schutz zu nehmen. . . Mein armer Arzt Raphael ist von seinem wilden Patienten genug scalpirt worden. Einmal sagte er zu mir mit einem fast wehmüthigen Gesichte: Ich thue alles, was ein Freund thun kann, aber hier findet ein „Nur nicht Zuviel“ statt, und mein Dank ist der bitterste Spott. Mäßigkeit, fügt Hamann hinzu, ist eine Bürgermeistertugend, ich habe kein Metrum weder in meinem Gehör noch meiner Seele . . .“

Endlich, nach mehr als dreimonatlichem Aufenthalt in Wellbergen — „nicht der feuchten und morastigen Wüste und Burg, wie Du sie schiltst, sondern wie in einem lustigen Gefilde und fruchtbaren Thal, wo ich meine Wiedergeburt und Genesung statt des Frühlings erwarte“ [an Jacobi] — am Tage vor Palmsonntag fuhr der doch kaum Halbgenesene in der von Buchholz ihm gesandten Kutsche nach Münster zurück, Raphael und Michael zur Seite. Vorher hatte er die im Garten liegende Capelle sich aufschließen lassen, „um ein Deutsches Lutherisches Vater-Unser darin zu beten“, wie er sich sonderbar genug ausdrückte. Und obwohl die Reise ihn fast allzusehr angriff, konnte er doch am Ende des Monats nach Düsseldorf schreiben: „Ich lese mit eben dem Hunger und unersättlichen Geschmack als ich esse. Zufällig kommt mir Sailers [des edlen Bischofs, † 1817] Glück-

seligkeitslehre in die Hände, und ich habe den ersten Theil beinahe verschlungen.“ Sogar an einen neuen schriftstellerischen Versuch dachte er schon in Wellbergen, „in einer Anwandlung meiner ersten und ältesten Muse. Vielleicht kommt ein kleiner attischer Versuch nagelneu auf die Welt“ u. s. w. Er sollte indeß nicht kommen.

Wenige Tage darauf mußte Lindner Münster verlassen, um seinen früheren Wirkungskreis in Berlin wieder einzunehmen. „Was hat er nicht alles für mich gethan!“ schrieb der Kranke an Jacobi; dann aber auch: „Fast möchte ich sagen, daß seine Abwesenheit mir vortheilhafter sein wird, als seine Gegenwart: wie es den guten Wittwen mit ihren seligen Männern geht. Er kann mir seine Gesinnung nicht persönlich auftragen, für die ich aber Bürge bin vermöge der Gemeinschaft unter guten Menschen und ehrlichen Freunden durch den Geist, für den es keinen Unterschied der Sprachen und Zungen gibt. — Ich erbaue mich, fügt er hinzu, jetzt alle Morgen aus Sailers Gebetbuche, in das ich ärger als unser Jacobi verliebt bin, nachdem ich seine Glückseligkeitslehre kennen gelernt habe.“

Nach Königsberg aber schrieb er Ostern-Heiligenabend an jene Befreundete: „Fahren Sie fort, nach Ihrer alten geprüften und bewährten Freundschaft sich meiner Hausangelegenheiten anzunehmen, wie Gott es für die Ihrigen thun wolle und thut. Meiner alten Mutter [die Hausmutter ist gemeint] empfehlen Sie doch Sorge für ihre Gesundheit und verbieten ihr alle Sorgen um ihren Sohn und seinen alten Vater. Er im Himmel sorget für uns alle und ihn wollen wir für alles sorgen lassen, unser Brod mit Freude essen und unsern Wein mit gutem Muthe trinken. Gott segne uns alle nach seiner Liebe im Geiste des heute auferstandenen Sohnes der Liebe mit Leben und allen Wohlthaten desselben.“

Zwei Tage später: „Nach einer sehr ruhigen Nacht bin ich mit Reisegedanken von mancherlei Art aufgewacht. Die Er-

schöpfung meiner Kräfte ist außerordentlich. Gott Lob, daß es gegen den Sommer geht. Ich hoffe, daß meine dortigen Freunde Nachsicht für mich haben werden, daß ich nicht hier und dort zugleich sein und zwei Herren dienen kann. Wie ein schwacher Weinrebe kann ich ohne Stütze nicht leben und muß mich an der halten, die mir jetzt die nächste ist. Was kann ich schreiben, als das Beste von Andern und viel Gleichgültiges von mir, der sich selbst ähnlich bleibt, mit dem Unterschiede, daß jemehr der äußere Mensch abnimmt, desto mehr der innere wächst, je älter und unvermögender, desto ruhiger, zufriedener und vergnügter ich werde — ein tägliches Wohlleben mitten unter manchem Druck, den ich Gott Lob wenig fühle, und den Er tragen hilft, daß ich nicht genug dafür danken kann. In was für Kummer und Beklemmung würde ich mich jetzt befinden, wenn ich meinen Willen gekriegt hätte [ein anderes Amt nach seiner Rückkunft zu erhalten]! Gott hat mir Feierabend gegeben, mich aus dem Gange öffentlicher Geschäfte ausgespannt, zu denen ich so wenig tauge als zum Umgang mit der Welt. Ich lebe hier im Schooße der Freunde von gleichem Schlage, die wie Hälften zu den Idealen meiner Seele passen. Ich habe gefunden und bin meines Fundes so froh wie jener Hirte und das Weib im Evangelio, und wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden gibt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit, sondern es ist Gnade und Gabe einer höhern Hand, die ich anbeten muß. Sie war mir nöthig zu meiner Reinigung und Stärkung. — Die Katholiken, welche ich hier habe kennen gelernt, sind wie Nacht und Tag unterschieden von der N. ihren, wie civitas Dei, die beste Gotteswelt, von der die im Argen liegt. — Ich bin hier wie eine Biene und Ameise, und sammle alles was ich nur kann zur Ernte in meiner Heimath und gegen die Langweile meiner immer hungrigen und durstigen Seele, die eben so wenig feiern als arbeiten kann. Ich habe also nichts als Widersprüche zu schreiben, und

müßte meinen Freunden als ein alter Prahlhans und Aechzer beschwerlich fallen und anstößig werden. Besser ist's, ich schweige und verspare alles zu meiner Heimkunft, wo Auge, Mund und Herz zugleich reden können und zeugen sowohl für Wahrheit als Lüge; jeder urtheile nach seinem Sinn und gönne mir den meinigen."

Die Nachrichten, welche Hamann von Hause durch diese Freundin erhalten hatte, mußten ihn etwas beunruhigen, namentlich gefiel sich sein junger Vertreter nicht in seiner Stellung, die er seinem Fortkommen hinderlich erachtete. „Er ist sein ärgster Feind, schrieb Hamann über ihn, und hält jedermann dafür." Zugleich bat er die Seinen, ihm die vollste Freiheit zum Weggehen zu lassen. Weiter nahm er sich die augenscheinliche Undankbarkeit oder doch Unfreundlichkeit nicht zu Herzen.

Die Freunde in Münster entschädigten ihn für Alles. Namentlich begann jetzt sein Verhältniß zur Fürstin Gallitzin mit jedem Tage inniger und fruchtbarer zu werden. Er nannte sie schon früher in Briefen an Jacobi nur Diotima, als seine sokratische Freundin, oder Aspasia, als die des Perikles-Fürstenberg. Damals aber schrieb er: Philothea [Gottesfreundin] möchte ich unsre fromme Fürstin je länger je lieber nennen." Der Hofrath und Professor Sprickmann in Münster, der bedeutende Gelehrte und Kunstfreund, schrieb später an Herder: „Von der Fürstin sprach Hamann nie, daß ihm nicht die Thränen in die Augen kamen. Was er ihr werden mußte, was er ihr geworden ist, fassen Sie wohl selbst." Schon längere Zeit zuvor bildeten außer der Bibel Hamanns Schriften fast ihre einzige Lectüre. Seitdem sie ihn persönlich kennen gelernt, besaß er, der Leidende und doch so Starkgeistige, der Geistesgewaltige und doch wieder so Bescheidene und Demüthige — denn das war er von Herzen — ihr ganzes mitfühlendes und mitleidendes Herz. So oft sie konnte, besuchte sie den Krankliegenden, brachte ihm in ihren Taschen Wein und was ihn sonst erquicken konnte, und pflegte ihn auf

alle Art, erbaut von seinen Worten und reichlich belohnt schon durch seine Mienen der Dankbarkeit. Sie selbst schrieb nachher in ihr Tagebuch so manches darüber, wie er an sie, was wir unten lieber im Zusammenhange geben wollen.

Sein Appetit zum Essen wie zum Lesen verließ ihn fast nie, wie krank er auch war. Diese Begierden, die wir gar nicht als unabhängig von einander betrachten dürfen — das natürliche Seelenfeuer will geistige wie leibliche Nahrung — sollten erst mit seinem Tode endigen, so tief hatte er sie wurzeln lassen. Nichtsdestoweniger wallte im Grunde seines Gemüths noch ein anderes Feuer, welches seit seiner gründlichen Umkehr in London, seit der Frühmitte seines Lebens, durch alle nachfolgenden Schwachheiten nicht hatte ausgelöscht werden können, und eben jetzt sollte es einen neuen Aufschwung zum Lichte hin gewinnen: das war Gottes Gnadenwerk mit ihm.

Doch verfolgen wir zuerst den mehr äußeren Verlauf seiner Krankheit und seines schnell und schneller niedergehenden Erdenlebens. Sein Vornehmen und sein Verlangen war, nach Vollendung einer neuen Brunnenkur im Buchholzschen Hause zu Münster, den Freund in Düsseldorf auf kurze Zeit noch einmal zu besuchen und dann über Zürich, Stuttgart, Weimar, Hamburg nach Königsberg zurückzugehen, wozu er sich für stark genug hielt. Denn die längst brieflich Befreundeten: Lavater, Moser, Claudius persönlich kennen zu lernen, besonders aber auch Herder, den Jugendfreund, nach mehr als zwanzigjähriger Trennung wiederzusehen, lag ihm dringend am Herzen. Schon Anfangs April hatte er an Jacobi geschrieben, immer mit Reisegedanken beschäftigt: „Meine Lüsternheit, bei meinem Rückwege Dein Elysium wiederzusehen, wenn es auch nur auf einen Mittag wie ein Gespenst sein sollte, ist mir schon lange vor Deiner Einladung in den Sinn und Entschluß gekommen.“ Am 10. Mai: „Gestern habe ich Franzens Jawort zu meiner Abreise erhalten und wir werden uns in Deinem Elysio noch einmal zu guterletzt sehen. Ich werde den

Plan zu meiner Heimfahrt erst bei Dir bestimmen. Der mich hergeführt, wird mein Engel zum Rückwege sein und alles vor- und zubereiten, Berg und Thal zu einer Ebene machen durch seine dienstbaren Geister, auf die ich mehr als auf meine Beine rechnen muß. „Dein Wille geschehe!" enthält alle frommen Wünsche in einer Nuß."

Uebrigens beschenkten ihn die Freunde, obwohl sie seine täglich zunehmende Schwäche sahen, mit allem, was zur Reise gut sein konnte. Von Fürstenberg erhielt er sogar ein paar Stiefel, wie zuvor schon einen „chinesischen Schlafrock" von der Fürstin; von Jacobi hatte er den Pelz. Er sollte deß alles kaum mehr bedürfen. Doch konnte er im Mai noch mehrmals nach Angelmodde, wohin die Fürstin im Frühling wieder zog, sich fahren lassen, wenn auch mit geschwollenen Füßen und unter andern Beschwerden, welche aber der Geistesverkehr vergessen ließ.

Dazwischen schrieb er einige ernste und inhaltschwere Briefe an Jacobi, den er von fruchtlosen philosophischen Grübeleien und Wortstreitigkeiten mit den Gegnern abzubringen suchte. Ferner antwortete er einem gelehrten Bekannten von Buchholz, J. G. Steudel in Eßlingen, der sich schriftlich an ihn um Rath und Trost in betrübter innerer Lage und leiblicher Krankheit gewendet, und dem nun Hamann sein eigen Ich als „Silhoutte seiner Seele" gegenüberstellte und ihn mit großer Liebe und Weisheit zu trösten und zu ermuntern suchte. Er erzählte ihm den ganzen Verlauf seiner Reiseschicksale und Krankheit und die Pflege seitens der Freunde und fuhr dann fort: „Mir wird das „Entsage" ebenso schwer als Ihnen das „Ertrage". Wie theuer mein Besuch dem freigebigen Franz (Buchholz) bisher gekostet, wie wenig ich meinem guten Willen, ihm auf irgend eine Art nützlich und brauchbar zu sein, Genüge thun kann — — Kurz, ich lebe ohne Gram und Scham, muß Gewissen und Ehre, Blödigkeit und Delikatesse verleugnen. Der Verlust meines Amtes, dem ich nach der Abdankung der welschen Verwaltung erst recht vorstehen wollte, war

bei meiner Abreise aus Preußen mein größtes Herzeleid, und nunmehr sehe ich diesen Querstrich als mein größtes Glück an, da ich mich ebensowenig zu einer öffentlichen Bedienung als zum gemeinen Umgange des Lebens, wegen einer schweren Aussprache und hypochondrischen Laune schicke. Gott gab uns diese Muße!" Auf seine Krankheit zurückkommend, fuhr er fort: „Unterdessen ist Gott Lob alles erträglich. Jung kann ich nicht mehr werden, und ich gehe dem siebenten Jahrzehent entgegen. Der mich in diese beste Welt geführt, wird auch aus diesem Labyrinthe mir herauszuhelfen wissen, daß ich die rechte Heimath, das Vaterland der Geister nicht verfehle. Ich habe bisher ebensowenig Ursache, den Tod zu wünschen als zu fürchten, mich in die Erde zu verlieben als sie, die unser aller Mutter ist, zu verachten. Sie sehen, daß ich kein Arzt bin, und daß es auch in diesem Falle nur gar zu oft heißt: Arzt, hilf dir selber!" — „Das Schreiben, heißt es weiter, wird mir jetzt noch saurer als das Lesen. Ich freue mich über jeden Brief, den ich erhalte, und mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich darauf antworten soll . . . Ja, liebster Theophile Steudel! Gott kennt Sie besser als Sie, leider! sich selbst kennen. Er weiß sehr gut, daß es mit all Ihrem Toben nicht so böse gemeint ist. Sie werden bald ausrufen können: Mein Dasein ist Liebe, mein Leben ein unvergänglicher Genuß voller Gnade und Wahrheit!" — Ferner daselbst: „Der Ueberdruß des Lebens ist eine Folge oder ein Symptom vieler Krankheiten, besonders solcher, welche die Nerven angreifen. In einem solchen Paroxysmo trank auch Hiob Unrecht wie Wasser, und je mehr Schulden uns vergeben und erlassen werden, desto mehr wächst die Liebe. Sie ist stark wie der Tod, und die Eifersucht ist fest wie die Hölle. Ihre Angeln sind wie die brennenden und flammenden Ampeln. Je [selbstisch] thätiger oder leidender man ist, desto mehr herrscht der leidige Egoismus in uns. Zu Geduld gehört herkulische Stärke, die den Schwachen

mächtig macht. Genügsamkeit an seiner Gnade ist der beste Schild und der größte Lohn. Sie haben lange genug mit einer ägyptischen Magd gebuhlt, und drüber den Sohn der Liebe und die Gemeinschaft seines Geistes verschmäht. Sehen Sie mich wenigstens als einen Raben an, als den Vorboten der Taube, die in ihrem Munde ein Zweiglein vom Oelbaume mit grünen Blättern dem harrenden Patriarchen in die Arche brachte. Ja, lassen Sie sich versöhnen, nicht mit Ihrem Dasein, sondern mit dem großen und unbekannten Gott, den wir als den Vater aller seiner guten und bösen Kinder anrufen, der uns den Beruf gegeben, seinen Namen zu heiligen, die Ankunft seines Reiches zu befördern, und dessen heiliger Wille unser göttliches Glück und ewige Seligkeit ist, die wir seiner Geduld und nicht unsern Verdiensten noch guten Werken, sondern seinen „frommen Wünschen", die im Grunde unsre eigenen dunkeln Wünsche sind, zu verdanken haben.

„Ich habe manche Thorheit aus langer Weile begangen. Daß Verzweiflung auch eine begeisternde Muse, glaube ich wohl; sie schickt sich aber besser zu einer zerstörenden als schöpferischen. Doch leider sind unsre Geschöpfe unbarmherzige Verstümmler der Natur. . . Ich bin in meiner Seele überzeugt, daß Gott nicht nur am besten wisse, was Sie leiden, sondern daß auch weder Kleines noch Großes ohne seinen ausdrücklichen Willen geschehe. Aber diese Ueberzeugung Ihnen mitzutheilen, hängt ebensowenig von mir als von Ihnen selbst ab. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding; sowenig unser Dasein von dem Willen des Fleisches noch vom Willen des Mannes abhängt. Ohne eine individuelle Vorsehung kann Gott weder Regent des Weltalls noch Richter der Menschen und Geister sein. Ich bin von dieser Wahrheit zum Voraus durch das gegebene Wort der Offenbarung, hintennach durch meine und die tägliche Erfahrung überzeugt. Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individium, das nach keinem andern Maßstabe, als den es selbst gibt, und nicht

nach willkürlichen Voraussetzungen unsers Vorwitzes und unsrer nasenweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Dasein der kleinsten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüssen. Das Unendliche ist ein Abgrund. Alles Endliche ist begrenzt und kann durch einen Umriß bezeichnet werden. Eine höhere Liebe scheint uns Grausamkeit. Der den Sohn seines Wohlgefallens durch Leiden vollkommen gemacht, hat eben diese Kreuzestaufe nöthig, um die Schlacken der Naturgaben, die er nicht als ein Eigenthum zu Ihrem eigenen willkürlichen Gebrauche von Ihnen verschleudert wissen will, zu seinem Dienste, zu seiner Ehre, zu Ihrem Frieden und Gewinn zu läutern. Dem Himmel sei Dank, daß es hoch über den Sternen ein Wesen gibt, das von sich sagen kann: Ich bin der ich bin — Alles unter dem Monde sei wandelbar und wetterwendisch. Ich weiß kein besseres Feigenpflaster auf Ihre Beulen als die göttliche Thorheit des Evangelii!"

Am 30. Mai endlich schrieb er seinen letzten inhaltreichen Brief an seine älteste Tochter, aus dem wir das Meiste hieher setzen. „Meine herzensliebe Tochter. Den 8. d. M. erhielt ich den letzten Brief zu meiner großen Freude und Beruhigung; ich ersah daraus, daß es der lieben Mutter und den Meinigen wohl geht, und daß meine Freunde sich meiner noch im Guten erinnern. Ich schreibe diese Zeilen im Museo der frommen Fürstin, deren Garten ich mir zu Nutz mache, da ich gestern den Dryburger (Brunnen) statt des Pyrmonters, auf Gutbefinden meines jetzigen Arztes Druffel angefangen habe. Mein linker Fuß bleibt noch immer dicker als der rechte; mein Appetit immer zu stark und der Schlaf wie eines gesunden Menschen. Gott Lob, ich habe keine Schmerzen im Leibe, auch mein Gemüth ist ruhig und ziemlich heiter, aber zu nichts aufgelegt als, leider! zum Lesen, worin ich eben so unersättlich bin als im Essen. Den 1. Juni denke ich mit Ernst an meine Abreise. Franz und seine Frau werden mich

bis Pempelfort begleiten. Gott, der mich unter so vielen Wundern hergeführt hat, wird es an seinen Gnadenmitteln nicht fehlen lassen, mich wieder heimzubringen zu Euch und Eurer lieben Mutter, die Er erhalten wolle bei gutem Muthe und gesunden Kräften. Ich freue mich von Grund der Seele über Deinen Eifer, an der Erziehung Deiner Schwestern zu arbeiten. Unterstütze auch Deine alte, gute Mutter, und erleichtere ihr das Leben in wirthschaftlichen und häuslichen Geschäften. Für all das Gute was Du in dem Hause Deiner Wohlthäterin empfangen hast, höre niemals auf, erkennlich zu sein, mehr in der That als mit guten Worten. Habe Gott vor Augen und im Herzen, so wirst Du allen Versuchungen widerstehen können, wozu Gott nach seinem heiligen Rathe sowohl Freunde als Feinde brauchen kann, um uns im Guten fest zu machen und gegen alles Böse gesetzt und entschieden, daß wir doch endlich den Sieg behalten zu seiner Ehre und unserm Heile, das er allein kennt und das in seiner Vaterhand ist."

Von der Fürstin heißt es in demselben Briefe: „Keine Mutter noch Schwester kann so viel Liebe haben, als sie für Deinen alten Vater und alles was ihn angeht und zu seinem Glück gehört. Bete für sie und für die übrigen Wohlthäter Deines Vaters und Bruders, dem es ebenso geht wie mir . . ." Ferner Tags darauf: „Danket Gott, liebe Kinder, für alles Gute, das ich genossen. Wie viel hat den lieben, guten Franz meine Krankheit an Arzneien und Pflege gekostet! Er hat Ursache sich zu freuen, daß er seine Gäste los wird, und doch hätte er mich bald überredet, noch diesen Sommer und Winter bei ihm zuzubringen. — Deiner beiden Schwestern Folgsamkeit und Fortgang freut mich. Gott wird Dir Deine Treue vergelten und mein täglich Gebet für Euch Alle gnädig erhören. Lene Käthe [die jüngere Tochter] wird mir nicht übel nehmen, daß ich nicht ausdrücklich antworte. Sage ihr, daß ihr Brief mir Freude gemacht habe. Auch an Hill kann ich nicht schreiben und fände es auch mißlich,

da er meine Briefe nicht versteht. Melde mir, ob er noch in unserm Hause ist, und suche alles aus dem Wege zu räumen, was seiner Gemüthsruhe nachtheilig sein möchte. — Deine Einfälle bei einem Besuche sind nicht nach meinem Geschmack gewesen; Du mußt den Kitzel unterdrücken lernen über die Schwachheiten Deines leidenden und unbesonnenen Nächsten. Ich habe gestern ein Beispiel gesehen, das mich erinnert nicht zu gerecht oder zu strenge oder zu weise in dergleichen Fällen zu sein, und weder die gute noch die böse Laune zu übertreiben, sondern Mitleiden zu haben, wenn uns ein Mensch besucht, der seiner nicht mehr mächtig ist, ihn, so viel man kann, mit einer guten Art aus seinem [unserm] Hause zu verbannen. Das ist das Anständigste für Dein Geschlecht und für Deine Jahre."

Zum Schlusse heißt es: „Ruhe, Ruhe ist mein einziger Wunsch, nach einem so langen Abendmahle, das mir auf meine alten Tage vorbehalten gewesen. — Grüßt und küßt Eure liebe Mutter, die ich gesund und zufrieden wieder zusehen wünsche und und mich darauf freue. . . Gott sei mit Euch, liebe alte Mutter, Herzens-Lisette Reinette, Käthe Lene und Marianne, wie mit uns Allen, in Zeit und Ewigkeit, Amen! Lebt wohl zum fröhlichen, glücklichen Wiedersehen. Euer alter, treuer Vater Johann Georg Hamann."

Wer könnte die Weisheit und Wahrheit in dem ersten, den väterlichen Ernst und die Treue in dem letzteren Beiefe verkennen? War dieser doch, ohne daß der Schreiber es wußte noch ahnte, das letzte schriftliche Vermächtniß desselben an die Seinen auf Erden.

So ging sein letztes Jahr — ein Ruhejahr des innern Menschen bei aller fortgehenden Unruhe des äußern — seinem Ende mit starken Schritten entgegen.

7. Heimfahrt.

Der Monat Juni, die Höhe und Wende des Sommers und des irdischen Jahres, sollte auch die Wende von Hamanns Lebenssonne auf Erden sein: Wende und Ende zugleich. Unter ging sie ihm in dieser Welt, um neu aufzugehen in einer andern, wohin nun seine letzte Reise ging. Dahin nämlich, wo kein Wechsel von Tag und Nacht, keine Verschattung und Verunreinigung mehr ist durch die Begierden des Fleisches und der Vernunft, sondern Friede und Ruhe denen, die erlöst sind durch das Blut ihres Heilandes, an den sie hier, wenn auch in größter Schwachheit der adamischen Natur, von Herzen geglaubt!

Noch mehrere, wenn auch kürzere Briefe und Brieftheile sind aus diesem Monat erhalten, alle im ausgesprochenen Hinblick auf die von dem Schreibenden beabsichtigte und fest gehoffte Rückreise — über Düsseldorf und weiter — nach seiner Königsberger Heimath. Hören wir einiges daraus, um danach die überlebende fürstliche Freundin seine wirkliche Abreise, sein Abscheiden vom Leben, seinen Eingang in den Ruhehafen, uns erzählen zu lassen.

Am 1. Juni verlautete er an einen mehrerwähnten Königsberger Freund u. a.: „Mit dem heutigen Tage fangen sich meine Beschwerden zur Heimfahrt an, an die ich ohne Contrast und vermischtes Gewühl von Leidenschaft nicht denken kann. Ich hoffe, daß Sie Ihren alten . . diesen Herbst wieder haben werden. Der linke Fuß bleibt immer geschwollen — alt bleibe ich und kann auf keine Wiederherstellung mehr rechnen. Ich war besorgt, Sie unwissend beleidigt zu haben; desto tiefer und lebhafter war meine

Freude über Ihren letzten Brief. . . Den 2. auf dem Bette. Ich bin gestern von einem Schnupfen befallen worden, und muß auf den Rath meines Arztes diesen Morgen im Bette bei einer Tasse Thee zubringen. . . Ich habe den Anfang eines Alexis II. im Manuscript gelesen. Noch ein Jahr könnte ich hier zubringen, ohne fertig zu werden. Bei einem solchen Reichthume von Genuß Maß zu halten, ist eine Kunst, von der ich den stärksten unerkannten Beweis durch meine Rückreise ablege. . . Ich bin nicht im Stande, an meine Kinder zu schreiben. Niemand kann sich von meiner Lage, innern und äußern Lage des Körpers und Gemüths einen Begriff machen, wie gute Tage und böse Stunden und der Zusammenhang meiner Umstände und ihre Anwendung mich erschöpfen und beinahe aufreiben, daß ich nicht im Stande bin, gegenwärtigen und abwesenden Freunden mich mitzutheilen . . . Was für ein Abendmahl die Vorsehung mir am Ende meines mühseligen Lebens aufbewahrt hat! Wie schäme ich mich jetzt, über den Verlust meines halben Dienstes damals getobt zu haben, wie unser Theophil Steudel in Eßlingen! Mit welcher Rührung sage ich jetzt: „Ein Gott hat uns diese Ruhezeit bereitet" dem Virgil'schen Schäfer nach. Er hat noch niemals was versehn in seinem Regiment, nein, was er thut und läßt geschehn, das nimmt ein gutes End. Ende gut, alles gut . . . Ich bin jetzt aufgestanden . . . Meine einzigen Sorgen sind jetzt Reisepläne, deren Ausführung von der höchsten Vorsehung abhängt, die irrende Ritter und dumm ehrliche Stallmeister zum Besten hat, zu Absichten, die dem „Verfasser der Fabel" am besten bekannt sind, gewiß besser als allen dramatischen Handwerkern und Tagelöhnern. Morgen erwarte ich die Fürstin und meinen ehrlichen Wirth aus dem Pathmo Wellbergen. Mündlich, wills Gott mehr, — für die langen Winterabende."

Zwei Tage später an Dr. Lindner, welcher schon auf der Rückreise begriffen war. „Nur zwei Worte, liebster Freund Raphael, zum fröhlichen Willkommen in unsrer Vaterstadt. Die

Fürstin ist hier [bei Buchholz] zu Mittag, und ich eile was ich kann, um der Bücher los zu werden, deren Ende ich nicht absehen kann. Gegen die Mitte dieses Monats geht unsre ganze Familie, genommener Abrede gemäß, nach Pempelfort. Mein linker Fuß ist immer geschwollen. Der Appetit zum Essen und Lesen unauslöschlich. Wir erinnern uns allesammt Ihrer sehr oft im Besten, wozu ich die meiste zureichende Ursache habe. Gott erhöre alle Wünsche, die ich für Sie täglich thue, und schenke Ihnen auf Ihre alten Tage so viel Genuß als ich hier erlebt. Grüßen Sie alle gute Freunde, und vergessen Sie nicht, meine halbe Käthe [oder Kathe, Kotte, die halbe Freiwohnung, die ihm geblieben] zu besuchen und die Meinigen zu trösten, wenn sie meinethalben bekümmert sind. Ich hatte eben so viel und noch mehr Ursache zu Sorgen; ich habe alle von mir geworfen, und mein Schicksal ist in guter Hand: die mich bisher wie die Jugend geführt und mich in meinem unvermögenden Alter nicht verlassen noch versäumen wird."

Endlich aus zwei Schreiben an Jacobi. In dem ersten vom 14. Juni heißt es: „Liebster Jonathan, ich kann nicht schreiben, bin aber fest entschlossen, den 19. oder Donnerstag mit der Post abzugehen. Mit Deiner Gesundheit, hoff ich, geht es besser, wenigstens ist Dir ein guter Vorrath nöthig zu der Unruhe, die Du, herzenslieber Fritz, Dir aufgeladen hast oder Dir zugedacht ist. Unser ganzes Haus kommt abgeredetermaßen. Ich verspare alles auf unser Wiedersehen. Wenn ich nur erst im Zuge sein werde! Ich weiß von meinen Sinnen nicht, noch wie mir zu Muthe ist. In Deinem Elysio, hoff ich, wird alles besser werden. Mittags (18. Juni) erwarte ich gewiß ein paar Zeilen von Dir. Ich kann mich alle Tage weniger auf mein Gehör verlassen und höre nichts als rauschende Wälder in meinem kranken Kopf. Halte doch eine Postkarte [Landkarte] fertig, um meine Marschroute zu bestimmen, und trage, so viel Du kannst und willst, zu meiner Expedition bei!"

Weil der Brief nicht abgegangen war, fügte er am folgen-

den Tage noch einige Zeilen zu: „Dies ist wohl der letzte Sonntag, den ich in Münster verlebe. Den ersten in Pempelfort werde besser feiern. Mein Kopf ist so erschöpft. Mir fehlt „ein gesunder Geist in gesundem Leibe“ und ich bin zu nichts aufgelegt, tauge zu nichts. Mache doch, herzenslieber Fritz Jonathan, daß ich mich im Zuge wieder erhole [!]. Donnerstag bin ich auf dem Postwagen, wenn der Herr will und wir leben. Die vier Tage wird Gott auch überstehen helfen. Ich hoffe in Deinem Elysium noch ein wenig Luft zu schöpfen. Gott empfohlen. Mehr kann ich nicht. Unter Guten alles gut.“

Münster den 18. Juni 88. Liebster Herzens-Jonathan, ich habe fast den ganzen Tag auf dem Bette und im Liegen zugebracht. Unsre holde Amalie (die Fürstin) hat mich übermocht, einen Fuhrmann der Post vorzuziehen, schon Franz erbot sich dazu . . Es bleibt also bei der guten frommen Fürstin Abrede, die mich frank und frei nach Pempelfort schaffen wird. Alle Aufwartung habe ich verbeten; ich habe an meinem Sohn Gehülfen genug, und es wird ihm wohlthun, wenn er dienen lernt und die Probejahre seinem alten kranken Vater widmet . . . Ihr scheint Gott Lob, alle vergessen zu haben, wie sauer ich Euch das Leben gemacht. Den 20. des Abends fuhr ich aus Königsberg und denselben Morgen bin ich Willens, Münster zu verlassen. Ich werde also der letzte hier im Hause sein . . . Ich gehe Freitag Morgens ab und erwarte Deinen Vorspann und Fuhrwerk Sonnabends frühe in Mühlheim. J. Georg H.“

Das war das letzte, was er geschrieben. Das Weitere berichtet später der Sohn an Reichardt. „Wir waren eben an einem Knoten, dessen Entwicklung niemand absehen konnte, nämlich an unsrer Rückreise. Dieser Knoten ist zerrissen, und der Vater ist aller Mühseligkeiten, die ihn erwarteten, entledigt. Vierzehn Tage vor dem festgesetzten Termin unsrer Abreise versank er in unerklärliche Schwäche. Unsre Reise sollte mit einem Besuche in Pempelfort anfangen. Den 19. ging Buchholz dahin voraus

und mein Vater mußte ihm versprechen, den folgenden Tag gewiß nachzufolgen. Marianne [Frau Buchholz], als sie von ihm Abschied nahm, da er noch auf dem Bette lag, erschrak so vor seiner abgezehrten Gestalt, daß sie, von entsetzlichen Ahndungen ergriffen, die Abreise einstellen wollte; aber mein Vater, der nie so voll Hoffnung war als grade in diesen Tagen, gab es durchaus nicht zu. Seine Unmacht ward immer stärker, und der Glaube, daß sie nichts zu bedeuten habe, zu gleicher Zeit. Den andern Morgen war der Wagen vor der Thür, und es sollte an das Einsteigen gehen, als sich auf einmal zum großen Glück ein Mißverständniß entdeckte, das mit unserm Fuhrmann vorgefallen war. Dies machte einen Verzug von ein paar Stunden; unterdessen kamen zwei Aerzte und sagten, nach allen Symptomen hätte er ein Fieber und könnte nicht reisen. Des Abends bekam er ein Röcheln auf der Brust. . ." „Noch um zwei Uhr des Morgens", schalten wir nach Sprickmanns Bericht ein, „erkannte er seinen Sohn, der mit dem Stock in der Hand, um den Arzt zu rufen, an sein Bett trat. Söhnchen, sagte er, als er den Stock sah, Du willst gewiß zu Deinem Freunde Fritz [einem Schwager von Buchholz]. Seitdem sprach er nicht mehr; die letzte Stunde hindurch lag er mit den Augen nach oben gerichtet, röchelte, aber ohne Zuckungen." „Morgens vier Uhr kam Fürstenberg, ihn zu besuchen. Der Sterbende erkannte ihn noch, nickte ihm lächelnd zu und reichte ihm die Hand. Bald nachher hob sich sein Blick, daß der halbe Augapfel vom Lide bedeckt wurde, und blieb so unverwandt bis zum letzten stillen Hauche."

„Er schlief, nachdem alle Mittel versucht waren, um 7 Uhr des Morgens, ohne an den Tod gedacht zu haben, an demselben Tage, als er vor einem Jahre aus Königsberg gereist war, ohne viele Schmerzen ein. Die Fürstin Gallitzin, die ihn so überschwenglich geliebt hatte, der Minister Fürstenberg und zwei Aerzte waren von Anbruch des Tages bis zu seinem Tode bei ihm; aber die Sprache war ihm schon benommen . . ." „Der Herr hat

alles wohl gemacht!" hieß es zu Anfang des Briefes. „Die unsichtbare Hand, die so unverkennbar im Leben über ihm gewaltet, hat auch am Ende alle Umstände, die ihm sein Schicksal erleichtern und für uns mildern konnten, wunderbar zusammengefügt."

„Schon am Abend des Sterbetages, fährt ein anderer Bericht fort, fuhr Fürstenbergs Kutsche vor das Buchholzsche Haus, er selbst und sein Freund Overberg stiegen aus, wickelten den Leichnam in wollene Decken, fuhren ihn nach dem Hause der Fürstin von Gallitzin, um ihn da in einen Sarg zu legen, und Fürstenberg half ihn selber auf seinen Schultern zur Gruft befördern, welche bereits an einem schattig stillen Plätzchen neben einer Laube in dem an das Wohnhaus stoßenden südlichen Gartentheile hergerichtet war."

Doch hören wir über das Alles nun noch diejenige selbst, auf welche Hamann bei seinem Leben den allertiefsten Eindruck gemacht hatte, und die ihm am meisten für ihr ewiges Theil zu verdanken glaubte. Die Fürstin Gallitzin schrieb einen Tag nach dem Tode des Freundes in ihr Tagebuch, indem sie auf jene Geschichte Bezug nahm, welche als das Evangelium jenes Tages so oft von Bedeutung in Hamanns Leben gewesen:

„Sonntag, den 22. Juni: Vom Fischfang Petri. Lux. 5. Und dieweil er ein göttlich Leben führte, nahm ihn Gott hinweg und er ward nicht mehr gesehen." 1 Mos. 5, 24.

„Donnerstag den 19. brachte ich den letzten Morgen mit dem Seligen, Einzigen zu — ich frühstückte bei ihm — er war sehr schwach, wie ich ihn aber wohl schon gesehen habe, und schrieb es nach seiner eigenen Meinung der Unruhe der letzten Wochen, dem Gram und Fatiguen mit B. zu, sodaß ich es mit ihm wirklich glaubte, sobald er im Wagen sitzen würde, um nach Düsseldorf zu fahren, würde sich alles ändern und er sich so wunderbar schnell erholen als er es wohl pflegte. Er war in einer beständigen Neigung zum Schlummern, sprach aber doch, obschon es es ihm schien beschwerlich zu fallen und ich ihn stets daran zu

verhindern strebte, viel, z. B. von seinem Sohn, über dessen Abstreiten er oft klagte . . . Die Pfeife, die diesen Morgen mit dem Futteral fertig ward, machte ihm eine kindliche Freude, vorzüglich mein darauf eingegrabener Name und die Jahreszahl. „Sie wollen, sagte er mit thränenden Augen, ich soll stets Ihrer gedenken; nun dazu habe ich ohnedem Stoff genug." Ich: „Beten Sie zuweilen für Ihre Tochter und nennen mich, wenn Sie mir schreiben, nicht Ihre Durchlaucht." Er: „Nein, lieber nenne ich Sie auch Amalie, mein Gebet ist nichts werth, aber wir haben alle einen Fürbitter, der stets mit unaufhörlichen Seufzern für uns fleht." — Ich: „Sie werden heute, wenn Hans [der Sohn] ausgeht, allein sein, wollen Sie [einen Andern]? — Er: „Nein, ich brauche nichts und bin nie allein; auch Sie werden nie allein sein, wir haben Einen, der mit und in uns ist beständig." (Mit Thränen). Ich fiel auf seine Hände mit unaussprechlicher Wehmuth, küßte sie lange. Er: „Sie demüthigen mich, liebe Amalie. . ." Wir sprachen noch vieles über unsern Lieblingsgegenstand, die Bibel. Unter Anderm sagte er über das unwürdige Communiciren und die Parabel vom hochzeitlichen Kleid: Alles müsse uns gegeben werden, um würdig zu communiciren, wie den Gästen in den alten Sitten das hochzeitliche Kleid gegeben wurde. Der Wille sei das Einzige das wir hinzu thun können . . . Als es beinahe 10 Uhr war und ich weg mußte, ward mir unbeschreiblich angst. Er merkte es, bat mich oft, doch ja nicht Abschied zu nehmen, er wolle mich doch zu Düsseldorf erwarten bis in die Hälfte Juli. Obschon sein Sohn, der nun wiedergekommen war, ihm darin wieder sehr rauh widersprach, wies er ihn sehr sanft zurecht, fuhr jedoch, als jener von Irren sagte, zuletzt etwas unwillig auf: „Mein Söhnchen, ich will irren, Du weißt es nicht besser' errare humanum est!" — Nach einigen ängstlichen Augenblicken von beiden Seiten, da er merkte, daß ich fort wollte, küßte ich seine Hand und stürzte aus der Stube, mehr als ich heraus-

ging. Ich hatte noch Wagen, Pferde, Mantelsackaufpacken, alles zuvor so eingerichtet, daß er den andern Tag um 4 Uhr weg konnte. So wollte er es. Zum Essen hatte er keinen Appetit mehr . . .

„Als ich Freitag Abend von Angelmodde kam, erfuhr ich, er sei krank und noch hier. Ich erschrack, eilte, so müde ich war, zu ihm und fand ihn röchelnd, sehr schlecht, er sprach beschwerlich. Noch immer wollte er heute noch reisen, reichte mir sehr liebreich mehrmalen die Hand. Ich ging mit schwerem Herzen von ihm zu Druffel [dem Arzte], schickte noch Abends 10 Uhr eine Estafette nach Düsseldorf, schrieb von seinem Zustand, doch noch ohne Ahnung eines so nahen Todes, ich schickte P. zu seiner Bewachung. Ich konnte früh nicht aus dem Bette, weil ich sehr müde erst gegen halb 6 Uhr erwachte und ihn so schlecht nicht glaubte und mich stärken wollte, den Tag bei ihm bleiben zu können. Dennoch trieb mich eine gewisse innere Bangigkeit; ich fühlte Drang zu ihm. Indem ich mich vorbereitete, kam Fürstenberg und meldete mir, er sei schlechter, und der Arzt meinte, er werde den Tag nicht überleben. Ich war wie erstarrt, bereitete mich nun, den ganzen Tag bleiben zu können, und ging eilend hin. — D. und der Sohn kamen mir auf der Treppe entgegen. D. sagte mir, ich möchte lieber nicht hineingehen, es wäre so gut als vorbei. Ich konnte aber nicht umkehren, mußte den lieben Heiligen wenigstens noch anblicken. Er lag da mit verdrehten Händen, steif gen Himmel gekehrten Augen, ohne Anschein des mindesten Bewußtseins. . . Er verschwand vor unsern Augen in derselben Lage. Nur durch das Aufhören des Pulses beurtheilte der Arzt die Zeit seines leiblichen Todes: schon einige Stunden vorher scheint seine Seele zu ihrem Gott gekehrt gewesen zu sein. . . .

„Mein letzter Trostgedanke war: er erbittet dir vielleicht die Kraft, zu werden, was er dir durch sein Leben dargestellt und durch Worte gelehrt hatte. Ein unbeschreiblich süßer Gedanke war mir, die Asche dieses Seligen, Großen, so wenig Gekannten, in meinem Garten zu bewahren, einst meinen Kindern vielleicht

bei diesem Grabe von dem Geiste des Verstorbenen einzuhauchen — mir selbst eine beständige Erweckung!" — —

Neben der kleinen Betkapelle im Garten der Fürstin ward Hamanns Grab gegraben, darüber ein Würfel mit einer Urne zum Denkmal gesetzt. Die Inschrift des Würfels, von der Fürstin selber im Verein mit Sprickmann, dem Freunde des Verstorbenen, gewählt, war dieselbe, welche dieser einst in ergreifender Stunde ihr vorgehalten und die sie nicht mehr vergessen konnte —

„Den Juden zwar ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit! Aber das Thörichte vor der Welt hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache die Weisen, und das Verachtete vor der Welt, daß er zu Schanden mache die Starken. 1 Cor. 1, 23. 27.

Johann Georg Hamann, dem christlichen Manne." *)

Fragen wir schließlich, mit so manchem unsrer Leser gewiß, wie es zuging, daß der so gebrechliche, eigenartige und von manchen Begierden der Natur so gar nicht freie, dazu nichtkatholische Hamann einen solchen Eindruck auf die hochgebildete katholische Fürstin zu machen im Stande war, so werden wir die Antwort am leichtesten finden, wenn wir diese ausgezeichnete

*) Zur Geschichte dieses Denkmals bemerken wir noch, daß dasselbe nach dem Tode der Fürstin (1806) verfiel, der Garten selbst wurde Kartoffelacker. Erst im J. 1847, als das Grundstück verkauft und zu einem Zimmerplatz gezogen werden sollte, erinnerte sich ein in Münster wohnender Königsberger der Grabstätte seines Landsmannes und sammelte Beiträge zu einem neuen Denkmal. Friedrich Wilhelm IV. bewilligte in bekannter Großherzigkeit eine Summe dazu, Andere thaten das Ihre. 1851 wurden die noch gut erhaltenen Ueberreste des Leichnams in neuem Eichensarge nach dem (katholischen) Ueberwasserkirchhofe gebracht, neben den Grabstätten Fürstenbergs und Overbergs gebettet und mit neuem, dem alten nachgebildeten, nur noch schöneren Denkmal in Sandstein versehen, mit derselben Inschrift nebst Datum von Geburt und Tod. So erinnert es noch heute an ihn.

Frau, die so dringend nach Gott verlangte in ihrem Leben und so aufopfernd für ihre Mitmenschen war, selber noch einiges reden lassen von dem, der ihr theuer geworden war. Dieses wird uns zugleich Weg und Fingerzeig geben, um zu einer eigenen Schlußansicht über unsern merkwürdigen Landsmann, den Gott zum Werkzeuge für Viele erkor, zu gelangen. Jenes entnehmen wir sammt dem bereits Mitgetheilten dem Tagebuche der Fürstin, welches sammt einigem Briefwechsel auszüglich später veröffentlicht wurde.*)

Hamanns Todesfall, heißt es wenige Tage nach dem Vorberichteten, verdarb mir die Freude über Hemsterhuys' Ankunft. Des alten Hamann kindliche Einfalt umschwebte mich, und Hemsterhuys war mir wie einer, der mich diesem heiligen Geiste entreißen wollte . . . Hamanns verächtlich scheinender, einfältig hoher Wandel hat mich mehr gelehrt, als [des Andern] ganzes Leben und alle seine philosophischen, übrigens schönen Schriften . . . Hamanns den 22. Mai so unnachahmlich ausgesprochener Spruch Pauli an die Corinther [s. oben] in der Laube blieb mir immer gegenwärtig. Ich fühlte ihn augenblicklich lebendig in diesem Spruch verhüllt."

Zwei Tage nach dem eben erwähnten Datum schrieb die Fürstin: „So viel ahndet mir immer mehr, daß Hamann der wahrste Christ ist, den ich noch gesehen habe. Seine dunkeln Redensarten, seine anscheinenden Widersprüche rühren meist aus der reinsten, erhabensten Quelle. Er will nie durch seine Meinungen und Reden glänzen, gefallen, Andere hinreißen. Daher nimmt er gewöhnlich, wenn er auch eine Meinung wohin abgegeben hat, gar bald die entgegengesetzte Partei, insonderheit wenn es Menschen betrifft, sobald er merkt, daß diese Meinung von Andern mit Leidenschaft ergriffen wird. Beständig zeigt er

---

*) Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Ad. Am. von Gallitzin nebst Fragmenten und einem Anhange. Mit dem Bildniß der Fürstin. Stuttgart. 1868. (Jetzt bei Bertelsmann in Gütersloh.)

sich beinahe als ein Thor, damit nur Andere die ihrer Lieblingsseite entgegengesetzte auch zu beherzigen haben. Er selbst scheut nichts so sehr, als sich tugendhaft oder gelehrt wissend einem darzustellen. Seine Demuth ist so ungekünstelt als Fürstenbergs Gerechtigkeit. Er zeigt seine eigenen wirklichen Schwächen, oder vielmehr er verbirgt sie nie und nirgends, sodaß sein Zuschauer auch wirklich überzeugt wird, er habe sie. Denn nichts ist ihm so abscheulich als Heuchelei, und auch Demuth ist Heuchelei, wenn sie nicht überzeugt, nur feinere, schlauere und daher satanischere Heuchelei. Er spricht stolz und zeigt sich niedrig. Falsche Demuth thut das Gegentheil. Auch Aufklärungssucht ist ihm als baarer Stolz, Eingriff in die Rechte der Vorsehung, an der er mit kindlicher Ruhe hängt. Diese zwei Dinge verfolgt er, wo er sie nur muthmaßen kann, überall mit Ironie.

„Es scheint mir seine ganze Philosophie mehr negativ und dem Satze ähnlich, den er mir letzthin zu Angelmodde mit einem Liebhaber-Nachdruck sagte: meine einzige Regel ist, keine zu haben. Ich muthmaße aus allem, was ich von ihm bemerkt habe, er denkt — und ich stimme ihm jetzt von Herzen bei — alles Gute, dessen wir Menschen fähig seien, ist bloß negativ, es sei in Betreff unsrer selbst oder Anderer. Wir können bloß wegzuräumen streben, was uns hindert, den Einfluß der Gottheit lauter zu empfangen und aufzubewahren, ein Streben nach Systemlosigkeit und dem sokratischen einfältig hohen Bewußtsein unsrer Unwissenheit, Hinfälligkeit und Schwäche. Wer zu dieser gelangt, der wird ohne große Anstrengung demüthig, nachsichtig und folglich liebend von ganzem Herzen sein, und den Frieden besitzen, der über alle Vernunft ist.

„Seine Schwächen mögen immerhin Legion heißen, ich habe nie eine an ihm erblickt, ohne von neuer Ehrfurcht durchdrungen zu werden ... Ein hohes Bild einer christlichen Größe in Lumpengestalt, der Stärke in der Schwäche, das meine Seele begeisterte, aber auch beugte, indem ich die Kluft sah, die noch

zwischen mir und dieser Größe liegt. Und diese Beugung war nicht Stolz, denn keine Gestalt kann dem Stolz mehr zuwider sein als diese in jedem Sinne wahrhafte Knechtsgestalt, die, mit kurzen Worten, nichts Anderes ist als eine gänzliche Umwendung, wodurch der Mensch dasjenige, was er pflegt auswärts zu tragen, hinein, und das was er pflegt ins Innere zu verbergen, herauswendet. Ach nur der, der das ganze kann, ist ganz Christ!"

Noch ein volles Jahr nach dieser Aufzeichnung faßte die Genannte alles zusammen in dem Bekenntniß ihrer eigenen Verkehrtheit bei dem Streben nach Frieden und Heiligung auf selbstischem Wege, der das Ziel nie erreichen konnte und nie erreichen soll — mit den Worten:

„Endlich kam Hamann und zeigte mir den Himmel wahrer Demuth und Ergebenheit — Kindersinn gegen Gott. Dieser begeisterte mich über alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi, indem er mich das Bild ihrer wahren Anhänger von der erhabensten Seite lebendig an sich wahrnehmen ließ. Ihm allein bis dahin war es gegeben, mir die schwerste Kruste von den Augen zu reißen — er allein sah auch darin eine Kruste. Alle übrigen Freunde, Fürstenberg nicht ausgenommen, hatten bisher meinen starken Vervollkommnungstrieb als das Liebenswürdigste, ja als etwas bewundernswürdig Schönes an mir betrachtet. Weit entfernt also, selbst darin etwas Böses zu sehen, war dieses beständige Gefühl ein Ruhekissen in drohender Muthlosigkeit für mich. Hamann aber sah darin den Stolz und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen; mich dünkte, man raubte mir Lahmen die einzige Krücke; aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen. Ich ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Seele und befand sie wahr. Nach dieser Zeit ward unser Umgang immer vertraulicher, und siehe, ich verlor ihn mitten im besten Genuß dieser Vertraulichkeit, diesen ersten wahren

Vater, der mich liebte, wie noch keiner mich geliebt hatte. Aber zum Glück verlor ich ihn den Tag vor seiner Abreise, da er mir ohnehin für immer entrissen werden sollte, und ich glaube, er betet dort wirksamer für uns, als ers zu Königsberg hätte thun können.

„Nach seinem Tode ging eine wunderbare Veränderung, oder vielmehr die Fortsetzung der Veränderung in mir vor, die sein Umgang schon bei seinem Leben in mir angefangen hatte. Ein gewisser, von ihm abgezogener, aber verhimmlischter Geist des Christen schwebte mir so beständig vor Augen, daß es mir bei jedem Anlaß zu Aergerniß, Gram, Empfindsamkeit, Betriebsamkeit, Reizbarkeit 2c. immer zu Muthe ward, als sagte ich zu diesen Anlässen: stille, stille! stört mich nicht von meiner Achtsamkeit auf dieses Bessere!“

(Zwei Monate früher:) „Hamanns Andenken bringt in meine Seele immer am leichtesten Fülle und Unbefangenheit, wenn sie leer und verstrickt ist . . . Ich verglich seine Schriften über das Alte Testament [wahrscheinlich die „Biblischen Betrachtungen“, vgl. unser erstes und drittes Bändchen], wobei die Stunden gleich Minuten entflohen. Ein Commentar voll herrlicher Aus- und Einsichten! O lieber Seliger, welche Quelle des Genusses und Segens bist du mir schon geworden! O gewiß, Gott hat dich in das Reich aufgenommen . . . Bitte für uns!“

Endlich sagt die Fürstin am nämlichen Orte, womit wir ihre Aufzeichnungen schließen: „Seit Hamann todt ist, denke ich noch mehr an jenes Leben, und es ist mir dann, wie einem ist, wenn man sich zu einer Reise in ein fernes Land anschickt, wohin ein lieber Freund voran gereist ist, den man da wiederhaben soll . . .“

Noch wenige Bemerkungen zur Sache und Person zum Schluß.

Das Erste, was uns aus den Bekenntnissen der Fürstin vornehmlich ins Auge tritt, kann nur die staunende Bewunderung sein über die verborgenen und erst zuletzt offenbaren Wege und Führungen, ja recht eigentlich Schickungen Gottes, wonach er

aus den schwächsten menschlichen Gefäßen seine engelischen Boten zu machen weiß, um andern Schwachen — wir alle sind es — Seine ewige Gnade zum Heil und zur Seligkeit nahe zu bringen. Grade was dem Einen fehlt, ist dem Andern für ihn gegeben, und mag dieser Andere räumlich noch so weit entfernt, noch so unbekannt jenem gewesen sein: er wird dem Hungrigen zu rechter Zeit bekannt und zum Brodbrecher, dem Siechen zum Arzte gesendet und gegeben: wo nur wahrer Hunger nach göttlicher Speise, wo nur ein tiefes und beharrliches Verlangen nach Heilung vorhanden ist. Und wo es noch nicht ist, da vermag Er es zu wecken, wenn der Mensch nur den Glauben, diese Mitgift seines ewigen Geistes, und wäre er klein wie ein Senfkorn, nicht fortwarf aus seinem Herzen.

Dabei — und dies ist das Andere für uns Wichtige — gilt Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit der in Formen und Formeln gefaßten Confession, nebst Gottesdienstordnung und kirchlicher Verfassung und Sitte, und mag alles dieses noch so sehr mit dem äußeren, ja wohl gar mit dem inneren Leben verwachsen sein, vor dem Herzenskündiger und Seelenretter ebensowenig zu unsrer, als zur Zeit der Apostel, dieser Boten und Engel Gottes in sichtbarer Gestalt an seine zu rettende und zu heiligende Menschheit. Er sieht nicht die Person an, wie Petrus erfuhr (Apgesch. 10), viel weniger die doch zu allermeist nur anererbte und anerzogene Confession, wenn sie auch durch treue Ausübung so zu sagen zu einem Bestandtheil der Person geworden. Gott in Christo ist wohl in allen Confessionen, die ihn bekennen und anbeten, aber er ist und bleibt auch ewig über allen und wird darum auch einst alle vereinigen in der, welche ihn rein als die Liebe, die heilige, kennt, bekennt und beweist in der Wahrheit, die Er selber in uns ist. „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid“ ꝛc. (Joh. 13, 34. 35). In diesem Sinne sei und ist uns auch das Verhältniß des evangelisch-lutherischen Hamann zu seinen katholischen Freunden von vielsagender

Bedeutung. Ein katholischer Gutsbesitzer schenkte ihm Vermögen und ehrte ihn als seinen Vater, der auch starb in seinem Hause; eine katholische Fürstin gewährte ihm Begräbniß in ihrem Garten und setzte ihm die Grabschrift; ein katholischer Priester, Theologe und späterer Bischof, der edle und fromme Sailer rief ihn mit Bezug auf seine Schriften der Nachwelt ins Gedächtniß mit den Worten: „Solche Wurzelmänner kannst du vergessen, liebe Zeit, um dein Laub und Gras andächtig auf den Altar zu setzen!"

Gott allein die Ehre! Das ist also das Dritte, wozu Hamanns ganzer Lebenslauf uns aufweckt. Denn was war er an sich selbst, und was blieb sein äußerer Mensch bis an sein Ende! Von einer Knechts-, ja einer Lumpengestalt redete die Fürstin. Das war er aber nicht bloß nach seiner Körperlichkeit und deren Gebrechlichkeit im Alter: nicht nur dieses sein Kleid, auch seine ganze Natur, seine Seele war es. Welche Schwachheiten und Sonderbarkeiten hafteten an ihm, selbst nach seiner doch so tiefen und ernsten Umkehr zu Gott, welche Begierden geistiger und sogar sinnlicher Art! Fern, sehr fern sei es von uns, solches im Geringsten zu beschönigen oder gar zu rechtfertigen. Entschuldigt aber und vergeben, ja ausgelöscht sind sie worden von der Allmacht göttlicher Barmherzigkeit. Sie konnten es darum werden, weil der Wille seines Herzens aufrichtig, weil das Innerste seines Wesens Demuth, Glaube und kindliches Halten an Gott, seinem Erretter und Heiland war, und in allen Anfechtungen und Abschweifungen der Natur es blieb bis ans Ende.

„Ich bin ein Mensch, und ziehe mir alle menschlichen Zufälle wie meine eigenen zu Herzen!" so hatte der Sechsundzwanzige geschrieben, so wiederholte er oftmals bis ans Ende seines Lebens. „Dies Wort bleibt immer die schwerste Aufgabe, das tiefste Räthsel für den gemeinsamen Verstand," äußerte er sieben Jahre vor seinem Tode zu Reichardt, und dazwischen: „Mit der Anwendung dieses Wortes auf sich selbst wird jede Neugierde zur Weisheit."

Damit hatte er den Grund seiner tiefen Selbsterkenntniß und daraus fließenden Demuth gelegt. Das bedeutsame Wort, das über der griechischen Tempelpforte stand, welches der Griechen Weisester, weil Demüthigster zu dem seinen gemacht, Hamann hatte seine Wahrheit im höheren Lichte erkannt. Erkenne dich selbst! hieß ihm nicht bloß: Erkenne dich nach deinen allgemeinen und besonderen Anlagen und Kräften, wie nach deinen Schwächen und Fehlern, den „Endlichkeiten" als Mensch überhaupt und als dieser Mensch, und andrerseits nach deiner bloß menschlich diesseitigen Bestimmung in der Gesellschaft; sondern ihm hieß es: Erkenne dich als den zu Gottes Bilde geschaffenen, aber tief gefallenen, Elenden, Schuldvollen, Unvermögendsten von allen, aber dennoch als den zu jener hohen ersten Gottesbildschaft in Christo Berufenen, dazu mit Seinem eigenen Blut Erlösten und zur Heiligung der Liebe Bestimmten und Befähigten! Denn nur ein solcher ist es, der „alle menschlichen Zufälle wie seine eigenen sich zu Herzen nehmen" kann, nicht um sie im Gefühl bloß durchzukosten oder gar danach in sinnlichen Genuß nach Faust's Weise zu ertränken, sondern um sie zu heilen mit Gebet und Arbeit, ja mit der Arbeit des Gebets zu dem Allheilenden und Heiligenden. In diesem Sinne ist der wahre Christ allein der wahre Mensch, und ein Mitretter seiner Mitmenschen.

Allein hier gilt es, den inneren Gottesmenschen, wofern er wie in Hamann einmal zum Leben gekommen durch Hingebung an Gottes Zug und Gnade, und den äußern, alten, adamischen Naturmenschen, der uns anhängt und nicht thut was jener will (Röm. 7) zu unterscheiden. Letzterer hing unserm Freunde bei dessen urgewaltiger Feuerseele besonders hart an. Die erlangte Glaubensgerechtigkeit in eine durchgehende Lebensgerechtigkeit, den Glauben in die Liebe überzuführen und so das in ihm gezeugte Ideal des Geistmenschen im Seelenmenschen zu realisiren, ward ihm allzuschwer. Nicht ohne eigene Schuld. Anstatt im reinen Licht der keuschen, verleugnenden, sich Gott allein weihenden und

opfernden Liebe zu wandeln und also dieses Licht rein und einfältig leuchten zu lassen, griff seine Natur immer wieder nach andern Dingen — Büchern, Freunden, Genüssen, welche jenes trüben und mit Rauch umzogen, sodaß es oftmals nur noch wie ein kleines Fünklein oder Döchtlein brannte, wenig leuchtend, selber fast erstickend. Wenn irgendwo, so tritt uns an ihm die Wahrheit des herzliche Ermahnung einschließenden Wortes Christi entgegen: Der Geist ist willig, aber wie schwach das Fleisch! Das Fleisch — unsre gesammte geistseelleibliche Natur, wie sie durch Adam die Selbstheit und Begier angezogen und darunter seufzen muß! Wohl, wenn sie seufzt und nicht abläßt, nach dem Retter zu hungern, bis er erscheint und sie rettet und auf den Grund reiniget zu ihrem Heil.

Dieser Hunger, dieses Seufzen des innern Menschen verließ Hamann nicht, und darum blieb der Same, den er empfangen in einer tiefen Geburt, bei ihm bis ans Ende; ja er brach durch die Erde, die ihn hielt, immer wieder durch als ein Lichtssame, der nach dem oberen Lichte sich sehnt, von dem er stammt. Nach dem äußeren Menschen aber blieb er der Erde verfallen und der ganzen Qual ihres schwer auf ihm lastenden Wesens. Wir haben gesehen, wie er fast die ganze Zeit seines Lebens geschult und gezüchtigt wurde in dem, woran er hing, gezüchtigt von der heilsamen und heimsuchenden Gnade dessen, der nicht will, daß jemand weder in der Lust dieser Welt, noch in dem selbstgeschaffenen Leide derselben verloren gehe, sondern daß der Sünder sich zur Buße kehre. Und das war das G r o ß e in Hamann, daß er bei allem auf- und ausfahrenden Trotz seiner Feuersnatur sich immer d e m ü t h i g e n konnte unter diese gewaltige Hand, ja sie küssen und segnen. Darum ist er auch gesegnet worden, und soll es uns bleiben.

Nirgend besser aber spricht sich diese seine Gesinnung aus, als in jenem Schreiben an die Fürstin vom 11. Decbr. 1787, wor aus wir Folgendes hierhersetzen.

„Eine willige Unterwerfung unter den göttlichen Willen, und eine schuldige Aufopferung unsrer eigensinnigen Wünsche ist das einzige und allgemeine Hülfsmittel gegen den Wechsellauf der Dinge und menschlichen Urtheile, sie mögen für oder wider uns sein. Ohne sich auf Grundsätze zu verlassen, die mehrentheils auf Vorurtheilen unsers Zeitalters beruhen, noch selbige zu verschmähen, weil sie zu den Elementen der gegenwärtigen Welt, und unsers Zusammenhanges mit derselben gehören, ist wohl der sicherste und unerschütterlichste Grund aller Ruhe, sich mit kindlicher Einfalt an der lautern Milch des Evangelii zu begnügen, sich nach der von Gott, nicht von den Menschen, gegebenen Leuchte zu richten, die uns scheint an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe; alle unsre Sorge auf den zu werfen, von dem wir die Verheißung haben, daß er für unser und der Unsrigen Schicksal sorgen werde; sich auf den einzigen Mittler und Fürsprecher zu verlassen, dessen Blut bessere Dinge redet, als des ersten Heiligen und Märtyrers Abel, und uns von dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise erlöset hat. Hierin besteht das Alpha und Omega meiner ganzen Philosophie. Mehr weiß ich nicht und verlange ich nicht zu wissen. Trotz meiner unersättlichen [literarischen] Näscherei und Neugierde finde ich nirgends — aber in diesem Einzigen das wahre All und Ganze für jedermann, ohne Ansehen der Person und des Geschlechts."

In Summa, J. G. Hamann selbst ist uns ein Vorbild in der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, in der kindlichen Demuth und dem männlichen Muthe seines Wesens, wie in dem Halten und Beharren an dem geborenen, nicht gemachten Glauben und Vertrauen zu Gott, seinem himmlischen Vater und ewigen Heilande. Ein Vorbild in der Liebe des Geistes, des heiligen und heiligenden, ein Vorbild der Heiligung, ein Heiliger war er nicht und kann es auch uns nicht sein. Er wußte es selbst und scheute es sich nie zu bekennen. Er wollte lieber schlechter als besser erscheinen, denn er war. Auch das Letztere ist der Nachahmung werth — zumal in unsrer Zeit.

Zum Andern ist und bleibt Hamann ein helles Beispiel eben jener göttlichen, heimsuchenden Gnade, Geduld und Langmuth, aber auch des göttlichen züchtigenden Ernstes bis ans Ende seines Lebens, dessen volles Erdenmaß er darum auch nicht erreichen sollte. Genug, daß die himmlische Weisheit ihr Ziel an ihm und mit ihm dennoch erreicht hat! — Mögen denn auch diese Blätter das bezeugen, zu einer Frucht für den Leser. Mögen sie bezeugen aufs neue, daß was Gott retten will, er wirklich rettet, wenn nur ein Fünklein des Verlangens in der Seele bleibt, sich retten lassen zu wollen; daß der gute Hirte das verlorene und immer wieder sich verirrende Schaf nicht läßt, wenn es nur noch die Sehnsucht umzukehren nicht fortwirft; daß der Vater auch das unartigste Kind nicht verstößt, wofern es nur den Zug des Vaters nicht aus seiner Seele, und die Demuth und die Reue nicht aus seinem Herzen läßt, — wofern der Vater nur das Eine in der Seele Tiefe findet: den kindlich-lauteren Willen zu Ihm!

Wer ihn in dieser reinen Demuth übertrifft, und die auf diesem Grunde erwachsende heilige Liebe wesentlich angezogen hat und ausübt im Leben, der, aber auch nur der, steht über J. G. Hamann, dem christlichen Manne und Bekenner.

Wie Andere, Mitlebende und Spätere, über Hamann den Menschen und besonders den Schriftsteller geurtheilt, davon im folgenden, letzten Bändchen. Hier wollen wir nur, wie sichs am Grabe eines Edlen geziemt, noch anführen, was ohne Menschenlob ausgesprochen werden kann und ward von denen, welchen er im Leben zunächst gestanden.

Der Königsberger Professor Kraus, der dem Verstorbenen lange Jahre ein hülfreicher Freund gewesen, schrieb bei der Nachricht seines Todes: „Ich habe seit meiner Mutter Tode noch keinen Sterbefall erlebt, der mir tiefer das Herz verwundet hätte.“ Zu einer Charakterschilderung des Heimgegangenen aufgefordert, ant-

wortete derselbe: „Diesem edlen Manne darf ich nicht wagen ein Denkmal zu errichten. Ich muß trachten meine Seele von ihm wegzuwenden, damit ich nicht mit ihm in die Grube sinke.“

Herder schrieb: „Hamann ist todt — einer meiner ältesten Freunde! — Er stirbt, und ich habe ihn nicht gesehen. O ich kenne ihn, wie ihn einer kennt, und ehre seine Asche als eines Propheten.“

Lavater an Jacobi: „Lieber Jacobi, welch ein Schlag auf mein Herz — Hamanns Tod! den ich kaum glauben konnte. Ich hoffte immer noch den lieben Propheten zu sehen, dessen die Welt nicht werth war. Ich mische meine Thränen unter die eurigen, edle glückliche Gallitzin! lieber Buchholz! theurer Jacobi! Ach, daß ich ihn nicht mehr sehen mußte!“

Jacobi an Lavater: „Wenn ich kann, so stell ich Dir einmal die Erhabenheit dieses christlichen Menschen nach meiner Wahrnehmung und Empfindung dar.“ An einen Andern: „Sein Verstand war durchdringend wie der Blitz und seine Seele hatte mehr als natürliche Größe.“

Reichardt endlich, der vieljährige treue Freund, schilderte in einem etwas später verfaßten Aufsatze, betitelt „Hamann und Kant“, jenen wie folgt: „Er war eine [dem Philosophen Kant] ganz entgegengesetzte Natur. Das tiefste Gefühl, die glühendste Einbildungskraft waren in ihm mit einer Denkkraft vereinigt, die den tiefsten Kantischen Speculationen nicht nur leicht folgte, sondern sie gern noch vereinfachte und besser ordnete. Die höchste Kindlichkeit in seinem ganzen Wesen und Leben zeugte von der hohen innern Harmonie jener mannigfaltigen Seelenkräfte. Er hing sich an alles Gute und Schöne mit kindlicher Liebe und Hingebung und floh das Gemeine bei der ersten unangenehmen Berührung, wie Kinder das Feuer fliehen, an dem sie sich verbrannt. Vor dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Unredlichkeit erschrak er bis zum Erstarren und Verstummen ... Sein tiefes, dunkles Auge, bald trübe umwölkt, bald hell aufblitzend, seine kräftige und doch fein bewegliche Nase, sein liebe-

und gütevoller Mund voll Lust und Leiden, zeigten immer den schnell wechselnden Zustand seiner Seele an, der sich nicht weniger in den lebhaften Bewegungen und wieder in der completen Erstarrung seines ganzen markirten Körpers ausdrückte."

Doch wir werden noch Gelegenheit haben, den „Magus des Nordens" von Andern, wie von und durch sich selber geschildert zu sehen: in der Menge seiner Zeugnisse der Wahrheit, seiner „Lehr- und Lebenssprüche."

In Anbetracht des Menschen wie des Zeugen aber war es, daß ein noch lebender, katholischer Freund in Münster ihm diese idealische Grabschrift widmete, mit der wir schließen mögen:

„Friede ob deinem Staub, du einsame Lilie im Thale;
Engel Gottes, bedeckt sanft mit den Flügeln ihr Grab!
Sie, die süßen Geruch der Erkenntniß einsam verhauchte,
Schlummert und harret getrost, bis sie im Frühling ersteht."

„Den Demüthigen gibt Gott Gnade."

Bög